Allgemeine
historische Bibliothek

von

Mitgliedern

des königlichen Instituts der historischen Wissenschaften zu Göttingen.

Herausgegeben

von

Johann Christoph Gatterer.

Funfzehenter Band.



Mit Churfürstl. Sächs. Gnädigster Freyheit.

HALLE,

bey Johann Justinus Gebauer. 1770.


6241


Stadt
Bücherei
Elbing


BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA

Verzeichniß

der in dem funfzehenten Bande der historischen Bibliothek vorkommenden Abhandlungen, Recensionen, Nachrichten und Fragen.

5. Ad

5. Ad morum eorundemque doctrinae Historiam Animadversiones theologicae Lib. I. auctore *G. F. Seilero*. Erlangae 1770. 4to S. 128 : 135

6. Origini Italiche, o siano memorie istorico Etrasihe supra l'antichissimo regno d'Italia e sopra i di lei primi abitatori nei secoli più remoti di Monsignor *Guarnacci*. Tomo I. II. Lucca MDCCLXVII. fol. S. 136 : 160

7. Della Vita, degli studi, e degli scritti di Gio Batt. de *Gasparì*. Venezia MDCCLXX S. 160 : 180

8. *Josephi Morisani* de Protopapis et Deutereis Graecorum et catholicis eorum ecclesiis diatriba. Neapoli MDCCLXVIII. gr. 4to S. 180 : 197

9. Confutazione della storia del governo Veneto d'Amelot de la Houssaje divisa in tre parti. Parte I. II. III. Amsterdam 1769 S. 198 : 222

10. Histoire des causes premieres ou Exposition Sommaire des pensees des philosophes sur les principes des Etres. Par Mr. l'Abbé Batteux. a Paris 1769 S. 222 : 252

III. Historische Nachrichten und Fragen.

Fortsetzung der Denkwürdigkeiten von Constantinopel durch Herrn Grafen Dadich S. 247 : 284



I. Ab-

I.
Abhandlungen,
sonderlich über die
historische Kunst.



I.

J. C. Gatterers diplomatisches Responsum den Streit über König Heinrichs des Finklers Grabmal, welches man vor kurzem in Quedlinburg gefunden haben will, betreffend, nebst denen dazu gehörigen Actenstücken und Zeichnungen.



Herr Georg Christoph Hallensleben, Oberprediger an der Marktkirche zu Quedlinburg, will vor kurzem auf dem Münzenberge bey Quedlinburg den Grabstein des K. Heinrichs des Finklers entdeckt haben.

Eine vorläufige Anzeige von dieser Entdeckung gab das 16te Stück des Hamburgischen Correspondenten vom 27sten Januar dieses Jahrs auf der 3ten Seite, unter der Aufschrift: Quedlinburg den 15. Januar. Die in diesem Hamburgischen Zeitungsstücke hiervon befindliche Nachricht hab ich unten Lit. A. beygefügt.

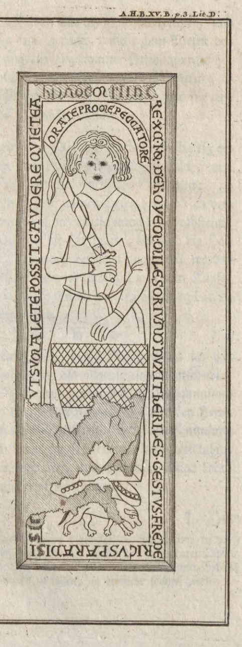
Um eben diese Zeit ist auch dem Herrn Probst Harenberg von einem mir unbekannten Herrn die Entdeckung des Herrn Hallensleben berichtet worden. Dieses Schreiben befindet sich nicht unter den Actenstücken; doch läßt sich der Inhalt, der nur in einer allgemeinen und vorläufigen Nachricht ohne beygefügte Abzeichnung des Grabmals bestanden haben muß, aus der, unter Lit. B. befindlichen Antwort des Herrn Harenbergs leicht abnehmen.

So weit ist alles zum Vortheil des Herrn Hallensleben. Aber gleich zwey Tage nach der, in dem Hamburgischen Correspondenten geschehenen Anzeige von der Hallenslebenschen Entdeckung ist gegen diese Anzeige, so wie gegen die Entdeckung selbst, eines Ungenannten Brief aus Quedlinburg in das 9te Stück der Hallischen gelehrten Zeitungen dieses Jahrs S. 69. f. eingedruckt worden, welcher Brief unter Lit. C. befindlich ist.

Sonderbar genug ist es, daß man, was in der Hamburgischen Zeitung den 27sten Jan. gelobt worden, schon 2 Tage nachher in der Hallischen gelehrten Zeitung (vom 29sten Jan.) aus einem Quedlinburgischen Schreiben hat tadeln können. Doch dieß gehört nicht zur Hauptsache. Das Hallische Zeitungsstück ist allem Ansehen nach, wie es manchmal geht, um einige Tage später gedruckt worden, als sein Datum angiebt; es kan auch seyn, daß dem Herrn Oberprediger Hallensleben ein böser Streich von einem Mißgünstigen gespielt worden, der in der einen Zeitung das bis in den Himmel erhoben, was er in der andern Zeitung als einen Irrthum, oder als eine nichtsbedeutende Kleinigkeit

verla-

A.H.B.XV.B.p.3.Lit.D.





verlachet hat. Davon bin ich nicht unterrichtet, und es gehört auch, wie gedacht, nicht zum Wesen des Streits. Genug ein ungenannter Quedlinburger hat seines Quedlinburgischen Oberpredigers Entdeckung in der Hallischen Zeitung für irrig oder wenigstens für eine nichtsbedeutende Kleinigkeit erklärt.

Da nun auf diese Art die Entdeckung streitig geworden war; so wandt man sich endlich an mich, und verlangte von mir ein diplomatisches Gutachten: zu welchem Ende mir von zweyen Orten her und zu verschiedenen Zeiten sowol die Abzeichnung des Grabsteins, aber das einemal ohne die Inschrift, als auch die Hallenslebensche Erläuterung desselben zugeschickt worden ist. Den Grabstein habe ich unten, Lit. D. in Kupfer gestochen, und Herrn Hallenslebens Erläuterung Lit. E. abschriftlich mitgetheilt.

* * *

Nach Voraussetzung des bisherigen kan ich den Streit jetzt eben so kurz als augenscheinlich entscheiden. Ich thue dieß *) in der gegenwärtigen Versammlung um desto lieber, da ich das Vergnügen habe, den Herrn Regierungsrath von Erath mit in der Versammlung zu sehen, durch dessen grosse Kenntnis der Quedlinburgischen Merkwürdigkeiten uns vielleicht einige local-Umstände bekannt werden können.

*) Es ist nämlich dieses diplomatische Responsum in der Versammlung des Königl. Instituts, den 14ten April 1770 vorgelesen worden. Da ich ausdrücklichen Befehl habe, es drucken zu lassen, so geschicht solches hiemit.

I. Die Schriften.

Die Schriften gehören in das Fach der Denkmäler-Schriften oder zum Regno artificiali, und müssen folglich nach den diplomatischen Regeln dieses Fachs betrachtet und beurtheilet werden.

Die Buchstaben sind theils aus der Capital theils aus der Uncial. Weil von den zwölf characteristischen Uncialbuchstaben hier nur 4 erscheinen, nämlich ϵ, h, L und m, (e, h, l und m), so gehört die Schrift des vorhabenden Grabmals zu der Gattung der vermischten Majuskel, welche den generischen Character hat: Capital vermischt mit Uncial, (Scriptura capitalis mixta literis uncialibus). Nun war die Majuskel, sie mag Capital oder Uncial seyn, bis gegen die Mitte des 14ten Jahrhunderts die herrschende Schrift in dem Fache der Denkmälerschriften (Scriptura dominans in regno artificiali). Siehe meine Elem. Diplomat. Vol. I. p 87. Num. I. Folglich hat die Schrift des Grabmals, von dieser Seite betrachtet, nichts widersprechendes gegen das J. 936, als das Todesjahr des König Heinrichs des Finklers.

Wir wollen jetzt die Schriften des Grabmals von einer andern Seite ansehen. Sie hat 5. völlig neugothische Buchstaben, nämlich C, D, h, m, n, (c, d, h, m, n), und einen halb-neugothischen, nämlich e, nach der Zeichnung der Schrift im Grabmal selbst (sub Lit. D.); aber nach der Zeichnung der Buchstaben in der Hallenslebenschen Erläuterung (sub Lit. E.) sind die E völlig neugothisch (e). Doch hierauf kommt es hier nicht an. Genug der vierte

Theil

Theil des Alphabets besteht in dem vorhabenden Grabmal aus neugothischen Buchstaben. Folglich gehört sie zur Gattung der Schriften, deren vollständiger generischer Character ist: Neugothische Capital im Wachsthum, (Capitalis Neogothica crescens), kurz sie gehört zur Thulemarischen Gattung. Siehe meine Elementa Diplomat. Vol. I. p. 136. §. 210. Nun ist es eine völlig gewisse diplomatische Wahrheit, daß die neugothische Schrift überhaupt nicht älter seyn kan, als das 12te Jahrhundert, so wie die Neugothische im Wachsthum um ein Jahrhundert später entstanden ist. Hieraus folgt ganz unstreitig, daß die Schriften des vorhabenden Grabsteins nicht älter seyn können, als das 13te Jahrhundert.

Dieser Schluß ist der Hallenslebenschen Entdeckung nicht günstig. Um nicht ungerecht zu scheinen, so will ich vors erste weiter nichts daraus folgen, als daß die Schriften des Grabsteins nicht gleichzeitig seyn können: denn Heinrich der Finkler ist 936 gestorben, und die Grabschrift ist, aus dem 13ten, wo nicht gar aus dem 14ten Jahrhundert, folglich ist sie wenigstens um 300 Jahre, wo nicht gar um 400, zu jung.

Aber wir wollen jetzt auch die Grabschrift lesen: bisher haben wir uns nur mit der Gestalt ihrer Buchstaben beschäftiget. Sie besteht, nach Maasgabe der länglich viereckigten Gestalt des Grabsteins aus 2 kurzen und aus 2 langen Zeilen. Die zwote lange Zeile hat Herr Hallensleben recht gelesen; ob wol er nicht bemerkt hat, daß die noch lesbaren Worte einen Hexameter ausmachen:

VT SUMA (summa) LETE (laete) POSSIT GAUDERE QUIETE.

Das darauf folgende A erklärt Herr Hallensleben für den Anfangsbuchstaben des Worts *Amen:* ob mit Recht, wollen wir hernach sehen.

Auf der zwoten langen Zeile will Herr Hallensleben lauter Anfangsbuchstaben ganzer Wörter (siglas) finden, die er seiner vorgefaßten Meynung zu folge deutet. Der Hexameter der zwoten langen Zeile hätte ihm die vermeyntlichen Siglen der ersten Zeile verdächtig machen sollen; und hätte er Denkmäler genug aus dem Mittelalter gesehen, so würde er zum voraus gewußt haben, daß man damals auf öffentlichen Denkmälern nicht so, wie er voraussetzt, mit Siglen spielte, deren ungewisse Deutung die Denkmäler für die Nachwelt ganz unbrauchbar macht. Zum Unglück hat das Neugothische *h* im Worte *hoyem* oben auf der Seite von ungefähr eine Ritze bekommen, so daß es den Augen des Herrn Hallensleben die Gestalt eines *k* vorbildete. Ich halte es für unnöthig, das übrige auszuforschen, das dem Herrn Hallensleben zu seiner unrichtigen Auslegung des Denkmals Anlaß gegeben hat. Genug, wer nicht durch vorausgesetzte Meynungen verblendet ist, und Denkmälerschriften lesen kan, der wird hier keine blosen Siglen, sondern völlig ausgeschriebene Wörter antreffen, die als Hexameters gelesen werden müssen, so nämlich:

De Hoyem miles oriundus duxit heriles
Gestus Fredericus, Paradisi . . . . .
Vt summa laete possit gaudere quiete.

Man

Man sieht hieraus, daß dieß volle 3 Hexameters sind. An dem mittlern fehlen zu Ende nicht mehr als 5 Sylben, weil hier der Stein eine starke Beschädigung erlitten; man kan aber dem ungeachtet den Sinn leicht herausbringen.

Sezt man die Worte so, wie sie auser der Versart hätten stehen müssen, zusammen: so heist das lesbare der Grabschrift also:

Fredericus miles oriundus de Hoyem duxit heriles gestus, Paradisi etc.

Das ist der Ritter, „Friedrich aus der Familie von Hoyem, hat herrliche (heriles) Thaten gethan: jezt ist er ins Paradieß versezt, (oder auch: jezt lebt er im Paradieß, oder wie man sonst die Lücke ergänzen will), damit er die höchste Ruhe frölich geniesen könne.„

Das bisherige giebt sonnenklar zu erkennen, daß der Grabstein nicht dem K. Heinrich dem Finkler, sondern dem **Ritter Friedrich von Hoyem** zu Ehren gesezt worden.

Wenn ich die in der obern schmalen Zeile befindliche Lücke nach Anleitung anderer Denkmäler dieser Art ergänzen darf; so fange ich sie von dem *A* an, das nach Quiete steht, und das Herr Hallensleben für die Sigle des Worts Amen halten will, das aber mit mehrerm Rechte für den ersten Buchstab des Worts Anno gehalten werden kan.

Ich ergänze demnach so:

Anno Domini MCCXCI. (oder wol gar MCCCXCI.) O. (obiit).

Die innere Schrift über dem Kopfe des Bildes: Orate pro me peccatore, hat keine Schwierigkeit, und ist vom Herrn Hallensleben richtig gelesen und verstanden worden: nur ist der Sünder, der sich hier Vorbitter wünscht, nicht der König Heinrich, sondern der Ritter Friedrich von Hoyem.

II. Die Bilder.

Ich komme jezt auf die Bilder. Das persönliche Bild, wenn man, wie billig, das Wappen zugleich mit reden läßt, sagt in der Bildersprache, der Hauptsache nach eben das, was die Umschrift sagt, nämlich: Hier liegt der Ritter von Hoyem begraben.

Das persönliche Bild hat gar nichts Königliches an und um sich. Wer sich nicht mit Fleiße vorsezt, hier ein Königliches Bild zu sehen, der wird auf den ersten Blick, wenn er die Sache versteht, sogleich das Bild eines Ritters wahrnehmen. Kleidung und alles übrige, insonderheit aber der Degen mit dem Wehrgehänge, kündigen das Bild eines Ritters an. Königliche Bilder sehen bekanntlich ganz anders aus.

Aus dem persönlichen Bilde allein läßt sich weder für, noch wider das angebliche Alter des Grabsteins etwas sagen. Allein so bald ein Kenner der Sache den dabey befindlichen Wappenschild erblickt, so kan es ihm gar nicht beyfallen, an die Zeiten eines König Heinrichs des Finklers zu denken: Denn Ruxners Turnierspiele in dem Heinrichischen Zeitalter finden Gott lob! heut zu Tage nicht mehr Beyfall. Der Wappenschild ist **dreyeckigt**; dieß ist allerdings die

älteste

älteste Figur der Wappenschilde; aber da der Ursprung der eigentlichen Wappen nicht über das 11te Jahrhundert hinaufsteigt: so können auch Denkmäler mit Wappen, wenn sie auch in der ältesten Schildesfigur, in der dreyeckigten, wie das gegenwärtige, erscheinen, nicht älter seyn, als das 11te Jahrhundert. Da überdieß die dreyeckigte Schildesfigur noch im 14ten Jahrhunderte ganz gewöhnlich war; so können Denkmäler, auf denen sie vorkömmt, nach Beschaffenheit der übrigen Umstände, eben so wol ins 12te, 13te und 14te Jahrhundert, als ins 11te gehören.

Die bisherigen Betrachtungen über die Bilder des vorhabenden Grabsteins geben also unstreitig so viel zu erkennen: der Grabstein ist einem Teutschen Ritter zu Ehren zwischen dem 11ten und 14ten Jahrhunderte gesetzt worden. Wer dieser Teutsche Ritter war, sagen die Bilder nicht, aber das Wappen zeigt doch seine Familie an: er war ein Herr von Hoyem oder Hoym, denn das Wappenbild ist das Hoymsche, und dieß ist so wenig zweifelhaft, daß ich, ehe ich noch die Umschrift des Grabsteins las, sogleich auf dem ersten Blicke das Hoymsche Wappen erkannte. Der Herr Regierungsrath von Erath, hat unter den Kupferstichen seines Quedlinburgischen Codicis diplomatici eine ganze Folge Hoymscher Siegel, auf deren das Wappen dieser Familie erscheinet, mitgetheilt. Ich habe diese Siegelsuite für mein diplomatisches Cabinet ausgesondert, und zeige sie hier öffentlich zu mehrerer Ueberzeugung vor. Wenn man nicht wol Acht hat, so kan man leicht das Hoymsche Wappen mit dem Wappen der Familie von Dietfurt verwechseln: denn beyde sind

vier-

viermal quergetheilt; aber der Unterschied der Tincturen macht sie doch einem Kenner der Heraldik und Diplomatik kenntlich genug. Ich habe hier auch einige Dietfurtische Siegel aus dem Codice diplomatico des Herrn von Erath bey der Hand, um den Unterschied zwischen ihnen und dem Hohmschen zu zeigen. Kenntlicher ist das Wappen der Herren von Berg, oder de Monte, denn es hat nur eine dreyfache Quertheilung, da hingegen das Hoymsche und Dietfurtische Wappen eine vierfache Quertheilung haben. Ich kan auch von der Familie derer von Berg einige Siegel mit ihrem Wappen aus dem gedachten Codice diplomatico des Herrn von Erath vorzeigen.

Gesetzt also, daß der vorhabende Grabstein gar keine Umschrift hätte, so würden doch die darauf befindlichen Bilder allein schon hinlänglich darthun, daß der Grabstein einem Ritter aus der Hoymschen Familie zugehöre, der zwischen dem 11ten und 14ten Jahrhundert gestorben ist.

Noch ist zu den Füssen des Ritters ein Hund, oder was es sonst für ein Thier seyn mag, zu sehen. Da dergleichen Thiere auf Denkmälern und Siegeln sowol geistlicher als weltlicher Personen vom hohen und niedern Adel vorkommen; so ist uns dieses Bild hier weder zur Bestimmung des Standes der Person, noch der Zeit etwas nütze, und ich halte mich, da es nicht zur gegenwärtigen Absicht gehört, nicht weiter dabey auf.

Wenn ich nun alles bisher gesagte zusammen nehme, so muß ich freylich aus Liebe zur Wahrheit offenherzig gestehen, daß der Herr Oberprediger Hallensleben

ben Unrecht, und hingegen der ungenannte Verfasser des in die Hallischen gelehrten Zeitungen eingerückten Briefs Recht habe; wie wol dieser doch seiner Sache nicht recht gewiß war: wie aus verschiedenen Stellen seines Schreibens erhellet, auch bin ich darin nicht seiner Meynung, daß, wie er am Ende des Schreibens sagt, „die Entdeckung, wenn sie auch richtig wäre, doch für die Geschichte unnüz, wenigstens eine unbedeutende Kleinigkeit wäre.„ Wir haben viel zu wenige Denkmäler von unsern Königen und Kaisern übrig, als daß es uns nicht sehr angenehm seyn müßte, wenn jemand so glücklich wäre, ein neues zu entdecken. Auch bin ich für meinem Theil dem Herrn Hallensleben für seine Entdeckung und für die dabey gehabte Bemühung verbunden: denn ob er gleich kein königliches Grabmal entdeckt hat; so hat er doch durch seine Entdeckung zu allerley nüzlichen Untersuchungen Gelegenheit gegeben, und unsere Teutsche Denkmälerkunde wenigstens durch ein bisher unbekannt gewesenes Grabmal eines Ritters aus einem berühmten Adelichen Hause bereichert. Aber zur Erklärung und Beurtheilung solcher Denkmäler gehört freylich noch etwas anders, als gut predigen können, welche schöne und nüzliche Gabe dem Herrn Oberprediger durch mein diplomatisches Responsum auf keine Weise streitig gemacht wird.



Beylagen
zu dem voranstehenden diplomatischen Responsum, von Lit. A. bis E.

Lit. A.
Extract aus dem Hamburg. Correspondenten vom 27sten Jan. 1770.

„Quedlinburg, den 15. Januar.

Es ist vor kurzem eine sehr merkwürdige Entdeckung gemacht worden, die in der Geschichte ein groses Licht aufstecken, und viele Dunkelheiten, darüber die Geschichtschreiber noch niemals einig werden können, aufklären wird. Man ist bißher noch immer ungewiß gewesen, ob der Kaiser Henricus I mit dem Zunamen Auceps genannt, der bekannter massen dieses weltliche freye Stift fundiret hat, in dem Münster der hohen Stiftskirche, wie die uralte Tradition ist, oder, wie andere mit mehrerm Grunde behauptet, auf dem sogenannten Münzenberge bey Quedlinburg begraben liege? Dieses leztere ist nunmehr durch einen besondern Zufall hinlänglich bewiesen und auser allem Streit gesezt worden. Dem hiesigen Gelehrten, und wegen seiner grosen Kanzelberedtsamkeit sehr beliebten Oberprediger an der Marktkirche, Herrn Hallensleben, war das Glück vorbehalten, durch eine so wichtige Entdeckung der Geschichte seines Vaterlandes nüzlich zu werden. Als ein Liebhaber und Kenner der Altertһümer wird er bey einem Spaziergange auf dem Münzenberge in einer Mauer einen aufgerichteten Grabstein gewahr, der seine ganze Auf-

Aufmerksamkeit auf sich zieht. Mit forschenden Blicken, denen auch da nicht leicht etwas entgeht, wo tausend andere Menschen nichts sehen, untersucht er so wol das in dem Stein eingegrabene Bildnis, als auch die darum stehende, doch durch die länge der Zeit ganz unleserlich gewordene, lateinische Grabschrift, und ist endlich nach oft wiederholten Versuchen so glücklich, den ganzen Stein zu entziefern, und das völlige Epitaphium Henrici Aucupis herauszubringen. Hierauf ist dieser Stein auf ausdrücklichem Befehl des Hofes von dem Münzenberge in das Münster der hohen Stiftskirche gebracht worden, wo er zum ewigen Andenken dieses glorwürdigen Kaisers aufbewahret werden soll. So bald es die Witterung erlaubt, wird das Grabmal desselben auf dem Münzenberge näher untersucht, und alsdenn eine umständliche Beschreibung davon, nebst der ganzen Geschichte Henrici Aucupis von dem Herrn Oberprediger im öffentlichen Druck herausgegeben werden. Das gelehrte Publicum siehet dieser Schrift mit Verlangen entgegen; und obgleich der Herr Oberprediger sich noch niemals der Welt als ein Schriftsteller gezeigt hat, so kan man sich doch (nach seiner unvergleichlichen Kanzelsprache zu urtheilen, womit er bey aller Gelegenheit die Herzen seiner Zuhörer zu fesseln weis), schon zum voraus sehr viel von ihm versprechen. Um den Kopf des Bildnisses, das auf dem Steine stehet, sind die Worte, die von der christlichen Denkungsart des gottseligen Kaisers Henrici Aucupis zeugen, tief eingegraben:„

„ORATE PRO ME PECCATORE.„

Lit. B.

Herrn Probst Harenbergs Schreiben.

Ew. Hochwohlgeb. eröffnen mir die Nachricht, daß das Epitaphium des Teutschen Königs Henrichs des ersten, den man in neuern Zeiten Aucupem genannt, zu Quedlinburg gefunden sey. Ich möchte mir davon wohl eine Copie ausbitten, um zu sehen, ob es für gleichzeitig gehalten werden könne. Auf oder in dem Schlosse zu Quedlinburg ist derselbe König nicht begraben, weil dasselbe zu dessen Zeit nicht da gewesen seyn kan. Denn die ersten Religieusen zu Quedlinburg waren translocirte Benedictinerinnen, deren Regentinnen aus gleichem Orden waren, und eine ansehnlichere Klosterwohnung nebst ihren Untergebenen hatten. Des Kaisers Otten II. Schwester kan sich ein eigenes Haus gebauet haben. Wäre die Klosterkirche dem Apostel Petro gewidmet gewesen, so könte man auf den Gedanken fallen, daß Hochgedachter Heinrich darinnen begraben worden. Aber diesen Artikul wird man zu Quedlinburg zu berichtigen wissen. Und Kettner, den ich nicht zur Hand habe, wird davon Nachricht gegeben haben in seinen Antiquitatibus Quedlinburgicis. Die Urquellen der Geschichte liefern nichts mehr, als was anfänglich Wittkind aus Corvei, der Chronographus Saxo, das Chronicon Quedlinburgicum — sagen. Der erste, welchen die andern nachgeschrieben, berichtet Lib. I. pag. 642. dieses: Translatum eſt corpus eius a filiis ſuis in Civitatem, quae dicitur Quedelingeburg et ſepultum in Baſilica ſancti Petri ante Altare cum planctu et lacrymis plurimarum

Gen-

Gentium. Er starb im sechzigsten Jahr seines Lebens den 7 Jul. zu Memleben in Thüringen, welches Ditmarus Merseburgensis so wol Lib. I. *anna:* pag. 328, als auch Continuator Reginonis ad. a. 936. Hermannus Contractus und andere Zeitbeschreiber wiederholen, nebst der Anzeige von dem Orte, wo er begraben worden. Quedlinburg war Anfangs noch villa regia, wie aus Heinrichs Urkunde, die er dem Kloster Corvey 922 verliehen hat, erhellet. Heinrich versezte die Adelichen Benedictinerinnen aus dem benachbarten Kloster Windhausen dahin, etwa 935. Aber die Einweihung kam erst unter Otten dem grossen, seinem Sohn zu Stande, und wurde dem heiligen Servatio gewidmet. Die erste Abtißin aus Windhausen, war Diemoth, die vor der Versezung mit ihren Jungfrauen sich an keine Klosterregeln gebunden hatte, und Vitam Canonicam liebte. In Quedlinburg mußte sie sich zu der Regel Benedicti bequemen. Heinrich sezte sein Eigenthum Quedlinburg zum Witwengehalt seiner Gemahlin Mathilde aus, und ließ endlich daselbst eine Stadt anlegen, die schon 936 Civitas genannt ward.

In den Büchern und Dissertationen, worinnen von den Begräbnissen der teutschen Könige und Kaiser, findet sich nichts von einem Epitaphio Henrici und nichts mehr, als was Widekind Chronographus Saxo, und Chronicon Quedlinburgense geschrieben stehet.„ Ich bin mit vollkommener Hochschäzung

Ew. Hochwohlgeb.

Braunschweig,
den 13ten Feb. 1770.

geh. Diener
Joh. Christ. Harenberg.

Lit. C.

Extract aus den Hallischen neuen Gelehrten Zeitungen, 9tes St. vom 29. Jan. 1770.

„Quedlinburg, im Jan. 1770.

Meine Herren erlauben, ihnen zu sagen, daß die in dem 16ten St. des Hamb. Correspondenten behauptete Meynung, von einem hieselbst entdeckten Grabsteine K. Heinrichs I wohl nicht so gegründet ist, als sie in diesem Zeitungsberichte vorgestellet wird. Denn zu geschweigen, daß das im Steine eingehauene Bild dieser Meynung völlig zuwider ist, so findet man auch den Namen Henricus Auceps auf demselben nicht. Auceps konte auch, wie man weiß, nicht drauf stehen, da Heinrich diesen Beynamen erst im 12ten Jahrhundert erhalten hat. Ausserdem sagen alle Schriftsteller, daß Heinrich in der hiesigen hohen Stiftskirche S. Servatii begraben worden sey: und man hat erwähnten Stein auf dem Münzenberge gefunden? Der Annalista Saxo, den die andern Chroniken ausgeschrieben haben, versichert ad a. 636. (936.) et in Basilica et Petri ante altare sepelitur. Spätere Chronikenschreiber haben das *et* in ein *S.* verwandelt, und eine Kirche S. Petri gemacht. Noch entscheidender ist das Zeugniß in dem Vita B. Mathildis, welches auf Befehl K. Heinrichs II verfertigt ward: igitur sepeliverunt corpus in Basilica S. Servatii iuxta sepulchrum regis Henrici. Und wenn Fabricius in Saxon. von dem Grabe Heinrichs redet, so irrt er zwar den Chronikschreibern nach, die es in der Kirche S. Petri finden wollen, er beruft

sich

sich aber dabey auf ein sehr bekanntes Monument: quod ipsum monumentum testatur, e *rudi lapide*, (der nicht bearbeitet worden ist, auch keine Innschrift hat) nulla magnificentia (also auch ohne Decorationen und Schnitzwerke ist) factum est. Die Schrift auf oftgedachtem Steine sagt deutlich, daß er ins 14te Jahrhundert gehöre, und die leserlichen Worte, welche einem jeden in die Augen fallen: DE HOYEM MILES, daß er einem Herrn von Hoym gesezt worden sey. Und hiemit stimmt auch die Geschichte unsers Reichsstifts, und das Wappen auf dem Steine überein, welches nach den Abdrücken, die Leuckfeld, Bekmann, und Erath geliefert haben, das alte Wappen dieser ehemaligen berühmten Familie ist. Und wenn auch die in dem Correspondenten gemeldete Entdeckung richtig wäre, welches doch nicht ist, und nicht seyn kan, so würde sie in Wahrheit für die Geschichte unnüz, wenigstens eine unbedeutende Kleinigkeit seyn.

N.„



Lit. E.

Erläuterung über den, von Unterschriebenem entdeckten, Grabstein Henrici I. Regis gloriosiss. memoriae.

I.

Die Abzeichnung des Grabsteins ist mit mathematischer Genauigkeit verfertiget. Das Bildniß so wol als die Umschrift bestehet aus eingegrabenen Zügen oder aus linien, die auf der geebenten Fläche des Steins eingetiefet sind. Die Anzahl und der Gang der linien auf dem Steine und die Abzeichnung ist übereinstimmig. Die in Schatten gelegte grosse und kleine Pläze sind Beschädigungen, welche dem Monumente theils durch das hohe Zeitalter, theils durch einen gewaltsamen Umsturz bey Menschendenken: endlich auch dadurch zugezogen sind, daß selbiges auf einer nicht geringen Höhe, und gegen Norden gestellet, seit funfzig Jahren und drüber, aller Strenge des Wetters ist ausgesezt gewesen. Zuvor hat es Wirthe gehabt, in deren Wohnstube ihm alle Schaurung wiederfahren ist; und vor der Reformation des hiesigen Reichsstifts hat es in noch grösserm Respect gestanden, welcher sich auf die Nachkommenschaft fortgepflanzt, davon die Sage alter leute noch jezt Zeugniß giebt *).

II. Das

*) Aus einem Handbriefe führe ich zur Erläuterung folgendes an: Der Ort, wo der Stein entdeckt worden, heißt der Münzenberg, und liegt dem Schloßberge wenigstens zwey tausend

II. Das Maaß des Steins hält 7⅓ Fuß Länge: 2⅔ Fuß, ein wenig drüber, Breite: Die Dicke, wo er am stärksten ist, über 1 Fuß. Die Hinterseite ist sehr nachläßig behauen.

III. Der äussere Rand, durch Schattirung bezeichnet, ist ein Abschuß oder Abhang der Oberfläche. Der innere Rand ist für die Umschrift, und hat zwey Gränzlinien.

IV. In dem Platze des Steins steht das männliche Bildniß, womit in Beziehung stehet

1) Das Schwerdt, umwunden mit einer Binde, welche gegen die Spitze zu überhänget. Hier glaube ich den gladium regum priscorum utriusque Franciae in seiner wahren und ächten Abbildung zu erblicken. Wittichindus hat denselben, da er den Krönungsactum Ottonis I beschreibet, gladium cum baltheo genennt, *apud Meibomium T. I. pag.* 642. Gladius cum baltheo ist hier ein Indiuiduum, es muß das vom Meibom gesezte Unterscheidungszeichen nach *sumto inde gladio*, ausgestrichen werden. Accipe hunc gladium heißt es gleich nachher; weil

B 3 der

tausend Schritte gegen über vor der Mauer, wo er befindlich, haben vor funfzig und mehr Jahren Häuser gestanden, die meistens nach einem starken Regen herunter gestürzt sind – Bisher hat man geglaubt, dieser Kaiser läge im Münster der hohen Stiftskirche in Quedlinburg begraben. C.

der baltheus um das Schwerdt gewunden war. Das Schwerdtbild auf dem Steine wird alſo künftig eine authentiſche Erklärung dieſer Stelle des Wittichinds von dem alten Staats- und Reichsſchwerdte der alten Fränkiſchen Monarchen abgeben. Francia occidentalis hat das Oriflammeum (l'Orflamme) ſcil. flammeum ſeu vexillum ad os vel mucronem gladii regii von dem gladio cum baltheo entlehnt oder erhalten. Conf. M. Freheri Origg. Palat. Part. I. pag. 9.

2) Die 2 Zirkelbogen an der linken Hand können nicht Gränzlinien des Ermels ſeyn; dazu war einer hinreichend. Ich habe an die armillas aureas gedacht. Der Zirkelbogen an der rechten Hand kan von gleicher Bedeutung ſeyn.

3) Der Schild hat eine uralte Form und auch Verzierung in der erſten und dritten Section. Iſt vielleicht die urälteſte Abbildung eines deutſchen Heerſchildes.

4) Bey der Fußbekleidung kommt mir in die Gedanken, was Eginhardus in vita Caroli M. von calciamentis gemmatis angeführet hat. Die Cornua Wittichindi Corbei. in dem Krönungsactu Ottonis I ſind nichts anders: cornibus humitenus dimiſſis (pro demiſſis) Meibom. Tom. I. pag. 642. fin.

V. Ausser dem Bildnisse ist befindlich

1) Zu den Füssen, ein fortschreitendes vierfüßiges Thier. Aehnlichkeit muß hier nicht gesucht werden. Die Bildung ist zu einfach.

Insigne Francorum ist ein Löwe gewesen. M. Freheri Origg. Palat. P. I. p. 117. etiam Saxonum, teste Wittichindo, apud Meibom. T. I. p. 632. inf. et 633. etiam familiae Henrici Aucupis. Davon ist der sichtbare ungezweifelte, und vielfältige Beweis in Quedlinburg vorhanden: vor jedermanns Augen, und dennoch von wenigen bemerkt. Ich behalte es mir vor, die befriedigendste Rechenschaft davon künftig zu geben.

2) Ueber dem Haupte des männlichen Bildnisses ist eine Bogenfigur mit der Inschrift:

ORATE PRO ME PECCATORE.

VI. Die Umschrift des Steins nach den vier Schriftleisten:

1) Die Haupt- oder Oberleiste. Davon kan ich bis jetzo keine Abschrift geben, weil ich der einzige bin, der durch das einzige Hülfsmittel der Sonnenstrahlen, welche zur Morgenzeit die Fläche des Steins streiften, und die schwachen, zur andern Tageszeit unmerklichen, Vertiefungen in Schatten sezten, so viel herausgebracht hat, daß der Name:

Heinricus oder Henricus cognomento Auceps, in gewöhnlichen Abkürzungen daselbst müsse gestanden haben. Diese in der Optica gegründete Erscheinung hat sich nachher nicht wieder zutragen können; weil auf höchsten Befehl das Monument von seinem Ort verrücket, und weggeschaft worden ist. Ich hatte zwar geziemend angesucht, den Stein an seinem freyen, und jederman zugänglichen Orte mit einem Gehäuse eine Zeitlang verwahren zu lassen, in der Absicht, daß das Lesen der verdunkelten Schrift auf eben die Weise, wie es mir gelungen war, von andern Personen geschehen könte. Die Hofnung, daß diese Dunkelheiten einer Aufklärung noch fähig sind, gebe ich nicht gänzlich auf. Ich halte die obere Schriftleiste für verkleistert; so daß die Buchstaben mit einer fremden, dem Steine ähnlichscheinende, Materie ausgefüllet sind. Einige sehr schwache Buchstabenzüge sind dennoch übrig geblieben, die der Erscheinung bey den Sonnenstrahlen zur Vormittagszeit, wie oben gemeldet, sind beförderlich gewesen. Gedachte Verkleisterung ist entweder vorsäzlich, und schon in alten Zeiten, zur Verheimlichung der Grabstätte geschehen, und hat sich wol gar über die ganze gebildete Fläche des Monuments erstreckt: oder zufälliger Weise; dergestalt, daß die Hauswirthe, die das Monument in ihrer Stubenwand

wand vormals aufrechtstehend gehabt, bey vielmaliger Anweissung der Stube auch den Stein mit angestrichen haben; wenigstens am Obertheil, wo er an die Stubendecke gestossen hat. Nachher hat diesen Obertheil der Regen nicht abspühlen können; weil die Mauer, in der ich ihn angetroffen habe, und welche mit dem Stein gleiche Höhe hatte, mit einer Dachung versehen ist *). Ueber den Stein, wo er jeßo liegt, habe ich nicht zu gebieten; sonst müßten meine Anschläge über ihn schon vollzogen seyn. Vorstellungen wegen mehrerer Säuberung, und Reinigung des Steins habe ich gethan, und werde Gehör finden.

2) Die Schriftleiste zur linken Hand des Bildes, liefert folgende durch Punkte deutlich abgesonderte Membra:

Membr. 1. REX D, F, C, Rex Diuina Fauente Clementia. Das D. ist umgekehrt eingehauen, oder vielmehr gegraben.

Membr. 2. DE KOYEM. Deceſſit (defunctus) Kaſtello YEM munleba.

Herr von Erath führt Cod. Diplomat. Quedlinb. eine Urkunde Ottonis I an, unterzeichnet: Actum in Immunleba,

B 5 pag.

*) Ehemals haben hier Wohnhäuser gestanden, und der Stein hat einen Theil der innern Wand des Zimmers ausgemacht.

pag. 10; und 32 f. stehen die Varianten von dem Namen Memmleben: Castellum Himeleina. Hiemelevva. Hyemelevva.

Membr. 3. MILES ORIVND' DVX ITHERILES. Miles Oriundus Dux in Thuringia. Electus Rex in Loco Electionis Sacratus.

Miles a virtute bellica stehet auch vom Lothario Sax. Imper. apud Meibom. T. I. p. 798.

Anm. Gobelinus Persona (aliique recentioris aeui Scriptores) hat zwar den Ausdruck Teutoniae Regnum, in Vita Henrici et Ottonis I angebracht. Könnte ich dieß Latein aus ältern und classischen Schriftstellern des zehnten Sec. bewähren; ich deutete dieß dritte Membrum also: Miles oriundus Dux In THEutoniae Regni Imperium (Imperatorem) Libera Electione Sublimatus, oder prImus THEutoniae {Rex In Loco Electionis Salutatus. / Regni Imperator Libera Electione Salutatus.}

Membr. 4. GESTVS. Gloriosissimi Exuuiae Solenniter Tumulatae sunt, oder Gloriosissimum Eius Superstites Tumularunt Solenniter.

3) Am

3) Am Ende der linken Leiste; die Fuß- oder Unterleiste mit dem Anfange der rechten Leiste.

FREDERICVS PARADISI II - --
Fredericus Pro Animae Remedio Aram Dicauit (dedicauit) In SanctI Sī *) vielleicht {Stephani / Seruatii} honore.

*) Hier ist die stärkste Beschädigung des Steins, und eine ziemlich geräumige Schriftlücke.

Anm. Fredericus, Erzbischof zu Mainz und Erzcapellan, in den Unterschriften der Diplomatur Ottonis I von 937 an. conf. Mallinckrot de Archicancell. pag. 31. sqq.

4) Die Schriftleiste zur rechten Hand, nach der Schriftlücke:

VT SVMA LETE POSSIT GAVDERE QVIETE A.
Vt Summa laete possit gaudere quiete Amen.

Anm. Die Steinschrift hat keine andere Unterscheidungszeichen oder Distinctiones, als Puncta zwischen den Sätzen, die einen völligen Sinn geben. Eine Beobachtung in den Autographis der ältesten Urkunden.

Einige

Einige Zusätze.

I. Meine vaterländische Entdeckung, und vorstehende Beschreibung davon, ist so beschaffen, daß selbige 1) keinem Scriptori classico in der Geschichte Henrici I, und seiner Nachfolger, zuwider; sondern darinn vielfältig gegründet ist: 2) mit den Urkunden des Reichsstifts Quedlinburg in personis, factis et locis genau übereinstimmet: endlich 3) Testimonia vor sich hat, deren fidem zu behaupten, ich über mich nehme.

II. Georg Fabricius hat seinen sächsischen Jahrbüchern: Origg. Saxon. und Annal. Misn. Quedlinburgische Geschichte und Monumenta hin und wieder einverleibet. Ein Chronicon Quedlinburgicum, wie er es anführt, das dem Chronico Dithmari gleichzeitig ist, war zu seinem Gebrauch. Des Dithmari endiget sich mit An. 1018: das Quedlinburgicum mit An. 1021. Hievon steht sein eignes Geständniß Annal. vrbis Misnae pag. 25. Von seinen Quedlinburgischen Merkwürdigkeiten schreibe ich folgendes ab:

1) *De Sepulcris Saxonum.* In funeribus prosequendis diligentissimi: memoriam suorum religiose colunt; monumenta ambitiose non exstruunt, nisi summis viris, eaque *vno lapide imposito* aut *tumba in altum erecta;* vti *Henrici Aucupis Quedlinburgi cernitur in Hercyniis*, et Magdeburgi Othonis I

nis I in Saxonia, et Wilderhusii Wittichindii et Wigbertii in diocoese Bremense: vlteriora non habemus. conf. Origg. Saxon. pag. 68. in f.

2) Henricus in Turingia in morbum subitum et grauem cum incidisset — corpus delatum est Quedlinburgum, et in templo Petrino depositum: *quod ipsum monumentum testatur e rudi lapide nulla magnificentia, vt apparet, factum.* Montem, *iuxta quem sepultus est*, post aliquot annos arsisse etc. conf. Origg. Saxon. pag. 124. in f.

Anm. Monumentum *e rudi lapide.* Er ist ein gemeiner doch vester Sandstein. *Nulla magnificentia*, ganz dürftig an Kunst und Zierrathen. *Testatur*, Schrift, Bildniß, und vorzüglich gladius cum baltheo, sind die Zeugen. *Vt apparet*, jedermann kan ihn sehen. Mons, *iuxta quem* ist der bezeichnete Ort, wo dieß Monument gestanden, und wo noch jetzo sein Grab seyn muß.

3) Vxor eius obiit — et *iuxta maritum conditur* — vt e *monumentis licet cognoscere.* Origg. Saxon. pag. 125. ab init.

Anm.

Anm. Es iſt noch ein Grabſtein mit einem ſchwach erhabnen, ſehr unkentlich gewordene weiblichen Bildniſſe, ohne die geringſte Spur einer Schrift, an eben dem Orte, und in eben der Mauer befindlich, wo das Monument. Henricianum vor kurzer Zeit geſtanden hat.

4) Ad annum 1477. In eadem vrbe (Quedlinburg) ſepulcra ſunt Henrici I Imperatoris, cognomento Aucupis — vxoris eius. *Ipſius Imperatoris adhuc viſitur ſine vlla magnificentia.* Origg. Saxon. pag. 785, circa med. Die weitere Unterſuchung der Grabſtätten ſtehet in meinem Willkühr. Spuren und Nachweiſungen ſind vorhanden.

Quedlinburg,
den 27. Febr. 1770.

Georg Chriſtoph Hallensleben,
Oberprediger an der Marktkirche
zu Quedlinburg.



II. Re-

II.

Recensionen

historischer Bücher, Landcharten, Wappen und Münzen.



I.

Iacobi Bruckeri Historiae Criticae Philosophiae Appendix. Accessiones, Obseruationes, Emendationes, Illustrationes atque supplementa exhibens. Lips. 1767.

Dieser Band enthält die Früchte eines mehr als zwanzigjährigen Fleisses in Zusätzen und Vermehrungen zu einem Werke, welches das einzige in seiner Art ist, und nicht nur seinem unsterblichen Verfasser, sondern auch ganz Deutschland Ehre macht. Wir zeigen dieses Buch zwar etwas spät an: doch wollen wir diese Langsamkeit durch eine genaue Vollständigkeit wieder zu verbessern suchen.

Wir haben in diesem letzten Theile vieles angetroffen, was wir nicht vermuthet hatten, aber auch vieles vermisset, was wir darin zu finden glaubten. Sonderbar kam es uns vor, daß Hr. B. just zu denjenigen Theilen seines Werkes weitläuftige Zusätze gemacht hat,

die vielleicht schon zu vollständig waren, und hingegen andere fast gänzlich übergangen hat, denen wir immer eine grössere Vollkommenheit gewünscht haben. So nehmen, z. B. die Zusätze zur barbarischen Philosophie meist 200 S., und neue Betrachtungen über die jüdische, saracenische, christliche, scholastische und neue peripatetische 400 S. weg, da man hingegen die Vermehrungen zur griechischen Philosophie, und zur Geschichte der grossen Geister, die die Weltweisheit in den neuern Zeiten so erstaunlich erweitert haben, fast ganz übersehen sollte. Ein Mann von so grosser Urtheilskraft, als Hr. B., muß unstreitig bemerkt haben, daß die Geschichte des menschlichen Geistes in allen ihren Theilen nicht blos durch eine litterarische Vollständigkeit das wird, was sie seyn soll, sondern daß der Forscher philosophischer Systeme sich da am meisten einschränken muß, wo das Gebiete der Litteratoren anfängt, bey denen es einmahl zur Mode geworden ist, Vollständigkeit zu suchen, blos um vollständig zu seyn. Es giebt solche Zeitpuncte, wo man selbst gar nicht dachte, und schon weit gekommen zu seyn glaubte, wenn man mittelmäßige Schriftsteller halb verstehen konnte. Diese sind in der Geschichte des menschlichen Geistes fast von gar keinem Nutzen, weil man nichts daraus nehmen kann, welches entweder zur Erfindung neuer Wahrheiten, oder zur Vermeidung alter Irrthümer behülflich seyn könnte. Alles, was in dieser, Aufmerksamkeit verdienen soll, muß entweder original gut, oder schlecht seyn. Noch andere Perioden giebt es, wo grobe Unwissenheit mit kühner Neugierde, und bisweilen mit etwas Genie vereinigt, so ungeheure Misgeburten von Unsinn und

Vorur-

Vorurtheilen zur Welt brachte, daß ein allgemeines Gemählde schon hinlänglich ist, jedem denkenden Kopf die Schwachheit seines erniedrigten Geschlechts fühlen zu lassen. Herr B. und jeder anderer Kenner der philosophischen Geschichte darf wohl nicht lange suchen, um solche Zeiten zu entdecken. Sie sind in den Jahrbüchern des menschlichen Verstandes wie die Sternchen in den Gleichungen, welche blos anzeigen, daß ein gewisses Glied fehle. Kennt man aus diesen finstern Zeiten nur Eine Person, so kennt man sie alle; Unwissenheit und scientifischer Aberwitz sind sich fast durchgehends gleich und ähnlich; und gesetzt, sie wären etwas unterschieden, warum soll man sich viele Mühe geben, die feinen Nüancen des Unsinns zu unterscheiden. Hier sind Vollständigkeit und weitläuftige Lebensbeschreibungen unnütz. Wir werden diese Anmerkung in der Folge noch oft brauchen; wir bitten aber unsere Leser, sie nicht über ihre gehörige Schranken auszudehnen.

Herr B. fängt diesen Band mit einigen Anmerkungen über diejenigen, welche die Alten σοφὸς nannten, und über ihre Begriffe von der Philosophie und ihrem Endzweck an. Wir wünschten, daß Hr. B. das ziemlich vollständige Verzeichniß derjenigen Personen, denen man zu verschiedenen Zeiten den Nahmen der Weisen beylegte, mit den Ursachen und Gründen begleitet hätte, welche die Alten zu diesem Verfahren haben konnten. Daß die Erfinder der Künste, Handwerker und anderer nützlichen Geschäfte in den ältesten Zeiten den Titel der Weisen führten, ist so wunderbar nicht, als manche geglaubet haben. Damahls war der Nutzen noch der Maaßstab der Erfindungen und Ver-

 dienste;

dienste; und wenn man auf diesen sieht, sollte alsdenn nicht der Erfinder mancher nützlichen, aber jetzt veracheteten Beschäftigung auf die Dankbarkeit der Menschheit mehr Anspruch machen können, als der Schwärmer, der in Systemen träumet. — Diese Bedeutung mußte so lange fortdauren, als der Mangel vieler nöthigen Handwerker den noch zu sehr beschäftigten Menschen hinderten, auf sich selbst aufmerksam zu seyn. So bald aber mehrere Erfindungen die Bedürfnisse des Menschen erleichtert, und seine Arbeiten abgekürzt hatten; da mußte man auch nothwendig anfangen, dieses Zeichen der Hochachtung den gewöhnlichen Arbeiten zu entziehen, und auf solche Personen anzuwenden, die den ferneren Bedürfnissen der Gesellschaften abzuhelfen im Stande waren. Aus dieser Betrachtung kann man leicht die Ursachen angeben, warum man bald Priester und Gesetzgeber, bald Naturforscher, Redner und Richter mit dem Nahmen der Weisen beehrte. Eine merkwürdige Stelle über dieses Wort wollen wir unsern Lesern aus Plutarchs Leben des Themistocles vorlegen, weil wir sie noch nirgends angeführt gefunden haben *).

Bey der Definition der Philosophie, die Hr. B. in dem Werke selbst gegeben hat, und in diesen Zusätzen noch

*) Μαλλον ουν αν τω προσεχοι τοις μνησυφιλον, τον Θεμιστοκλεα του Φρεαριου ζηλοτην γινεσθαι λεγουσιν, ουτε ῥητορος οντος, ουτε των φυσικων κληθεντων φιλοσοφων, αλλα την καλουμενην σοφιαν, ουσαν δε δεινοτητα πολιτικην και δραστηριον συνεσιν επιτηδευμα πεποιημενου, και διασωζοντος, ὥσπερ αἵρεσιν εκ διαδοχης απο Σολωνος, ἣν οἱ μετα ταυτα δικανικαις μιξαντες τεχναις, και μεταγαγοντες απο των πραξεων την ασκησιν επι τους λογους, σοφισται προσηγορευθησαν. Man nannte die Weisen selbst auch σοφιστας. Plut. περι του ει του ἐν Δελφοις.

noch immer zum Grunde legt, wäre dieses zu erinnern. Sie läßt sich nicht nur auf die Philosophie, sondern auch auf alle andere Arten von nützlichen Kenntnissen anwenden. Es scheint auch, als wenn Hr. B. ihr nicht allemahl getreu bleibt, und dem einmahl gegebenen Begriff eine gewisse Idee von weitläuftiger Gelehrsamkeit unterschiebt? Wenigstens haben die vielen Stellen, wo Hr. B. Weise und Weltweise sich entgegen gesetzt, nicht selten diesen Gedanken in uns veranlasset. Wir wünschten übrigens, daß ein Kenner der Alten sich die Mühe gäbe, die verschiedenen Begriffe, die man sich nicht nur in höchstem Alterthum, sondern auch in den spätern Zeiten, von der Philosophie gemacht hat, zu sammlen, und sie mit den Meynungen der Neuern zu vergleichen. Eine solche Sammlung würde nicht nur dazu dienen, die Denkungsart der Alten zu entwickeln, sondern auch vielleicht nicht wenig zur genauern Bestimmung eines Begrifs beytragen, bey dem die meisten zu wenige, wenige zu viel, und manche gar nichts denken.

7/10. giebt er eine kurze aber vollständige Nachricht von den vortreflichen Bibliotheken, die theils durchs Feuer, theils auch durch den unsinnigsten Religionseifer verlohren gegangen.

11/13. tadelt er das Verfahren derjenigen, die ihre eigene, oder auch ihres Meisters Meynungen in allen Schriften der Alten wieder finden, oder ihnen auch mehr Kenntnisse leihen, als sie wirklich gehabt haben. Dies ist selbst Leibnitzen, wie Hr. B. richtig bemerkt, nicht selten begegnet. Seiner Substanzenlehre suchte er dadurch ein Ansehn zu geben, daß er aus dem Aristotelischen ἐντελεχεια machte, was er wollte. Wir

bedauern, daß Hr. B. sich über die historisch-philosophische Hermeneutik nicht mehr ausgebreitet hat, da wir überzeugt sind, daß er nicht nur die gehörigen Fähigkeiten, sondern auch den so seltenen vorsichtigen Beobachtungsgeist besitze, der sich nur durch eine lange Beschäftigung mit diesen Gegenständen erwerben läßt. Die Entdeckung des Ursprungs philosophischer Systeme, die richtige Austheilung der Verdienste und Erfindungen, die Erklärung und Vereinigung unsystematischer Autoren, die grosse Kunst, einen Autor nicht zu viel, und nicht zu wenig denken zu lassen, und die stets wachsame Vorsichtigkeit, die man braucht, um nicht mit einerley Wort immer einerley Begriff, und mit verschiedenen Worten verschiedene Begriffe zu vereinigen, alle diese Dinge sind dem kritischen Neulinge so unbegreiflich, und dannoch von so grosser Wichtigkeit, daß ein Mann von Genie allemahl gezwungen ist, sich selbst durchzuarbeiten, und dadurch seine eigene Fehler zu verbessern. Man sieht leicht, daß eine solche Unternehmung ganz was anders sey, als die in den Logiken gewöhnliche Herzählung von einigen allgemeinen Regeln, die von allen zugegeben, und von niemanden befolget werden. Alles, was so unbestimmt ist, daß zwo sich entgegengesetzte Partheyen es zugeben können, ist in der Geschichte des menschlichen Geistes von gar keinem Nutzen, wo eine sich stets gleiche, und in den kleinsten Detail gehende Scharfsinnigkeit erfordert wird. Der unglücklichen und unvorsichtigen Versuche einiger Neuern würden vermuthlich weniger werden, wenn mehrere denkende Köpfe ihre Beobachtungen hierüber mittheilten.

18:22. macht Hr. B. noch einige Zusätze zu dem Verzeichniß der Schriftsteller, die die philosophische Geschichte bearbeitet haben, und giebt vorzüglich von einem gewissen Waleis aus dem dreyzehnten Jahrhundert Nachricht. Auch hier erwarteten wir mehr, als wir gefunden haben. Es ist nicht genug, dem Liebhaber der philosophischen Geschichte die Quellen anzuzeigen, aus welchen er schöpfen kann: man muß ihn auch davon unterrichten, welche unter diesen mehr oder weniger rein sind. Selbst unter den Alten sind wenige, die mit einer scharfen Urtheilskraft, eine gleiche Unpartheylichkeit vereinigen. Diejenigen, die am meisten dachten, waren gemeiniglich zu sehr für oder wider gewisse Schulen eingenommen, als daß man ihren Nachrichten und Urtheilen allemahl trauen könnte. Vom Plutarch, Cicero und Aristoteles liesse sich dies leicht darthun. Bey denen, die blos Geschichtschreiber sind, äusern sich nicht weniger Schwierigkeiten. Man kann nicht allemahl sicher seyn, ob sie ihre Autoren recht verstanden, oder ob sie ihre Nachrichten nicht vielleicht solchen zu danken haben, die ein so grosses Zutrauen nicht verdienten. Wem sollte dieses beym Laerz und seines gleichen nicht oft einfallen. Geht man zu den wirklich grossen Geistern unter den Neuern über, die sich in dieser Wissenschaft hervorgethan haben: so stößt man wieder auf eben die Schwierigkeiten. Die meisten glaubten, daß denen Schulen, die sie bearbeitet hatten, unrecht geschehen wäre: mit diesen Gedanken suchten sie alles zusammen, was ihren Lieblingen zur Entschuldigung und Vertheidigung dienen konnte. So verfuhren Gassendi, Lipsius und Gatacker. Weil sie zu weit giengen, erweckten sie

sich Gegner, die just mit entgegen gesetzten Begriffen dieselbe Arbeit unternahmen. Einige glaubten, daß alle Weisheit der Alten von den Juden herrührte, und suchten also jene auf alle Art zu entschuldigen, um die Vereinigung leicht zu machen; andere hingegen glaubten die christliche Religion alsdenn erst in Sicherheit, wenn sie zeigten, daß man ohne sie keine vernünftigen Gedanken haben könne. Diese letztern suchten insonderheit die Platoniker und Stoiker, als die orthodoxesten unter den Alten, zu verkleinern, deren Systeme in ihren Augen nichts anders, als ein Gewebe von glänzenden Wörtern waren, die, ich weiß nicht alle, was für gefährliche Meynungen enthalten sollten. — Die blosen Kompilatoren, als Stanley, Menage und andere, sind für den Anfänger ganz unbrauchbar. Sie häufen alle Zeugnisse zusammen, ohne auf ihre und der Verfasser Glaubwürdigkeit zu sehen, und müssen also denjenigen nothwendig verführen, der die Alten nicht schon aus andern Gründen zu beurtheilen weiß.

Es wäre also wohl kein überflüßiges Werk, wenn ein Kenner der Alten die schwachen Seiten und Vorurtheile derjenigen, die man brauchen muß, zu entdecken, und daraus die verschiedenen Grade der Glaubwürdigkeit eines jeden Schriftstellers zu bestimmen suchte. Von den Neuern könnte man alle die übergehen, die man jetzo noch des Titels und der Vollständigkeit wegen anführet, und die nach ein oder zwey hundert Jahren so unbekannt seyn werden, daß der genaueste Litterator sie nicht einmahl für wichtig genug halten wird, sie nur anzuführen.

21-34. giebt Hr. B. noch einige Nachricht von bekannten und unbekannten Schriften, die keines Auszugs fähig ist. Auch findet man hier die Geschichte seiner eigenen Schriften.

35-46. Die Zusätze zur Geschichte der Philosophie vor der Sündfluth werden für wenige interessant seyn. Hr. B. hat vermuthlich solche Leute im Sinn gehabt, die ehemahls den Ursprung aller Wissenschaften im Paradiese suchten, und Eva und den Satan theologische Disputationen halten liessen. Jetzt gehört dieses Vorurtheil mit unter diejenigen, die man nur berühren, nicht widerlegen darf. Besser wäre es gewesen, wenn Hr. B. statt dieser unfruchtbaren Untersuchung sich in eine andere mehr philosophische eingelassen hätte. Wir meynen, den Ursprung der moralischen und intellectualen Begriffe in den ersten Gesellschaften, die allmählige noch jetzt vielen unbegreiflich scheinende Entwickelung der Sprache, die Mittel, deren sich die ältesten Gesetzgeber und Stifter der Gesellschaften bedienen konnten, sich solche Kenntnisse zu erwerben, die hinlänglich waren, die unbändigste Wildheit in gesellschaftliche Empfindungen zu verwandeln. Zwar sind uns wenig Denkmähler aus der ältesten Geschichte übrig geblieben, woraus man die ersten schwachen Versuche des menschlichen Geistes mit einiger Gewißheit bestimmen könnte: man kann aber auch hier dem Beyspiel des Präsidenten Gagnet folgen, der die alte Geschichte mit der Geschichte der jetzigen Wilden vergleicht, und jener dadurch ein Licht anzündet, daß sie sich selbst nicht hätten geben können. Der einförmige Gang des menschlichen Geistes, und die sonst merkliche Gleichheit aller Völker in dem Zustande ihrer Kindheit giebt dieser Art

zu schliessen nicht wenig Gewicht. Daß die Untersuchung selbst wichtig sey, wird nur denen zweifelhaft scheinen, die mit den vielen Streitigkeiten über die angebohrne Begriffe und Empfindungen über den natürlichen Zustand, und den Ursprung der Sprache nicht bekannt sind. Es giebt noch jetzt viele Philosophen, die den Menschen bloß in gesellschaftlichen Verhältnissen betrachten, und demohngeachtet alle Kräfte und Fähigkeiten, die sie in ihm als Bürger antreffen, dem Menschen als wesentlich zuschreiben. Um diese auf das Einseitige ihrer Betrachtungen aufmerksam zu machen, muß man ihnen den Menschen in einem ganz neuen Lichte zeigen.

In der Geschichte der chaldäischen Philosophie hält Hr. B. S. 48. die Griechen für glaubwürdiger als die Morgenländer selbst. Er tadelt mit Renaudot den Hyde, der das Ansehen dunkler und ganz neuer Schriftsteller unter den Morgenländern dem Zeugnisse des ganzen Alterthums vorzieht. Auch ist Hr. B. S. 46. mit den Verfassern der allgemeinen Weltgeschichte nicht zufrieden, die mit Hyden und Priedeaux alles, was die Alten von verschiedenen Zoroastern erzählen, allein von dem persischen Zerdusht verstanden wissen wollen. Wir zeigen diesen Streit über historische Wahrscheinlichkeiten blos an, und billigen übrigens die Vorsichtigkeit des Verfassers, der in einem solchen Widerspruch von meistens nichts bedeutenden Kleinigkeiten lieber einen heilsamen Pyrrhonismus erwählt, als in dogmatischem Ton andern unerwiesene Meynungen aufzubringen suchet. Wenn aber Hr. B. S. 54. den Chaldäern allein deswegen eine orthodoxe Meynung beylegt, weil sie sie hätten

haben

haben können, und nachher ohne weitere Beweisse (S. 55.) das Emanations-System anbringt, als weil man bey ihren verschiedenen Arten von Geistern nothwendig eine erste Quelle annehmen müsse; so können wir in diesen beyden Stücken seiner Meynung nicht beypflichten. Ohne übernatürliche Ursachen war es den ersten Gesellschaftern nicht möglich, sich nur einen erträglich richtigen Begriff von GOtt zu machen. Leer von allen Kenntnissen der Natur, ohne sittliche Empfindungen, und aller derjenigen moralischen und intellectualen Begriffe beraubt, die vor einem dem höchsten Wesen anständigen Begriff vorhergehen müssen, lebten die ersten kleinen Versammlungen, ohne einmahl die Ursache ihres Daseyns und die Quelle aller Veränderungen in der Welt zu muthmassen. Ihr schwacher Geist verlohr sich in den unabsehbaren Reichen von Ursachen und Wirkungen, von Entstehen und Untergang: sie blieben ermüdet bey den Generationen stehen, wovon sie durch Tradition einige dunkele Nachrichten erhalten hatten, und glaubten, daß ihre ältesten Vorfahren aus der Erde entstanden wären. Man weiß, wie allgemein diese Ueberredung bey den alten Völkern war; von ohngefähr kann sie es nicht geworden seyn. Wenn man mit Goguet die ersten Völker in Jäger, Hirten und feldbauende Nationen eintheilt: so können wir uns die Entstehung des Begriffes von GOtt nicht eher, als mit dem zunehmenden beständigen Fleis der letztern vorstellen. Diese fühlten zuerst die gütigen Einflüsse der Sinne und der übrigen Gestirne, deren Ordnung und Lauf ihnen immer nothwendiger und bekannter wurden. Die Verehrung dieser glänzenden Weltkörper ist allgemeiner

meiner als der Begriff von GOtt selbst. Nationen, bey denen man kein Wort gefunden hat, das den erhabensten Gedanken der menschlichen Seele ausdrucken konnte, haben der Sonne und den Gestirnen Lobgesänge gesungen.

Hr. B. beruft sich auf den Diodor und Eusebius, Schriftsteller, deren Glaubwürdigkeit er in diesen Punkten oft selbst in Zweifel gezogen hat. Gesetzt aber, ihre Nachrichten wären gegründet, und hätten durch Vorurtheile, Leichtglaubigkeit und Andichtung von eigenen Begriffen keine Verwandelungen gelitten; so kann man sie dennoch nicht über die Zeiten ausdehnen, in denen sie lebten, oder wovon sie Nachricht haben konnten, und diese sind offenbar diejenigen nicht, wovon jetzt die Rede ist, das Hr. B. leicht zugeben wird. Geschichtschreiber, die nicht stark raisonniren, sehen alte, ältere und älteste Nachrichten in einerley Entfernung, wie der gemeine Mann den Mond und die Fixsterne.

Bey dem Emanations-System, das Hr. B. als den Hauptschlüssel zu allen Religionen der alten Völker ansieht, müssen wir eben die Erinnerung machen. Schon beym ersten Anblick wird man gewahr, daß bey der Erklärung von Meynungen und Begriffen, die allmählig entstanden sind, sich nicht eine allgemeine Regel fest setzen lasse, aus welcher man alle ihre Veränderungen ohne Zwang erklären könnte. Bey jeder Religion, die mit einer Gesellschaft zuerst angefangen, und zugenommen hat, kann man wenigstens drey Hauptzustände unterscheiden. Den ersten nennen wir den, wo ein Volk ohne einen öffentlichen Gottesdienst und ohne Prie-

ster

ster sich in seinen Begriffen selbst überlassen ist. Den zweyten Zustand könnte man in die Zeiten setzen, wo ein Volk bestimmte Gottheiten, einen festen Gottesdienst, und einmüthig erwählte Männer erhalten hat; deren Amt es war, erzürnte Gottheiten durch heilige Gebräuche und Opfer mit der Nation wieder auszusöhnen. Den dritten Zustand könnte man denjenigen nennen, wo Gesetzgeber, Philosophen, oder andere erleuchtete Männer das gar zu Sinnliche der Religion durch vernünftigere Betrachtungen zu verbessern gesucht haben.

Wenn man nun diese drey Zustände in den ältesten Religionen annimmt; so scheint das ganz speculativische Emanations-System in den beyden ersten nicht wohl möglich zu seyn. Dieses bestätigt auch die ganze alte Geschichte. Alle Schriftsteller stimmen dahin überein, daß die Chaldäer, Perser, Aegyptier und andere die Sonne und die übrigen Gestirne angebetet, nur wenige aber, und zwar die neuesten, legen diesen Völkern Meynungen bey, die dem Emanations-System nahe kommen. Wir läugnen es deswegen nicht gänzlich: nur setzen sie wir es auf die Zeiten herunter, wo das Religions-System einer Nation durch die Bemühungen grosser Geister ein philosophischeres Ansehen gewonnen. So beteten die Perser erst die Sonne, und nachher durch eine Generalisation von Ideen das Feuer an. Die Aegyptier verehrten erst nur sieben Götter, welche die Planeten bedeuteten, und erst lange nachher setzten sie diesen den Phtchas vor. Wir glauben daher berechtiget zu seyn, einen den Hr. B. seinem ganz entgegen gesetzten Weg zu nehmen, und aus der Verehrung

der

der Θεῶν αἰθητῶν die allgemeinen und sich stets verbessernden Meynungen herzuleiten, unter welche auch das Emanations-System gehört.

Wir haben unsere Meynung hier nur kurz angezeigt: erbieten uns aber, sie weitläuftiger abzuhandeln, wenn Hr. B. es verlangen sollte.

S. 55. leitet Hr. B. die Verehrung der Sonne, die man bey den amerikanischen Völkern findet, von den ältesten Nationen Asiens her. Wir sehen nicht, warum man eben nöthig hätte, so weit zu reisen, um eine Begebenheit zu erklären, die bey den Amerikanern aus eben den Ursachen entstanden seyn kann, welche man bey den Chaldäern und Assyrern annimmt.

S. 58. nimmt Hr. B. nicht nur von den Chaldäern, sondern von allen morgenländischen Völkern an, daß sie ausser den höchsten GOtt noch einen Demiurg behauptet hätten, der die unordentlichen Urstoffe der Dinge geordnet, und aus einem dunkeln wüsten Chaos eine nach unveränderlichen Gesetzen sich bewegende Welt gebauet hätte. Wir müssen gestehen, daß wir dergleichen nicht einmahl in der Allegorie, so wie Hr. B. sie aus dem Syncellus anführt, finden können. Man thut den Urhebern eines solchen Gallimathias zu viel Ehre an, wenn man in ein Geschwäße, wobey sie selbst nichts gedacht haben, einen vernünftigen Sinn hineinzudenken sucht. Vermuthlich werden sich die ersten Bewohner der Erde wohl nicht viel mit Weltbetrachtungen und kosmogenischen Systemen beschäftiget haben.

S. 59 u. f. kommt Hr. B. zur Philosophie der Perser. Er wünscht S. 61. und 64., daß ein gelehrter Kenner der arabischen Sprache aus den Manuscripten,

die

die man von den Parsen, den noch jetzt unter dem mahomedanischen Joche lebenden Schülern des Zoroasters gekauft, und in die königliche Bibliothek zu Paris gebracht hat, eine vollständige Geschichte dieses grossen Philosophen verfertigen möchte. Unterdessen hat Hr. B. gegen die Glaubwürdigkeit dieser Schriften nicht wenig Zweifel, die wir für ganz gegründet halten. Erstlich findet er nicht die rechten Zoroastrischen Begriffe von GOtt darinnen: sie sind seiner Meynung nach zu sehr nach mahumedischen Ideen gestimmt. Diese Verwandelung könne daher kommen, weil die spätern Anbeter des Feuers ihre Meynungen der herrschenden Religion haben näher bringen wollen, um ihren Beherrschern weniger abscheulich zu seyn; 2) wären diese Schriften ächt, so müßten die Griechen zu Alexanders und seiner Nachfolger Zeiten doch was davon gehört und angezeigt haben. Und 3) hätten die Gnostiker nicht nöthig gehabt, selbst zoroastrische Schriften zu erdichten, wenn die Originale bekannt gewesen wären. Der dritte Grund scheint uns der wichtigste zu seyn.

Mit recht tadelt Hr. B. S. 76. Hyden, Prieaux und andere, die in den persisch-zoroastrischen Religionsgebäude alles für orthodox und wahr erklären. Könnte man nicht eben so von denen denken, die bey den alten Völkern zusammenhengende Systeme suchen, wo nichts als zerworfene Fragmente sind, die noch dazu verstellt zu uns gekommen sind.

Nun kommt Hr. B. auf das zoroastrische Lehrgebäude, so wie er es in den Schriften der Alten zu finden glaubt. Ehe wir es prüfen, müssen wir unsern Lesern

die

die Meynung des Hr. B. durch einen kurzen Abriß wieder ins Gedächtniß zurück zu bringen suchen.

Hr. B. unterscheidet zwey Hauptzustände in der Religion der Perser. Die älteste nennt er die zu den Zeiten der Magier, die, wie er glaubt, vor dem Zoroaster das dualistische System geglaubt haben. Er gesteht selbst, daß die Nachrichten die wir von ihnen haben, äusserst dunkel und mangelhaft sind. Lange nach diesen führt er den Zoroaster ein, der ihr System soll verbessert, und das Dualistische in das Emanations-System verwandelt haben. Mythras war nach des Zoroasters Meynung der höchste Gott, die Quelle des Lichts. Oronasdes und Orihmanus waren Ausflüsse, wovon der leztere durch seine zu grosse Entfernung von der Quelle des Lichts die dunkele böse Natur der Materie bekam. So soll Zoroaster, nach Hr. B. Meynung, vom Ursprung des Bösen gedacht haben. Wir wollen unsere Erinnerungen so kurz, als möglich, anzeigen.

Der Unterschied, den Hr. B. zwischen den Lehren der Magier und des Zoroasters bemerken will, hätte einen weitläuftigern Beweis erfordert. Die Griechen, selbst diejenigen, welche Hr. B. S. 173. in dem Werke anführt, sind wider diese Eintheilung, und dennoch zieht Hr. B. den Zeugnissen des Plutarchs, Laerz und anderer, die er selbst billigt, das unverständlichste Geschwäz eines Morgenländers vor, dem er selbst so oft die Glaubwürdigkeit abgesprochen hat. Wir wissen nicht, warum Hr. B. hier ein Verfahren gewählt hat, das er so oft an Hyden und andern getadelt.

Hr.

Hr. B. giebt selbst zu, daß die Anbetung der Sonne der älteste Gottesdienst der Perser gewesen; sie mögen ihn nun von den Assyrern bekommen haben oder nicht. Wahrscheinlicher Weise wurden ihre Begriffe allgemeiner, so daß sie nachher die gütigen Wirkungen der Sonne unter dem abstrakteren Nahmen des Mithras verehrten, so wie die Aegyptier erst Sonne und Mond unter ihrem eigenen Nahmen, und nachhero als Osiris und Isis anbeteten. Wir berufen uns hier auf die Inschriften und Zeugnisse, die Hr. B. in dem ersten Bande seiner Geschichte S. 167. anführt, wo Mithras und Sonne offenbar einerley bedeuten. So weit konnten die ersten Völker oder ihre Priester ohne viele Spekulationen kommen, und ohne einmahl an den Ursprung des Bösen zu denken. Diese Frage entstand vermuthlich lange nachher, weil das Böse erst mit den vielen Gütern, die die Gesellschaft erfunden hatte, merklich wurden. Ueberdem war es nicht so leicht, in der Natur das Symbolum einer so durchaus bösen Materie zu finden, wie die Sonne, noch vor den intellektualen Begriffen von GOtt, das Zeichen einer guten war. Nun kommt es hauptsächlich darauf an, ob die ältesten Völker sich gar nicht ein Principium des Bösen haben denken können, ohne auf zwey sich entgegen gesetzte und von der Welt unabhängige Wesen zu fallen. Wir glauben, daß dieses nicht ganz unmöglich sey, und berufen uns auf die verschiedenen Symbola, unter welchen die Aegyptier sich ihren Typhon vorstellen. Leute, die die Sonne oder einen nützlichen Strom als Götter verehrten, ohne ihre Gedanken bis zu einem höhern Wesen zu erheben, konnten sich eben so leicht unter dem Win-

ter, dem Meere, oder einem verheerenden Winde ein sinnliches Principium des Bösen vorstellen, ohne dabey an was Geistiges oder von der Welt Unabhängiges zu denken. Durch mehrere Beobachtungen wurden diese eingeschränkten Begriffe von dem Daseyn des Bösen erweitert und allgemeiner, und man umfaßte unter dem Namen des Typhon und Arihmanius nicht blos einzelne schädliche Wirkungen, sondern was nur irgend in der Natur böse seyn konnte, zusammen. Wir haben in unsern Muthmaßungen vorzüglich auf den Gang des menschlichen Geistes Acht gegeben: und diese scheinen uns immer die wahrscheinlichsten zu seyn, wenn man sie zugleich mit der Geschichte verbindet.

Will man also mit Hr. B. die magische und zoroastrische Meynungen trennen; so kann man, glauben wir, ihren Unterschied am leichtesten so bestimmen. Die ältesten Perser verehrten blos die Sonne. Diesen Dienst machten die Magi allgemeiner, und beteten das Feuer, als das Principium aller guten Wirkungen in der Natur, als ihren Mithras an. Das Böse aber und schädliche, das sie selbst, oder die ältesten Perser von einzelnen zerstöhrenden Begebenheiten herleiteten, und nachher auf alle Unordnung in der Welt ausdehnten, nannten sie Arihmanius, und dachten es sich unter dem Bilde einer Sonnenfinsterniß, oder auch ähnlichen Symbolis, wovon wir keine Nachricht behalten haben, weil die Griechen unter ihren und des Zoroasters Meynungen keinen Unterschied machten, und die Perser erst kennen lernten, als die letztern unter ihnen ganz allgemein geworden waren. Nun kam Zoroaster, den man immer als einen metaphysischen Kopf betrachten

muß,

muß, man mag ihn übrigens für den Erfinder des dualistischen Systems, oder als dessen Verbesserer ansehen, das, was die Magi blos von den sinnlich guten und schädlichen Erscheinungen der Natur gelehrt hatten, zween von der Welt unterschiedenen gleichmächtigen Wesen zugeschrieben haben. Das gütige nannte er Oromasdes: das boshafte Arihmanius. Der Nahme Mithras scheint seit dieser Zeit ungewöhnlicher geworden zu seyn, und daher wußten die Griechen nicht, was sie daraus machen sollten. Plutarch de Iside et Osiride nennt ihn μεσιτην, den Hr. B. S. 77/80. für einen Ausfluß des Oromasdes, oder für die Venus Urania beym Herodot hält. Sollte diese weibliche Mithras bey den Persern nicht eben das gewesen seyn, was die Athor und Isis bey den Aegyptiern war? Julius Firmicus (den Hr. B. aus dem Mosheim S. 79. anführt) sagt: Persas Iouem diuidere in duas potestates, naturam eius ad vtriusque sexus referentes, etc.

Ausser den Einwürfen, womit Bayle (im Artikel Zoroaster) Hydens Meynung, die Hr. B annimmt, zu bestreiten sucht, haben wir noch folgendes dagegen einzuwenden:

1) Die Perser behaupteten, daß Oromasdes den Arihmanius überwinden würde. Wie wäre dies möglich, wenn das Böse und Gute so verbunden ist, wie Schatten und Licht? Wie konnte dem Arihmanius das durch die Länge der Zeit möglich werden, was dem höchsten Gott gleich anfangs unmöglich war? Wie soll man sich bey Dingen, die nothwendig durch einander bestimmt sind, einen Streit denken? 2) Sollen Oro-

masdes und Arihmanius erschaffene Götter bedeuten, die der Mithras zur Erbauung der Welt brauchen wollte, wozu denn ein Gott, der seinem Endzweck so entgegen gesetzt war? liesse er ihn etwan deswegen wirklich werden, um jemanden zu haben, mit dem er streiten könnte? Soll Arihmanius aber der böse Theil der Schöpfung seyn, wo bleibt denn der Gott, der boshafte Gott, der Versucher? Wozu soll man so viele Ungereimtheiten annehmen, wenn die Geschichte selbst uns eine leichtere Erklärung anweiset? Hr. B. sucht sich zwar damit zu entschuldigen, daß die Alten nicht allemahl systematisch gedacht, und aus ihren Grundsätzen das nicht geschlossen haben, was sie daraus hätten schliessen sollen. Allein diese Maxime führt weiter, als Hr. B. will, und scheint in gegenwärtigem Falle nicht brauchbar zu seyn, weil wir eben die Wahrscheinlichkeit erhalten können, ohne uns in dieselben Schwierigkeiten zu verwickeln. Ueberdem ist der Streit zwischen Licht und Finsterniß ein so unbegreifliches Geschwätz, daß wir Baylens Urtheil nothwendig beypflichten müssen. Nous ne saurions voir goutte dans ce chaos des pensées nous autres Occidentaux: il n'y a que les Levantins accoutumes à un langage mystique, et contradictoire, qui puissent souffrir sans degout, et sans horreur, un si enorme galimathias. Wir glauben mit Bayle, daß diese gezwungene Erklärung des zoroastrischen Systems von seinen spätern Anhängern herrühre, die aus Noth, und um den Abscheu der Mahomedaner einiger massen zu lindern, diese Distinktionen erdichtet haben.

leib-

Leibnitzens Meynung (Theodicée Part. II. §. 138.), die Hr. B. nicht verwirft, können wir nicht ganz übergehen. Er glaubt nähmlich, daß Arihmanius einen Eroberer aus dem Occident bedeute, wider dem ein gütiger Beherrscher der Perser sein Volk vertheidiget hätte, aber so, daß sie sich einander nichts abgewonnen. Wir wissen erstlich nicht, ob eine so frühe Eroberung, von der die Geschichte gänzlich schweigt, eben sehr wahrscheinlich sey, und ob die Theologie derjenigen Völker, die sie nicht von andern erhalten, sondern sich selbst gemacht haben, aus der Geschichte erkläret werden könne. Wenigstens zeigt die übereinstimmende Geschichte aller originalen Völker, daß sie von vergötterten Menschen nichts wußten, und daß ihre Theologie nicht anders als aus physikalischen Ursachen erkläret werden könne. Bey den Griechen und Römern findet gerade das Gegentheil statt. Die Ursachen dieser Verschiedenheit lassen sich hier nicht erklären. — Ueber dem erschöpft der Umstand, den Leibnitz seiner Vermuthung beyfügt, als wenn Oromasdes und Arihmanius sich nichts abgewonnen hätten, lange nicht die Hauptsache. Wie will man hieraus erklären, daß Oromasdes den Arihmanius dereinst überwinden werde? Wir können auch nicht begreifen, wie eine historische Begebenheit zu einer metaphysischen Frage Anlaß geben könne.

Die Zusätze zur Philosophie der Indier, Araber und Phönicier übergehen wir, weil wir wenig darin finden, was unsern Lesern nicht schon aus dem Werke selbst bekannt seyn konnte.

Bey den Vermehrungen der Philosophie der Aegyptier werden wir uns ebenfalls nicht lange aufhal-

ten, ob sie gleich sehr weitläuftig, und mit dem, was Hr. B. in dem Werk selbst gesagt hat, verglichen, größtentheils neu sind. Sie sind aber fast alle aus des grossen Jablonsky Pantheon genommen, das Hr. B. gehöriger massen genutzt hat. Wir trauen es aber unsern Lesern zu, die Liebhaber und Kenner der philosophischen Geschichte sind, daß sie ein Werk kennen, dessen Verfasser frey von gelehrten Vorurtheilen ist, und die größte Gelehrsamkeit mit baylischen Scharfsinn verbindet.

Bey S. 108. können wir nicht umhin, einen kleinen Widerspruch zu bemerken, worinnen Jablonsky verfallen zu seyn scheint. In seinen Prolegomenis nimmt er den Dienst der Deorum Cabirorum als den ältesten der Aegyptier an, und bemerkt zugleich, daß sie erst lange nachher den Phthas zu dieser Ordnung der Götter hinzugesetzt haben. Dem ohngeachtet behauptet er (Lib. I. cap. II. §. 6.) und noch an mehrern Stellen, daß die Aegyptier noch vor der Verehrung der Θεῶν αἰσθητῶν einen unendlichen Geist angebetet hätten, der dem höchsten Gott der Stoiker gleich seyn soll. Hr. B., der beydes annimmt, muß diesen kleinen Fehler übersehen haben: sonst würde er vermuthlich S. 149 u. f. dem Emanations-System kein höheres Alter, als der Verehrung der Gestirne gegeben haben.

S. 110-112. sucht Hr. B. die vortreflichen Jablonskischen Bemerkungen mit seinem Emanations-System zu vereinigen. Wir wissen aber nicht, ob sie dadurch mehr Wahrscheinlichkeit erhalten, daß man noch eine Hypothese, die vielen zweifelhaft scheinen könnte, hinein bringt.

Was

Was Hr. B. von S. 116-130. von den verschiedenen Sprachen, ihren Ursachen und Erfindern, von den Benennungen der Sonne nach ihren verschiedenen Höhen, von ihrer Astronomie, Magie und Medicin sagt, finden unsere Leser fast alles in Jablonsky.

S. 131-133. führt er die Gründe an, warum Jablonsky die ἀνθρωπολατρειαν den Aegyptiern abspricht, und für die Erdichtung der Griechen hält. Der Ursprung dieser Meynung, die Jablonsky von einem erdichteten Briefe des Alexanders herleitet; ist freylich weit hergeholet, deswegen aber bleibt die Sache selbst durch die Zeugnisse des Herodots und anderer gewiß.

S. 134-136. macht sich Hr. B. den oben angeführten Fehler von Jablonsky zu Nutze, und macht das Emanations-System zur einzigen Quelle des ganzen Gottesdienstes der Aegyptier. Hierauf haben wir oben schon geantwortet, und gezeigt, wie aus der Verehrung der Sonne die Anbetung des Vulkans, oder des alles beseelenden Feuers, habe entstehen können. Hiemit läßt sich το τȣ Θεȣ ὀνομα το διηκον δι᾽ ὁλȣ τȣ κοσμȣ, welches Jamblich (de Mysteriis Aegyptiorum Sect. VIII. c. 5.) den Aegyptiern beylegt, leicht vereinigen.

Was Hr. B. von der Neitha, Athor und dem Typhon sagt, ist Jablonskisch.

Die Zusätze zur Geschichte der Celten sind größtentheils aus dem Pellontier genommen. Er glaubt mit ihm, daß unser Europa aus dem nördlichen Asien bevölkert worden, und daß man also die Religion der Celten aus den Meynungen der Perser, Scythen und Hyperboreer erklären könne. Wir misbilligen dieses Verfahren

fahren nicht, wenn es nicht zu weit getrieben wird. Unterdessen scheint uns die Ableitung einer sonderbaren Gewohnheit zu Augspurg aus der Vertreibung des alten Götzendienstes, und der Religion des Mithras ziemlich weit hergeholt. S. 162. 163.

Die Verehrung eines unsichtbaren Gottes scheint ihm S. 164. die Uebereinstimmung der celtischen Religion mit der persischen unläugbar darzuthun. Allein, man kann diese Erscheinung eben so gut aus der unstetten Lebensart der Celten herleiten, mit der sich kein fixer und an gewisse Tempel und Oerter gebundener Gottesdienst vereinigen läßt. Dagegen hielten sie Felsen, Hohlen und grosse Wälder für Wohnungen der Götter, welches Hr. B. S. 170. zugiebt, aber seiner Gewohnheit nach aus dem Emanations-System herleitet. Pellontier suchte sie gegen diesen Vorwurf zu retten, und hielte die Götter, die sie in den Haynen, Felsen rc. verehrten, nicht für Ausflüsse der obersten Gottheit, sondern für erschaffene Wesen, die wir in unserer Sprache Engel nennen. Beyde Meynungen sind zu metaphysisch, und die Gründe dafür haben uns bisher noch nicht überzeugend genug geschienen, um eines davon annehmen zu können. Die ältesten Monumente, selbst die Edda, sind zu jung, als daß wir daraus zuverläßig die Denkungsart der ältesten Bewohner Europens beurtheilen könnten, denen alle Schrift unbekannt war. Eben so denken wir von der tiefsinnigen Lehre vom stoischen Fato, welches nach Hrn. B. Vermuthung S. 167 u. f. im ganzen Norden so allgemein gewesen seyn soll, als das Emanations-System im Orient.

Den

Den Zerneboc der Slaven hält Hr. B. mit dem Arihmanius der Perser für eins: beyde aber leitet er aus der Tradition der Noachiden vom Fall Adams her. Wir wünschten, daß man die Meynungen eines Volkes, nur alsdenn aus den Lehrgebäuden anderer zu erklären suchte, wenn es wahrscheinlich ist, daß diese oder jene Nation nach ihrer eigenen Einrichtung und Denkungsart nicht darauf habe verfallen können.

Ihre Lehre von dem Zustande der Seelen nach dem Tode legt Hr. B. 175 u. f. S. aus der Edda und dem Schulze vor. In dem Artikel der etruscischen und altrömischen Philosophie widerlegt Hr. B. S. 175. den Dickinson, der Noah für den Stammvater der Etrusker, und für den Janus hält, der mit Vertumnus wieder einerley seyn soll. Pelloutiers Vermuthung scheint ihm annehmenswürdiger, der Italien zuerst mit celtischen Colonien bevölkert.

182 u. f. S. untersucht Hr. B. die Meynung des Lamprebi, der den Etruscern eine sehr orthodoxe, und mit der mosaischen übereinstimmende Kosmogonie zuschreibt. Lamprebie beruft sich auf eine Stelle aus dem Suidas, die Hr. B. nicht für gültig erklärt *). Er bleibt bey seiner Meynung, und macht die ältesten

 Etru-

*) Suidas in voce Τυῤῥηνία. Hier steht auch nur, daß ein alter etruscischer Weise behauptet hätte: Gott habe diese Welt 12000 Jahre bestimmt, wovon die Hälfte zu ihrer Erschaffung, und die übrigen 6000. Jahre zu ihrer Fortdauer gewidmet worden. Wir sehen freylich hier keine grosse Gleichheit zwischen der etruscischen und mosaischen Kosmogenie. Den Seneka haben sowohl Lamprebie, als Brucker unrecht angeführt. Jener citirt das 41te und dieser das 14te Capitel.

Etrufcer zu Vertheidigern des so genannten stoischen Fatums. Wir müssen aber gestehen, daß die Hauptstelle aus dem Seneka (Qu. Nat. Lib. II. c. 45.) uns lange das nicht zu beweisen scheint, was Hr. B. daraus schließt. Zu geschweigen, daß Seneka, der die Meynungen seiner eigenen Sekte über den höchsten Gott nicht einmahl richtig vorstellt, viel zu jung ist, als daß man ihn in Meynungen von so hohem Alterthume als einen glaubwürdigen Zeugen brauchen könnte.

In den Zusätzen zur scythischen Philosophie S. 191. finden wir sonderbare Vermuthungen vom Abaris und seinem wundervollen Pfeile. Hr. B. hält die ganze Erzählung scythischen Ursprungs, die nachher von den leichtgläubigen Griechen angenommen, und mit noch fabelhaftern Zusätzen vermehret worden. 1) schreibt Hr. B. dem Abaris das Emanations-System zu, und vermuthet, daß er sich für einen Vertrauten eines Untergottes oder Zwergen ausgegeben hätte, welches nachher zur Annehmung und Erdichtung so vieler Kobolde und Gespenster Anlaß gegeben hätte. Der Pfeil, auf welchem Abaris durch die Luft zu reiten vorgab, hält Hr. B. für die Ursache aller lächerlichen Erzählungen von den Reisen der Hexen nach dem Blocksberge. Er führt eine Stelle aus der Edda an, in der wir gewiß nichts angetroffen hätten, was mit dieser Geschichte eine Aehnlichkeit hat, wenn er nicht die ihm merkwürdig scheinende Stellen kleiner hätte drucken lassen.

Wir kommen jetzt zu den Zusätzen, die Hr. B. zur griechischen Philosophie gemacht hat, und die unter allen die unbeträchtlichsten sind. Es ist uns in der That ganz unbegreiflich, wie Hr. B. bey einer so grossen Be-

kannt-

kanntschaft mit den Alten in einer Zeit von mehr als zwanzig Jahren so wenig Entdeckungen in dem Theile der philosophischen Geschichte gemacht habe, der unstreitig der allerwichtigste ist. Wir werden unsern Lesern hier wenig Neues vorzulegen haben, und sind deswegen gezwungen, uns in unsern Bemerkungen ebenfalls einzuschränken, so ungern wir es thun. Doch wollen wir bey den wichtigsten Artikeln einige kurze Beobachtungen einstreuen, die den künftigen Bearbeitern dieser Geschichte vielleicht nicht ganz unnütz seyn werden.

Die Mythologie der Griechen ist allerdings der Aufmerksamkeit eines Philosophen würdig, und Hr. B. nennt sie S. 201. die Kindheit ihrer Philosophie. Ihre Untersuchung ist mit mehrern Schwierigkeiten verbunden, als die der Aegyptier und viel älterer aber originellen Völker. Bey diesen ist sie nichts als ein Gewebe von Allegorien, die man größtentheils aus Begebenheiten in der Natur erklären kann. Bey den Griechen hingegen bestand sie aus einem Zusammenfluß von Traditionen, die so verschieden waren, als die Kolonien, die sich in Griechenland niedergelassen hatten; theils auch aus dunkeln und ungewissen Nachrichten ihrer eigenen Nation, die zuletzt durch die verschiedenen Erdichtungen der Gesetzgeber, Priester und Dichter noch verwickelter wurden. Man kann sich hier gar nicht helfen, wenn man nicht gewisse Zeitpunkte annimmt, in welchen die ältesten Bewohner Griechenlandes durch die verschiedenen Kolonien und Gesetzgeber grosse Veränderungen gelitten. Die ältesten Dichter, und die Nachrichten, die wir im Herodot und Thucydides finden, können hier von grossem Nutzen seyn. Kindisch wäre es, wenn man

diese

diese Arbeit blos in der Absicht unternehmen wollte, um aus den Fabeln eine tiefsinnige Metaphysik und moralische Sentenzen herauszudrehen; die ganze Untersuchung wird unnütz, wenn man sie nicht deswegen unternimmt, um den menschlichen Geist in seiner ersten Kindheit kennen zu lernen.

S. 202. erklärt Hr. B. Warburtons Meynung für unwahrscheinlich, der behauptet, daß der Endzweck der Mysterien gewesen sey, den Eingeweihten den Ursprung und die Sterblichkeit ihrer Götter zu zeigen. Zu diesen ἀποῤῥήτοις rechnet er auch die Unsterblichkeit der Seele. Richtig bemerkt Hr. B., daß diese Lehren ohnedem bekannt genug gewesen wären, und daß man also nicht nöthig gehabt hätte, ihrenthalben so viele sehr beschwerliche Prüfungen durchzugehen. Er glaubt vielmehr, daß das Emanations-System unter ihnen allgemein gewesen sey, und verliert darüber die Sache, wovon die Rede ist, nemlich den Endzweck der mystischen Gebräuche aus den Augen. Am wahrscheinlichsten ist es wohl, daß die ersten Gesetzgeber, (die gemeiniglich zugleich die obersten Priester waren,) alle diese mystische Feyerlichkeiten und Uebungen blos deswegen angeordnet, um die den Gottheiten geweiheten Personen dem Volke ehrwürdiger zu machen, und es zugleich zu überreden, daß man ohne eine genaue Beobachtung dieser heiligen Gebräuche nicht im Stande sey, den Willen der Götter zu erkennen, oder ihren Zorn auf eine gottgefällige Art von dem Volke abzuwenden. Man behielt sie in der Folge noch immer bey, weil man dadurch Zeit gewann, die Gemüthsart der künftigen Priester auszuforschen, und diejenigen abzuschrecken, die

die aus blossen Regungen der Neugierde diese Geheimnisse kennen lernen wollten, um nachher durch die Bekanntmachung ihrer Nichtswürdigkeit das Volk von seinen Vorurtheilen zu überzeugen. Wenn man diese Absicht bey den alten Mysterien annimmt, so scheint die Mühe derjenigen vergebens zu seyn, die viele geheime und erhabene Lehren darinnen suchen wollen.

Uebrigens eifert Hr. B. sehr wider diejenigen, die in den Kosmo- und Theogonien des Orpheus und des Hesiodus entweder die Schöpfung aus Nichts, oder andere orthodoxe Lehren von Gott suchen. Er glaubt vielmehr, daß das Ey des Orpheus, und das Chaos des Hesiodus nichts anders sey, als eine symbolische Vorstellung des Emanations-Systems. Wir treffen dieses so oft wieder an, daß wir es fast müde werden, mehr davon zu sagen. —

Eins hat Hr. B. in diesem Artikel vergessen, das einer weitern Untersuchung würdig wäre: wir meynen die Ἀναγκη der ältesten Dichter, die wir desto härter und eiserner gefunden haben, je älter die Dichter selbst sind. In der Orphicis, in den Trauerspielen des Aeschylus, im Hesiod und Homer erscheint sie sehr oft, und selbst Götter bekennen darinnen, daß sie ihr unterworfen sind. In den neuern Dichtern trift man ebenfalls viele Spuren davon an: und wir besinnen uns, daß Laerz (Lib. III. 69.) unter den αρχαις des Plato die αναγκη setzt, aus der Casaubon nicht weiß, was er machen soll. Die spätern Philosophen nannten sie ειμαρμενη, wiewohl man das Wort αναγκη noch im Hierocles und andern neuern Platonikern antrift. Man sieht leicht, daß die Behauptung eines solchen Fatums nicht

nicht viel gesunde Begriffe von Gott, ja selbst nicht einmahl das Emanations-System übrig lasse. Man muß es deswegen nothwendig aus einander setzen, wenn man über die Theologie der ältesten Fabeldichter nur etwas Vollständiges liefern will.

Zur politischen Philosophie der Griechen hat Hr. B. fast nichts hinzu gesetzt. Die Geschichte der ersten griechischen Gesetzgeber und Weisen, der Zustand der Nation vor und zu ihrem Zeitalter, und die vortheilhaften Veränderungen, die durch ihre glücklichen Bemühungen in dem Genie der Griechen vorgegangen, verdienen mehr Aufmerksamkeit, als man bisher darauf gewandt hat. Wir glauben aber, daß diese Untersuchungen mehr in eine vollständige Geschichte der Menschheit, als in die eigentliche philosophische Geschichte gehöre, und wir wünschen deswegen, daß Hr. Iselin, der die letztere so schön bearbeitet hat, seinen beobachtenden Geist auch auf diese Gegenstände wenden möge.

In den Zusätzen zur Ionischen Philosophie lobt Hr. B. den Fleiß des Gerdils, der in seiner Introduzione allo ſtudio della religione die Lehren dieser Schule gut aus einander gesetzt hat: bekennt aber zugleich, daß er sie bisweilen mehr, und auch anders habe denken lassen, als ihm eine kritische Genauigkeit erlaubt hätte. Wir haben dieses Buch noch nicht gelesen: vermuthen aber aus dem, was Hr. B. daraus beybringt, die eigenen Hypothesen des Verfassers ausgenommen, nicht mehr Gewißheit, als Bayle und andere gefunden haben. Laerz widerspricht sich, und Plutarch ist beym Thales behutsam zu gebrauchen. Beym Anaximander

gesteht

gesteht er aufrichtig, daß er selbst nicht wisse, was sein ἀπειρον bedeute. Die Geschichte des Anaxagoras ist etwas gewisser, weil er deutlicher gedacht hat; aber dem ohngeachtet mit noch so vielen Fabeln vermischt, daß wir uns in Dedail keine Gewißheit versprechen.

Laerz macht seine historische Bemerkungen vom Thales dadurch verdächtig, daß er (Lib. II. 6.) vom Anaxagoras saget: πρωτος τη ὁλη τον νȣν ὑπεστησεν. Wenn sich also Hr. B. blos auf ihn beruft, um zu beweisen, daß Thales eine causam efficientem der Welt, oder vielmehr eine Weltseele behauptet habe; so scheint dieses ein historischer Zirkel zu seyn. Wir haben aber im Plutarch (in fin. Sympos. sept. sap.) eine Stelle angetroffen, die die Weltseele des Thales ausser allen Zweifel setzet, (wenn man nehmlich Plutarchs Zeugniß nicht verwirft). Es heißt da so: ἐν πασιν εἰναι τοις κυριωτατοις μερεσι τȣ κοσμȣ, και μεγιστοις ψυχην - - ψυχης γαρ ὀργανον το σωμα, Θεȣ δε ἡ ψυχη. Diese Stelle scheint aber nicht sowohl das Emanations-System, als eine causam informantem zu beweisen, die die Welt so bewegt und regiert, wie die Seele den Körper. —

Bey der sokratischen Schule S. 221. hat Hr. B. nichts Neues bemerkt, und wir müssen gestehen, daß er sie in seinem grossen Werke selbst besser bearbeitet hat, als einer seiner Vorgänger. Er betrachtet ihn aber da blos als den Stifter einer Sekte, und den Erfinder eines moralischen Systems, welches, wie wir glauben, nicht der rechte Gesichtspunkt ist, in welchem man diesen verehrenswürdigen Mann ansehen muß. Seine Absicht war nicht, zu lehren, und sich Anhänger oder

Vertheidiger seiner Hypothesen zu erwerben; er hielte nicht, wie die Philosophen der folgenden Zeiten, eine eigene Schule; lehrte nicht zu gewissen Zeiten und an gewissen Oertern; hatte keine μαθητας, sondern nur γνωριμες, die meistens Männer in hohen Bedienungen waren, oder sonst einen grossen Einfluß auf das allgemeine Beste hatten. Seine vornehmsten Bemühungen giengen dahin, Jünglinge, die durch die gute Anwendung, oder den Misbrauch grosser Eigenschaften dem Staate in der Zukunft sehr nützlich oder sehr schädlich werden konnten, nicht zu lehren, sondern durch sanfte, deutliche und einnehmende Vorstellungen auf den Weg der Tugend zu leiten, und zu grossen Unternehmungen geschickt zu machen; ferner brauchbare Männer, die sich politischer Ursachen wegen den öffentlichen Angelegenheiten entzogen hatten, zum Dienst des Staats aufzumuntern, und diejenigen von ihrem Vorhaben abzubringen, die mit mehrerer Dreistigkeit als Geschicklichkeit sich zu Führern des Volks aufwarfen; Ehegatten zur Einigkeit, Kinder zum Gehorsam gegen ihre Eltern, und Magistratspersonen zur Gerechtigkeit anzufeuern; überhaupt die Denkungsart seiner Zeitgenossen durch richtigere moralische Begriffe zu verbessern, und durch seine Beyspiele und Lehren für den schimmernden Unsinn des Sophisten, der betrügerischen Schwatzhaftigkeit der Demagogen, und dem Despotismus der Tyrannen zu bewahren. Diese Betrachtungen müssen, wie uns deucht, nothwendig vorhergehen, ehe man im Stande ist, die rechte sokratische Mannier, seine Art zu schliessen, und seine so berühmte Ironie von der rechten Seite anzusehen. Fast alle neuere, und nicht wenige

nige unter den alten Philosophen, setzen die sokratische Kunst in verfänglichen und listig zubereiteten Fragen, wo er nachher seine Gegner durch Dinge, die sie selbst zugegeben, und deren Folgen sie nicht genug eingesehen, wider ihr Vermuthen fängt. Allein diese Kunstgriffe brauchte er nur gegen die Sophisten, oder solche Personen, die Sachen, von denen sie selbst überzeugt waren, nicht zugeben wollten. Seine Methode war viel allgemeiner, aber doch so beschaffen, daß man nur in den Zeiten des freyen, und von allen Ceremonien entfernten Griechenlandes grosse Vortheile von ihr erwarten konnte. In wie fern sie in unsern Zeiten, wo man nicht sowohl Ueberredung als Beweise verlangt, und wo sich der Philosoph blos durch Privatlehren und Bücher nützlich machen kann, gebraucht werden könne, läßt sich hier nicht ausmachen.

Unter allen Betrachtungen über die sokratische Philosophie ist wohl keine angenehmer, als wo man den grossen Einfluß noch spühret, die nach Sokratis Tode die Weltweisheit in die öffentliche Erziehung, und in das ganze Genie der Nation hatte. Erst, nachdem Sokrates philosophirt hatte, fieng man an, auch in den öffentlichen Angelegenheiten gewisse heilige Gesetze der Billigkeit und Gerechtigkeit festzusetzen, die man nicht ohne Schande übertreten konnte. Seine grossen Schüler machten durch einen untadelhaften Wandel, und die Verwaltung wichtiger Aemter, durch ihre unsterblichen Schriften, und selbst durch lehrreiche Vergnügungen, den sokratischen Geist allgemeiner, der vielleicht mehr als alle Gesetze zur Feinheit des Geschmacks, und der Sitten der Athenienser, zur Erzeugung menschenfreund-

licher Gesinnungen, und zum richtigen Gebrauch der Glücksgüther beygetragen haben. Man sah die Philosophen zu Athen als den ehrwürdigsten Theil der Nation an, als Männer, wovon die gute Erziehung der Jugend, und die Aufrechthaltung rechtschaffener Sitten abhiengen. Die größten Demagogen schätzten es sich zur Ehre, einen Philosophen zu ihrem Vertrauten zu haben. Man hatte ihnen, so zu sagen, stillschweigend die Aufsicht über die Sitten, und das Recht, die Handlungen anderer frey zu beurtheilen, die so berühmte παῤῥησίαν überlassen; selbst die ausschweifensten Jünglinge sahen es ungern, wenn sie von einem ehrwürdigen Philosophen in unanständigen Handlungen oder Oertern überfallen wurden. Zu ihnen nahm man immer seine Zuflucht, wenn man Sachen auszurichten hatte, zu denen Patriotismus und kluge Rechtschaffenheit nöthig waren; selbst Könige machten ihnen ihre Aufwartung, wenn sie nach Athen kamen, oder suchten sie an ihre Höfe zu ziehen, um, durch ihren Rath unterstützt, ihr Volk glücklich machen zu können. Aus diesen allgemeinen Betrachtungen über die griechische Philosophie sieht man leicht, wie wichtig sie nach Sokratis Tode dem Staat geworden, dessen grosse Männer damahls Lehrer der Könige, Gesetzgeber und Verbesserer von Nationen waren, und noch viele Jahrhunderte nach ihrem Tode die Ursachen der glücklichen Veränderungen wurden, wodurch unser Welttheil eben das, was Athen war, und vielleicht noch mehr geworden. Wenn man alle diese Betrachtungen zusammennimmt, und Sokrates und seine Schüler als die grossen Werkzeuge der Aufklärung und des Glücks so vieler Nationen betrachtet; soll man

denn

denn nicht berechtiget seyn, den ungerechten Leuten, die die heilige Asche dieses Märtyrers der Wahrheit verunehren, ein procul este, profani! zuzurufen, um sie wenigstens vorsichtiger zu machen, über grosse Männer kühne Urtheile auszusprechen, deren Verdienste zu untersuchen sie sich niemahls die Mühe gegeben haben.

Uns kommt Sokrates immer am ehrwürdigsten vor, wenn wir ihn als den Schöpfer der griechischen Sitten, und den Vater derjenigen Philosophie betrachten, die nicht durch abentheuerliche Gebräuche und Prüfungen unzugänglich, und durch mystische Erde der Verschwiegenheit unbrauchbar wurde, sondern in der Gestalt einer gefälligen, ermahnenden, bald scharf strafenden Lehrerin in das Innerste der Familien, in die Höfe der Könige, und in die öffentliche Versammlungen der Nation eindrang. Ein anderer hätte vielmehr moralische Wahrheiten und ein zusammenhangenderes System erfinden können, ohne dem menschlichen Geschlechte durch alle seine Entdeckungen so nützlich zu werden, als Sokrates allein durch seinen Tod geworden ist. Dieser öfnete den Griechen die Augen, und erfüllte sie mit Verachtung und Abscheu gegen die Urheber der niederträchtigsten Handlung, und hingegen mit Hochachtung und Ehrfurcht gegen diejenigen, die wie Sokrates Lehrer des Volks wurden. Nur selten ließ es sich von rasenden Schwätzern verführen, mit kindischer Undankbarkeit gegen seine Wohlthäter zu wüthen.

Aristipp (zu dessen Geschichte S. 224. Hr. B. ebenfalls nichts Neues hinzuthut), war, wie Hr. Rievel schön sagt, der Diogenes im seidenen Rocke, wiewohl dieser mehr als Aristippus im Schmutze war,

wenn man sie auch nur blos in Absicht auf ihre Laune vergleicht.

Er war ein weiser Wollüstling, der aber blos am Hofe des Dionysius an seiner rechten Stelle war, und zu Athen mit allem seinen Genie so schädlich, als Diogenes am Hofe unnütz gewesen wäre. Seine edle und über alle Vorurtheile erhabene Denkungsart, sein großmüthiges Verfahren gegen den Plato, und Aeschines, und seine philosophische Gleichgültigkeit, machen ihn auch in den Augen solcher Männer hochachtungswerth, die seine praktischen Grundsätze nicht billigen. Er gehört mit unter die eben nicht seltenen Philosophen, die besser gelebt als gelehrt haben.

Hr. B. rechnet den Theodor, Evemerus, Anniceris und andere unter seine Schüler, und hat darinnen die Beyspiele des Diogenes und anderer vor sich. Wir misbilligen dieses Verfahren nicht, weil dadurch mehr Ordnung in die Geschichte gebracht wird: müssen aber unsere Leser ein für allemahl erinnern, daß unter allen philosophischen Sekten keine im eigentlichen Verstande eine Sekte sey, als die epikuräische. Diese Schule hielt es für unnöthig, und fast für frevelhaft, anders als Epikur zu denken, weil sie glaubten, daß die Lehren ihres Stifters allein zur wahren Glückseligkeit führten. In den übrigen Schulen haben wir lauter Eklektiker gefunden, selbst denkende Männer, die sich zwar die Erfindungen eines grossen Philosophen zu Nutze machten, aber demohngeachtet mit ihrem eigenen Pfunde wucherten. Diese Beobachtung dient nicht blos dazu, den Vorwurf einer allgemeinen Sektirerey von den alten Philosophen abzulehnen; sondern wird

vorzüg-

vorzüglich in der Untersuchung der Meynungen, der so genannten Sektenstifter wichtig, wo man nicht selten dem Lehrer diejenigen Meynungen aufbringt, die man in den Schriften seines Schülers findet. Der Forscher des stoischen Systems muß sie nothwendig vor Augen haben, um darnach die mehr oder weniger merkliche Abweichungen der noch übrig gebliebenen Schriften zu bestimmen.

Wir überhüpfen die nur drey Seiten betragende Zusätze zur megarischen, elischen, und eretrischen Schule, und kommen mit Hrn. B. an den Plato. Wir haben bey dieser Ordnung immer einige Schwierigkeiten gefunden, die wir unsern Lesern kurz mittheilen wollen.

Wäre es nämlich nicht besser, um den Einfluß der Philosophie auf das Genie der Nation, und die Entstehung der Sekten aus einander kennen zu lernen, erst, wie Hr. B., die ganze Geschichte, der sokratischen, und der daraus entstandenen Sekten (darunter die Cynische auch mit gehört, die also nicht erst nach dem Plato, und Aristoteles abgehandelt werden darf,) auszuführen, und alsdenn gleich zur pythagoräischen Schule überzugehen, deren Kenntniß nothwendig ist, sich von den Systemen des Plato, Steno und Epikurus richtige Begriffe zu machen. Bey der gewöhnlichen Methode hat man die grosse Unbequemlichkeit, die für den Leser noch beschwerlicher ist, als für den Schriftsteller, daß man den Steno, Plato und andere aus den Pythagoräern erklären muß, ohne dieser ihrer Meynungen, als bekannt, voraus setzen zu dürfen. Ueberdem verliert man die grossen Veränderungen aus den

Augen, welche die durch Plato bekannter gewordene pythagoräische Denkart in der sokratischen Art zu philosophiren, hervorbrachte. Man wurde methodischer, aber auch geheimnißvoller: die Philosophie zog sich allmählig aus dem gemeinen Leben in gewisse ihr geheiligte Sitze zurück. Man lehrte nicht mehr in öffentlichen Plätzen, in Werkstädten, und im Schoos der Familien; hinzugekommene, nicht allemahl nützliche Spekulationen machten es nothwendig, sich auf eine kleine Anzahl von Auserwählten einzuschränken. — Diese Wendungen des philosophischen Geistes unter den Griechen sind zu merkwürdig, als daß man sie ganz übergehen sollte: Wir zweifeln aber, daß man ihnen bey der gewöhnlichen Methode gehörig nachspüren könne.

Bey dem Plato haben wir vieles zu erinnern: Wir müssen uns aber nothwendig einschränken. Hr. B. bemerkt S. 230. aus dem Gassendi, daß das, was Plato Dialektik nannte, mit unserer Logik nicht einerley sey, sondern daß er darunter die Lehre vom τελος, oder die Theologie (scientia theologica) verstanden habe. Ihr Endzweck sey, vt mens per ipsam repurgetur a prauis opinionibus, Germanam vero scientiam induat, quae sit nimirum primi entis, et immaterialium, intelligibiliumque formarum.

Sonst empfiehlt Hr. B. den Crispus de Platone caute legendo sehr; führt auch S. 234. eine Stelle an, wo er dem Plato vieler vermeyntlicher Widersprüche in der Seelenlehre zeihet. Der gute Mann läßt aber den bilderreichen, und bisweilen unverständlichen Plato alles, was er will, denken, um

nur

nur Widersprüche in ihm zu finden. Auch scheint er den Laerz und Plutarch (wovon der letztere vielleicht deswegen nicht oft angeführet wird, weil man noch kein vollständiges Register über ihn hat) nicht gehörig genutzt, noch auch daran gedacht zu haben, daß man einen Schriftsteller, als Plato ist, der sich eine philosophische Sprache größtentheils selbst erfinden mußte, nach ganz andern Regeln beurtheilen müsse, als einen andern, der eine bekannte Sprache vor sich findet, und nur über einige Materien schreibt. Wir sind immer gegen diejenigen argwöhnisch, die einen alten Philosophen mit Vorurtheilen der Bewunderung oder des Hasses lesen.

Was wir noch in Ansehung seiner Lehren von Gott, der Welt, dem Ursprung des Bösen, der Seele der Welt, und des Menschen, den Ideen, und dem Endzweck seiner Moral zu erinnern hätten, übergehen wir hier, wo wir unserer Pflicht genug zu thun glauben, wenn wir hin und wieder unsere Aussichten und pia desideria anzeigen, oder allgemeine, uns wenigstens so scheinende Fehltritte berühren.

Von der alten Akademie, oder den Nachfolgern des Plato, vom Speusippus an bis auf den Arcesilaus haben wir uns einen ganz andern Begriff als Hr. B. gemacht, nachdem wir die Schriften des Cicero, insonderheit seine Bücher de finibus aufmerksam durchgelesen haben. Cicero kannte alle ihre Schriften, und hatte sie mit einem philosophischen Geiste durchgelesen. Er begreift den Aristoteles immer mit unter der alten Akademie, deren Lehren er im 4ten und 5ten Buche (de finibus) weitläuftig aus einander setzet. Das System

der neuern Engelländer von den wohlthätigen Empfindungen, von der vernünftigen Selbstliebe, von dem Ursprung moralischer Begriffe; vom Gefühl des Schönen und Guten, von dem Triebe einer immerwährenden Geschäftigkeit, u. s. w. alle diese so neu scheinende Lehren liegen nicht etwann in einigen dunkeln Maximen begraben, sondern sind von ihm mit einer so deutlichen Weitläuftigkeit ausgeführt, als man nur von einem raisonnirenden Geschichtschreiber erwarten kann. Laerz schweigt hievon fast gänzlich; allein er gehört mit zu denjenigen, die in den Nachfolgern der Sektenstifter nichts Neues vermutheten, und deswegen alles, was jene gesagt hatten, dem ersten Lehrer zuschrieben. Sextus Empiricus und andere kommen unserer Vermuthung zu Hülfe, die wir hier aber nur blos anzeigen, und bey einer andern Gelegenheit rechtfertigen werden. Wir bitten unsere Leser, diesen Einfall nicht blos für eine Lieblingsgrille zu halten, weil wir selbst lange geglaubt haben, daß Cicero die Lehren der Alten Akademie mit den Stoischen verwechselt hätte.

Hr. B. fängt von Arcesilaus die mittlere, und vom Karneades die neuere Akademie an. Wir haben diese Idee bey der Lecktur des Sextus und Cicero immer gegenwärtig gehabt; haben sie aber nicht bestätigt gefunden. Wir müssen aber zu Hr. B. Entschuldigung hinzusetzen, daß sich Cicero und andere in diesem Punkte nicht allemahl gleich bleiben.

S. 240. fällt Hr. B. von den physikalischen Kenntnissen des Aristoteles das gewöhnliche Urtheil: daß er zwar sehr viel gutes gesammlet, und seine Vorgänger weit übertroffen habe, aber dem ohngeachtet sich

sich zu viel auf die fabelhaften Berichte und Nachrichten anderer verlassen habe. Wir loben und tadeln nicht gerne auf eine so allgemeine Art, weil entgegen gesetzte Urtheile in allgemeine Oerter eingekleidet, einerley Gewicht haben. —

S. 243. zeigt Hr. B. aus dem Gassendi und Hollmann den Ursprung des Namens der Metaphysik. Aus dem Titel τα μετα τα φυσικα haben die Scholastiker, die eben keine grosse Griechen waren, den Namen Metaphysik gemacht, der dem Aristoteles ganz unbekannt war.

Der Endzweck der metaphysischen Untersuchungen war, die Frage: Num praeter res sensibiles, perpetuo fluentes, qualem plerique veterum physicorum materiam esse statuebant, in rebus omnibus principium aliquod detur per se subsistens, perpetuumque, quodque sit fons illarum rerum, causaque illarum subsistat? Dieses ist fast das einzige von des Aristoteles metaphysisch-theologischen Sätzen, wovon wir bisher einige Ueberzeugung haben. Daß aber, wie Hr. B. richtig bemerkt, fast alle alte Philosophen die Materie für eine stets sich bewegende, und ungewisse Erscheinung gehalten haben, zeigen die Hypothesen, zu denen sie ihre Zuflucht nehmen mußten. Die νεικος und φιλια des Empedokles, das Feuer des Heroklitus, die Ideen des Plato, die Atomen, und das κενον des Leucippus und Demokrits, wurden alle in der Absicht erfunden, um etwas unwandelbares zu haben, bey dem sich unser Wahrheitsuchender Geist beruhigen könnte.

Zu seiner Moral setzt Hr. B. nichts hinzu, und wir glauben, daß die Art, wie er sie vorgetragen, einer grossen Verbesserung bedürfte. Er sieht sie aus dem falschen Gesichtspunkte an, als wenn Aristoteles seine Moral nach der Hofmanier eingerichtet hätte. Dieß ist ganz unerweislich, da er durchgehends die Tugend zur Glückseligkeit ganz nothwendig hält, und stets behauptet, daß ein Weiser ohne Glücksgüter glücklich, aber nicht so glücklich seyn könne, als wenn er ein edles Herz, mit vortheilhaften Glücksumständen vereint, besässe. Was an seiner Moral mangelhaft ist, kommt aus folgenden drey Stücken her: 1) Von der Eintheilung der Güter, in die der Seelen, des Leibes, und in äusere; 2) daß der einzige Zweck seiner Moral ist, die Leidenschaften zu reinigen, und im Zaum zu halten; 3) daß er alle Tugend in der μετωτης setzet. Seine Lehre von den θρεπτικω, παθητικω, και λογικω μερει der Seelen, von den vier Haupttugenden, u. s. f. müssen ebenfalls, als Quellen seiner Fehltritte in der Moral betrachtet werden. Man muß den Aristoteles selbst lesen, und nicht aus einigen angeführten Stellen willkührliche Hypothesen herleiten, wenn man ihn richtig beurtheilen will.

Unter seine ächten Schüler setzt Hr. B. den Theophrast und Strato von Lampsakus. Er glaubt zwar, daß sie selbst gedacht, daß sie aber nicht, wie die spätern Aristoteliker, ganz von ihm abgewichen wären. Allein von beyden urtheilt Cicero ganz anders. Er klagt nicht nur (Lib. I. De Nat. Deorum) über des ersten Unbeständigkeit: Nec Theophrasti inconstantia ferenda. Modo enim menti diuinum tribuit

tribuit principatum, modo coelo, tum autem signis, sideribusque coelestibus; sondern er sagt auch an vielen Orten: eum nimium tribuisse fortunae. Seine bittere Rede, die er auf dem Todbette wider die Natur hielte, (Diog. Lib. V. 40.) zeigt ihn eben nicht als den orthodoxesten Mann. Vom Strato sagt es Cicero ganz deutlich (Lib. I. Ac. Quaest.): In ea ipsa inuestigatione naturae plurimum dissedit a suis. Er bekümmerte sich um die Moral gar nicht, sondern war, wie Laerz sagt, ein ανηϱ φυσικος. Cicero sagt offenbar: daß er zur Erklärung der natürlichen Erscheinungen keine Gottheit gebraucht habe. (Lib. IV. Quaest. Acad.) Negas, sine Deo posse quidquam. Ecce tibi e transuerso Lambsacenus Strabo, qui det ipsi Deo immunitatem. — Negat opera Deorum vti se ad fabricandum mundum, docet omnia esse effecta natura. Wenn Schüler in den wichtigsten Grundsätzen von ihrem Lehrer so weit abgehen; so kann man wohl nicht, wie Hr. B., sagen: Eos et sibi statuendi ius aliquod vindicasse — ast id sobrie magis et parcius factum esse. S. 244.

S. 247. berührt er in dem Abschnitt von der Cynischen Philosophie blos einige griechische Alterthümer. Er hat sie als Sekte betrachtet in dem Werke so gut als einer seiner Vorgänger bearbeitet. Allein bey einem Institut, wie der Cynismus war, muß man auf mehr, als auf einzelne Maximen, und Lebensumstände sehen. Ihre Art zu philosophiren hatte, so wie die sokratische, einen ganz andern Endzweck, als die

Schulen der übrigen Philosophen. Sie waren Lehrer des ganzen Staats, Feinde der Vorurtheile, und anderer sowol lächerlichen als schädlichen Misbräuche, und Schiedsrichter der Familienstreitigkeiten. Betrachtet man sie also aus einem andern Gesichtspunkte, so verfehlt man bey aller Vollständigkeit doch immer den wahren Geist dieser menschenfreundlichen Schule.

S. 249-256. trägt er einige Zusätze zur stoischen Philosophie vor, die aber nichts, als Deklamationen und Wiederholungen seiner ehemahligen Hypothesen, enthalten. Es scheint, als wenn Hr. B. es verschworen hätte, auch nur im geringsten seine alten Meynungen zu ändern: so vest sitzen bey ihm die Vorurtheile, die er wieder aus andern Vorurtheilen für diesen oder jenen seiner Vorarbeiter gegen gewisse Sekten gefaßt hat.

Was ihm bey der barbarischen Philosophie das Emanations-System, beym Epikur Gassendi, und bey der pythagoräischen Schule der Einfall ist, als hätten sie alles erdichtet, um es der christlichen Religion entgegen setzen zu können: eben das ist ihm bey der stoischen Sekte Thomasens Traktat: de exustione mundi stoica. Er sieht alle stoische Lehren durch thomasische Brillen, und fällt in eine Menge von Widersprüchen, die unmöglich gewesen wären, wenn er die Stoiker, insonderheit den Epiktet, und Antonin ganz gelesen hätte. Hr. B. wird uns diese Aufrichtigkeit zu gute halten, wenn er bedenkt, in welcher Sprache er oft seine Gegner anfährt, die gewiß mit keinem, als dem altrömischen Decoro übereinkommt. Wir bescheiden es uns ganz wohl, daß ein Mann, der das

ganze

ganze Feld der philosophischen Geschichte bearbeitet, auf dem Boden einzelner Gegenden nicht gleichen Fleiß anwenden könne: aber hätten wir alsdenn nicht auch verlangen können, daß er nicht immer in einem mehr als dogmatischen Ton rede. Wir können hier nicht alle Fehler rügen, eine Arbeit, die uns ohnedem nicht angenehm ist; wir werden unser Urtheil aber bey einer andern Gelegenheit zu rechtfertigen suchen.

— Weil es dem grossen Verfasser des ägyptischen Pantheons gefallen hat, die stoische Lehren von Gott mit der Aegyptier ihrer zu vergleichen; so ist Hr. B. *gleich ein grosses Licht aufgegangen*, und er dehnt die gelehrten Räubereyen des Xeno bis zu den Aegyptiern, und zu den Orphicis aus, da er doch vorher noch bey dem Pythagoras stehen geblieben war. Wir wundern uns gar nicht darüber, weil wir schon aus mehrern Stellen wissen, daß Hr. B. die Glaubwürdigkeit derjenigen Schriftsteller *so genau nicht untersucht*, die mit ihm *einerley Meynung* sind. Sonst hat Hr. B. drey Fehler begangen, die seine ganze Erklärung des stoischen Systems verdächtig machen. 1) Giebt er nicht genug auf die grossen Verschiedenheiten der Meynungen in der stoischen Schule acht. Er nimmt alles an, wenn es nur von einem terrae filio herkommt, den Laerz oder ein anderer mit unter die Stoiker versetzt. Hr. B. müßte bedacht haben, daß etwas Chrysippisch, oder Senekaisch seyn kann, ohne Stoisch zu seyn. Ferner beruft er sich gemeiniglich auf solche Schriftsteller, die dieser Sekte feind waren. Daher verleitet ihn sein Haß wider die Stoiker immer, nur die Stellen anzuführen, die ihnen nachtheilig sind, und alle die übrigen

für

für Bombast und pharisäische Heucheleyen zu erklären. Konnte ihm hier nicht einfallen, was er, nach der Gassendäischen Art zu schliessen, so oft beym Epikur braucht, daß eben diejenigen Schriftsteller, die die Stoiker an einigen Orten so sehr tadeln, sie an andern eben so unmäßig loben? Daher kommt es denn, daß er eben das, was er an der Mutter der stoischen Moral so sehr lobet, bey den Stoikern für windichte Prahlereyen erkläret. 3) Nimmt Hr. B. zum Maasstab seiner Urtheile über das stoische System nicht die sich selbst überlassene Vernunft, nicht andere philosophische Sekten, sondern die christliche Religion an. Dann müssen Xeno, Kleanthes, Antonin, Epiktet, und andere verehrungswürdige Männer nicht viel weniger als Spinozisten seyn, weil sie keine Erschaffung aus Nichts geglaubt haben. Nichts kann unbilliger seyn, als solche Machtsprüche über ein Schule, der die Menschheit so viel zu danken hat, und Rom wenigstens die Aufrechthaltung seiner Sitten einige Jahrhunderte durch schuldig ist. Wir tadeln es gar nicht, daß Hr. B. so sehr wider den Synkretismus der Heidischen Philosophie mit der christlichen Religion eifert: wir sehen es aber ungern, daß er bey jeder Aehnlichkeit der Alten mit unsern Grundsäßen, gleich lerm schlägt, und auf eine entgegen gesetzte Art eben so unvorsichtig ist, als die Synkretisten, mit denen er doch so unbarmherzig umgeht. Man untersuche, welches unter allen alten Systemen für den Staat, und die Sitten am annehmungswürdigsten wäre, wenn wir keine Religion hätten; wir sind überzeugt, daß dasjenige, was Cato und Antonin für den römischen Staat so heilsam

gefun-

gefunden haben, nicht die niedrigste Stelle erhalten werde.

Eine Probe der Art zu urtheilen des Hrn. B. giebt die Spötterey über die logische Spitzfindigkeiten der Stoiker. Dergleichen abgebrauchte Vorwürfe sind eben so, wie die Trugschlüsse der Religionsfeinde beschaffen, welche ihren Vertheidigern Meynungen zueignen, die sie nicht behaupten, oder auch wahre Sätze in einem falschen Lichte zeigen. Hr. B. hätte doch wol aus dem Epiktet wissen können, daß die ächten Stoiker um die Sophismen des Chrysipps sich wenig bekümmerten. Auch hätte er bedenken müssen, daß man die Logiker vor zweytausend Jahren nicht deswegen tadeln könne, weil sie nicht solche Werke, als Mallebranche und Locke geschrieben. Nun denke man sich die fortdauernden Angriffe der Akademiker, und Sophisten hinzu, und schliesse, ob nicht oft ein logischer Gladiator, wie Chrysippus, nöthig war, einen ehrwürdigen Kleanthes zu schützen. Ueberhaupt ist die Logik der Stoiker selbst in den magern und unphilosophischen Auszuge des Laerz nicht so schlecht, als man sie ausschreyet. Man muß sie aber aus andern scharfsinnigern Autoren in ihre alte Form zu bringen suchen.

S. 203. erwähnt Hr. B. seiner Abhandlung de Stoicis subdolis Christianorum imitatoribus, in welcher er sie einer unvergeblichen Dieberey beschuldigt. Nach der Art zu schliessen, die er hier braucht, wollten wir eben so gut behaupten, daß die Apostel alles aus den alten Philosophen genommen hätten. Eine gezwungene Verdrehung von Wörtern, die im stoischen System ganz was anders als in der christlichen Religion bedeu-

bedeuten, Andichtungen von Meynungen, die mit ihren ersten Grundsätzen streiten, und andere Paralogismen führen ihn zu einer Beschuldigung, die, so viel wir wissen, keiner unter den ersten Kirchenvätern, die es vermuthlich besser wissen konnten, wider die Stoiker vorgebracht hat. Hätte Hr. B. auf das Geheimnißvolle acht gegeben, was den ersten Christen so theuer zu stehen kam: hätte er sich aus den Lucian, Plinius, Tacitus und andern an die grosse Verachtung, und lächerliche Beschuldigung erinnert, die den Vernünftigen unter den Heiden alle Lust, sie und ihre Meynungen näher kennen zu lernen, benahm; so würde er, wie wir glauben, sich, einer Lieblingsidee zu Gefallen nicht so viele Mühe gegeben haben. Wir brauchen es dem Hrn. B. nicht zu sagen, daß es zu den damaligen Zeiten keine Ehre war, mit so verachteten, und mehr, als des größten Aberglaubens beschuldigten Leuten, einerley Meynung zu seyn; eben so wenig, als es uns jetzt Ehre bringen würde, mit den, vielleicht mit gleicher Ungerechtigkeit von uns verachteten Juden, ähnliche Grundsätze zu haben.

Man würde sich sehr irren, wenn man uns deswegen der Synkretisterey beschuldigen wollte, weil wir uns der Sache der Alten wider Hrn. B. annehmen.

Wir setzen alle verhaßte Vergleichungen aus den Augen, und geben blos darauf acht, ob eine Sekte vernunftmäßige, und sich nicht selbst widersprechende Grundsätze behauptet, und auf diese ihre daraus hergeleitete Folgen gebauet habe. Wo wir denn eine gesunde Art zu schliessen, und eine für den Staat, und die Sitten vortheilhafte Moral antreffen, da drehen wir

uns

uns nicht lange herum, um Aehnlichkeiten, oder Abweichungen von unserer Religion zu entdecken. Wer kann da Geheimnisse verlangen, wo keine Eingebungen waren?

Ihre moralische Grundsätze, die Hr. B. nur zerstückt vorträgt, und aus unächten Quellen und Grundsätzen geschöpft hat, hält er für lauter Meteoren, und enthusiastische Schwärmereyen, und gesteht doch an vielen Orten, daß die christliche Moral noch viel strenger sey. Wir können es jemanden leicht vergeben, daß er unrichtige Hypothesen vertheidige; aber alsdenn verlangen wir auch, daß er ihnen durchgehends getreu bleibe, und dieselbe Art zu schliessen beybehalte, sie mag ihn hinführen, wohin sie will. Dergleichen Absprünge könnten wir mehr anführen, wenn wir uns hier nicht auf die allgemeinsten πρῶτα ψευδῆ unseres Autors einschränken müßten.

Die Zusätze zur pythagoräischen Philosophie sind sehr weitläuftig, und betragen meistens funfzig Seiten 257 - 308. Sie sind durch Gerbils oben angeführtes Buch veranlaßt worden, der die Lehren des Pythagoras blos in der Absicht untersucht hat, um sie unserer Religion näher zu bringen. Dieser Schritt hat auf das Urtheil des Hrn. B. einen grossen Einfluß gehabt, der in diesen Zusätzen noch viel merklicher wider ihr eingenommen ist, als im Buche selbst. Beyde sind, unserer Meynung nach, zu weit gegangen; wir werden deswegen vorzüglich unser Augenmerk darauf richten, die Fehltritte dieser beyden grossen Männer zu bemerken, um unsere Leser in denjenigen Stand der Gleichgültigkeit zu setzen, die bey diesen Untersuchungen nöthig ist.

Gleich Anfangs müssen wir zweyerley erinnern: 1) Hr. B. pflegt in Materien, die entweder des hohen Alterthums, oder der Widersprüche in den Hauptschriftstellern wegen dunkel sind, zu weit zu gehen, und diesen alle Glaubwürdigkeit, jenen aber alle Gewißheit abzusprechen. Nichts destoweniger braucht er sie in der Folge, wenn sie seinen Hypothesen nicht zuwider sind, als untadelhafte Gewährsmänner. 2) Diese Unbeständigkeit haben wir nirgends häufiger, als in diesem Abschnitt bemerkt. Porphyr, Jamblich, Proklus, und alle Alexandriner sind die unverschämtesten Lügner, und Erfinder von untergeschobenen, oder lächerlichen Fabeln, dadurch sie das Christenthum zu kränken gesucht haben; aber nur so lange, als sie die Hypothes des P. Gerdils vergünstigen. An andern Orten sagt er, daß man von der ächten pythagoräischen Philosophie nichts gewisses wissen könne, weil ihre Geheimnisse zugleich mit ihnen ausgestorben wären. Diese letztere Behauptung ist offenbar zu weit getrieben; bey der erstern aber müssen wir erinnern, daß es vielleicht besser gewesen wäre, in einem Streit, wo es so sehr auf die Glaubwürdigkeit derer, die man citirt, ankommt, diejenigen Autoren zu nennen, deren Zeugnisse Hr. B. nicht verwirft. Diese Erklärung wäre, unserer Meynung nach, um desto nothwendiger gewesen, weil wir noch viel mehr Quellen, als die Alexandriner haben, die aber auch nicht alle von gleichem Gepräge sind. Selbst die Alexandriner sind nicht immer zu verwerfen, weil wir dieselben lehren, und Begebenheiten mit eben den Umständen bey andern Schriftstellern finden, die es gewiß nicht aus ihnen genommen haben.

haben. Ueberdem sind die Reisen, Lebensumstände, und Charakter des Pythagoras; die Einrichtung und Gebräuche seiner Schule, seine Lehren von Gott, der Vorsehung, der Tugend, und der Bestimmung des Menschen, überhaupt seine praktische Philosophie (die wir immer als den wichtigsten, und der Menschheit nützlichsten Theil seines Lehrgebäudes betrachtet haben) so unbekannt nicht, daß wir nöthig hätten, sie einzig und allein aus den ihm so verhaßten Alexandrinern zu nehmen. Die vielen fabelhaften Erzählungen, machen sie eben so wenig zu Lügnern, als einen Livius, oder Tacitus die Anführung unglaublicher Wunder und Vorbedeutungen. Sie zeigen sie als Traditionen an, die sie nicht weglassen durften, ohne nach dem Urtheil vieler ihrer damaligen Leser unvollständig zu seyn: erinnerten aber, wie Livius, ihre Leser, daß nicht alles von gleicher Glaubwürdigkeit sey. Aus diesem Gesichtspunkte hätte er Hr. B. die so oft von ihm angeführte Stelle ansehen müssen, mit der er den Jamlich alle Augenblick im Triumph aufführt (Iamblich de vita Pythag. Sect. 138.): και τουτογε παντες οἱ Πυθαγορειοι, ὁμως εχουσι πιστευτικως οἱ ον περι Αρισταιου του Προχοννησιου, και Ἀβαριδος του Ὑπερβορεου τα μυθολογουμενα και ὁσα ἀλλα τοιαυτα λεγεται. πασα γαρ πιστευουσι τοις τοιουτοις, πολλα δε και αὐτοι πειρωνται. Der Geschichtschreiber sieht sich hier offenbar, als eine von den leichtgläubigen Pythagoräern verschiedene Person an. Würde er denn der listige und verschmitzte Feind der Religion gewesen seyn, wenn er sich auf eine so wahnsinnige Art blos gegeben hätte? Er trägt diese Fabeln, die er selbst nicht glaubt,

deswegen eben so ernsthaft, als die übrigen Sachen vor; weil es bey den Alten noch nicht zur Mode geworden war, selbst, nur mit den Fabeln, die zur Geschichte eines grossen Mannes zu gehören schienen, leichtfertig umzugehen. Wenn Hr. B. ein Beyspiel verlangt, so empfehlen wir ihm den vorsichtigen und mit Nationalvorurtheilen so sanft umgehenden Livius. Sonst weiß Hr. B. wohl, daß einige Fabeln die ganze Geschichte eines grossen Mannes nicht verdächtig machen. Hr. B. braucht diese Maxime beym Diogenes, und wir wünschten, daß sie ihm beym Pythagoras nicht entfallen wäre.

S. 257. widerlegt Hr. B. den Heinius, der es nicht für unmöglich hält, daß Pherecydes auch von den Juden gelernt habe, die damals unter dem Namen der Phönicier mit begriffen gewesen wären. Die historischen Gegengründe sind nicht so stark, als die Verschiedenheit des pherecydischen und mosaischen Systems selbst. Wir müssen Hr. B. das Lob geben, daß er durch die Bestreitung der Meynung, als hätten die ältesten Philosophen manches von den Juden geborgt, viele Vorurtheile aus der Geschichte weggeräumet habe.

S. 260. untersucht Hr. B. die pherecydische Lehre von der Unsterblichkeit der Seelen, und giebt sich alle Mühe, ihre eigene Fortdauer nach ihrer Trennung vom Körper, wie sie der Encyklopedist, und Gerdil behauptet haben, mit dem Emanations-System zu vereinigen, das er allen denjenigen zueignet, deren Meynungen nur zerstückt zu uns gekommen sind. Hr. B. giebt die Fortdauer einer persönlichen Existenz zu: glaubt

glaubt aber dem Emanations-Syſtem zu Folge, daß die Seelen, als Ausflüſſe, in die Urquelle aller Weſen, in den Ocean der Gottheit zurückkehren. Dieſe Auslegung ſcheint uns aber ſo metaphyſiſch unbegreiflich, daß wir lieber gar nichts wiſſen, als den Pherecydes eine ſolche Behauptung zuſchreiben wollen.

S. 263. 264. verwirft Hr. B. den Plato und Ariſtoteles als Zeugen in der pythagoräiſchen Philoſophie. Wie, wenn man den Cicero und Plutarch auch verwerfen wollte, weil beyde ſich bisweilen in dem Vortrage philoſophiſcher Meynungen irren, und die meiſte Zeit auch ſelbſt denken? was würden wir zuletzt in der Geſchichte für Quellen übrig behalten.

S. 264. 265. thut Hr. B. auf die Pythagoräer, und inſonderheit die Alexandriner einen heftigen Ausfall. Sie haben, ſagt er, alles in der Abſicht erdichtet, damit ſie es der chriſtlichen Religion entgegen ſetzen könnten. Fabricius verwarf dieſen Einfall, den Küſter zuerſt gehabt hat. Wir haben unſere Meynung oben ſchon geſagt, und erinnern hier nur noch, daß die meiſten Fabeln ſchon erfunden waren, ehe Chriſtus gebohren war. Eſto, ſagt Hr. B. S. 265., de quo hoc loco diſputari non poteſt: aſt annon officium erat hiſtorici, nihil falſum, nihil ſuſpectum mendacii dicere, cuncta probare, aſſertorumque fidem publice prodere. Dieß haben wir oben ſchon beantwortet. Als einen Beweis ſeiner Meynung führt er S. 266. die Tradition an, als wäre Pythagoras von göttlicher Abkunft, ein Δαιμων geweſen. Wußten ſich aber nicht alle alten Geſetzgeber auf dieſe Art in Ehrfurcht zu ſetzen? Thaten es nicht

Sokrates mit seinem Genius, und Empedokles mit seinem

χαιρε τ' εγω δι ὑμιν Θεος αμβροτος, ꙋκ ετι
θνητος πωλευμαι.

Verehrte man nicht den Dämonar, nach Lucians Bericht, so auserordentlich, daß man glaube, eine gütige Gottheit sey einem erschienen, wenn er jemandes Haus besuchte. Aufs höchste kann Hr. B. aus diesen Umständen Beschuldigungen der Eitelkeit gegen den Pythagoras, nicht aber der Erdichtung gegen den Jamblich hernehmen.

S. 267. legt er den Jamblich und Porphyr schändliche Anachronismen zur Last; aber welcher unter den alten Geschichtschreibern ist gegen diesen Vorwurf sicher?

S. 268. 269. läßt er sich zu weit von seinem Eifer hinreissen. Die Stelle aus dem Jamblich, die wir oben angeführt haben, sieht er für das eigene Geständniß selbst erfundener Erdichtungen an: quod non Iamblichi tantum et Apuleji, sed omnem quoque pythagoreae sectae, post primam eius aetatem nobis fere incognitae fidem vno ictu prosternit. Wir wundern uns nicht wenig, daß Hr. B. sich um die so ungewissen Lehren einer profanen, und wundervollen Schule so viele Mühe gegeben hat.

S. 271. wiederholt er den Einwurf, den er dem Jamblich in Ansehung des göttlichen Ursprungs des Pythagoras gemacht hat.

Hr. B., der in keiner Sekte mehr Pyrrhonist ist, als in dieser, zieht die Bekanntschaft des Pythagoras mit

mit dem Thales ebenfalls in Zweifel. Gerdil ist damit nicht zufrieden, und führt unter andern auch die Gleichheit des thaletischen, und pythagoräischen Systems an. Hr. B. verwirft diese, und bedenkt nicht, daß er doch beyden das Emanations-System zugeschrieben hat.

Wir haben oben schon erinnert, daß Thales zwar eine Weltseele, aber deswegen kein Emanations-System behauptet habe. Diese beyden Begriffe sind bey Hrn. B. immer associirt, da man doch viele Alten anführen kann, die das eine ohne das andere behauptet haben. So viel wir bisher in einer Sache, die niemals zu einer völligen Gewißheit gebracht werden kann, haben entdecken können; so hat Pythagoras von Gott eben so gedacht als Thales. Er verglich so, wie dieser, die Gottheit mit der Seele, die den menschlichen Körper belebt. Er setzte die Materie so weit herunter, als daß er sie auch nur für einen Auswurf des höchsten Wesens hätte halten können. Ueberdem würde er von dem Ursprung des Bösen ganz anders geurtheilt haben, als er gethan hat, wenn er die ganze Welt für einen Ausfluß von Gott gehalten hätte. Hr. B. und alle diejenigen, die mit diesem Theile der philosophischen Geschichte nicht unbekannt sind, werden unsere Gründe verstehen, so kurz wir sie hier auch vorgetragen haben: denn eine weitläuftigere Ausführung leidet hier der Ort nicht.

S. 274-276. führt er Gegenstellen, und Gründe wider den Gerdil an, der die Reise des Pythagoras unter die Juden behauptet. Hrn. B. Gründe sind bekannt, und wir müssen ihnen völlig beypflichten.

S. 277. schüttet Hr. B. seinen Zorn auf einmahl gegen den Pythagoras und seine Schüler aus. Er bringt sogar den Satan mit ins Spiel, und beschuldigt jenen des gröbsten Enthusiasmus und eines unerträglichen Stolzes. Wozu eine solche Heftigkeit, wenn man eine gute Sache vertheidiget?

S. 279. richtig bemerkt er, daß das Prüfungsstillesschweigen dieser Schule mit ihrer grossen Verschwiegenheit gegen Ungeweihte nicht zu verwechseln sey. Er führt eine Stelle aus dem Porphyr an, die aber das gar nicht beweißt, was er daraus schließt, daß die Bücher, die Plato so theuer kaufte, keine ächte pythagoräische Lehren enthalten hätte. Er verwechselt das Unvollständige mit dem Untergeschobenen.

S. 282. Intus vero ſtultiſſimi enthuſiaſmi ſcatent ſcabie. Dies Urtheil ist viel zu hart, wenn man es so allgemein macht, und auch über den Pythagoras und seine ältesten Schüler ausdehnt. Hr. B. versetzt sich gar nicht in die damahligen Zeiten, und beurtheilt den Pythagoras nach Grundsätzen, die wir itzt nur für wahr halten.

S. 283-286 trägt Hr. B. eine entsetzlich abstrakte Meynung des P. Gerdils vor, der die Zahlen des Pythagoras für blosse aggregata ſimplicium, oder leibnitzische Monaden, die Ideen des Plato aber für Bilder dieser aggregatorum hält. Der Einfall gefällt uns besser als die Ausführung. Ueber die Ideen des Plato liesse sich noch was deutliches und neues sagen: aber bey der Arithmetik des Pythagoras verwirren wir uns immer weiter, je mehr wir lesen. Sie sind für uns das, was der Intellektus purus, und das Sehen

in

in Gott des Malebranche für unsere Nachkommen seyn werden. Wer sich eine ziemlich deutliche Idee von den mystischen Tugenden und Bedeutungen der Zahlen machen will, der lese den Hierokles. Wer aber Lust hat, Knoten zu knüpfen und wieder aufzulösen, der lese den Plutarch περὶ τοῦ εἰ τοῦ ἐν Δελφοῖς.

Wie S. 288. die Harmonie der Sphären mit den sieben musikalischen Vokalen der Aegyptier zusammenhänge, das sehen wir nicht deutlich genug.

S. 293-295. trägt er die gerbilsche Erklärung von dem pythagoräischen Gott vor. Sie gründet sich vorzüglich darauf, daß sich Gott eben so zur Welt, wie die Seele zum Körper verhalte. Dieser kann ohne jene nicht seyn, und so, hätte Pythagoras geglaubt, könnte die Welt nicht ohne eine belebende Kraft fortdauern. Das Feuer wäre der ätherische Geist, das Organum der Gottheit; so wie die Seele ein feineres Vehikulum hätte, das sie an den groben Leib fesselte. Wir bewundern den Scharfsinn dieses Mannes, und bedauern, daß er unrecht hat. Er behauptet zugleich das Emanations-System, und nun glaubt Hr. B. einen reum confitentem zu haben. Das Feuer war aber nur ein Symbolum der Gottheit, ein Ausdruck der alles belebenden Kraft, ohne welches sie Gott nicht denken konnten. Man kann aber aus diesem Ausdruck eben so wenig schliessen, daß die Alten Gott für einerley mit der Welt, oder für so körperlich gehalten haben, als man aus den Wörtern ἀσωματος ἀμεριςος und andern, die sie Gott beylegten, seine Immaterialität folgern kann.

S. 297 u. f. werden diese Spekulationen weiter fortgesetzt. — Unter den psychologischen Untersuchungen der Alten ist uns bisher keine verwirrter und unauflöslicher gewesen, als der göttliche Ursprung der Seele, der so allgemein gewesen zu seyn scheint, als die Lehre von dem κοσμω ἐμψυχω. Nur diejenigen Philosophen, die die Seele für eine blosse Modification des Körpers halten, giengen hier von der gewöhnlichen Meynung ab. Fast alle gaben einen animum per naturam rerum omnem intentum et commeantem zu, ex quo animi nostri carperentur, (wie Cicero vom Pythagoras sagt, de natura Deorum Lib. I cap. 2.), und demohngeachtet eigneten sie dem ἡγεμονικω eine uneingeschränkte Freyheit, eine Personalität, und meistens auch, nach ihrer Trennung vom Körper, eine Fortdauer mit Bewußtseyn zu. Dies alles hätten sie nicht behaupten können, wenn sie die Abkunft der Seele von der Gottheit so eigentlich verstanden hätten, als es die nur gar zu deutlichen Zeugnisse der Alten zu verlangen scheinen. Der Einwurf, den Vellejus dieser Lehre beym Cicero macht, wäre auch ganz unwiderleglich gewesen. Distractione humanorum animorum discerpi et lacerari Deum, et, cum miseri animi essent, quod plerisque contingeret, tum Dei partem esse miseram; quod fieri non potest. Seit dem wir diese Schwierigkeiten recht bemerkt haben, ist uns in den Alten nichts vorgekommen, was sie nur einigermassen heben könnte: es scheinen selbst wenige unter ihnen hierauf aufmerksam gewesen zu seyn. Wir würden demjenigen unter unsern gelehrten

lesern sehr verbunden seyn, der uns diese Widersprüche zu heben im Stande wäre.

S. 300 - 305. kommt Hr. B. auf eine Wendung, die Gerdil dem Emanations-System gegeben hat, die ihm aber so paradox, so entsetzlich, fremd und ungewöhnlich vorkommt, daß er nicht Worte genug finden kann, sein Erstaunen hinlänglich auszudrücken. Gerdil sagt: das Emanations-System ist so allgemein, daß man es nothwendig für eine Tradition ansehen muß, die aus einer einzigen Quelle geflossen ist, und diese kann keine andere, als die Lehre von der Schöpfung aus Nichts seyn. Er nimmt daher bey dem Emanations-System drey verschiedene Bedeutungen an: 1) die gemeine, da es heißt: Deum aut virtualiter, aut formaliter eum in se continuisse mundum, quem ex sinu suo eiecerit, quemadmodum tela ex ventre suo eiicit aranea; 2) Eine etwas weitläuftigere, und da muß es verstanden werden: de productione rei ex principio, in quo continetur per eminentiam. 3) Eine ungewöhnliche und uneigentliche. In dieser letztern zeigt Emaniren nichts anders an, als jede Erzeugung eines Dinges aus einer vorher existirenden Materie. In der zwoten Bedeutung ist Emaniren und aus Nichts erschaffen einerley. Noch ehe wir dieses lasen, hätte uns der öftere Gebrauch, den Hr. B. von diesem System macht, ohne es irgendwo erklärt zu haben, auf ähnliche Gedanken geführt. Wir nahmen aber nur zwey Fälle an. Entweder, dachten wir, hat die Welt, die aus Gott ausgeflossen seyn soll, den Grund ihres Daseyns in Gott, oder sie ist selbstständig und ewig. Ist das erste, so ist aus-

ausfließen nur ein figürlicher Ausdruck von der Schöpfung aus Nichts, und dieses verwirft Hr. B. Ist das andere, so kann man keine andere Mittheilung von Substanzen zwischen Gott und der Welt annehmen, als die die Anordnung und Einrichtung der Welt nothwendig macht. In diesem Falle ist das Emanations-System mit dem dualistischen einerley. Aber auch dies gefällt dem Hr. B. nicht. Er giebt S. 303. eine Erklärung, in welcher er uns die Schöpfung aus Nichts mit einem groben Materialismus vereinigt, für das Emanations-System anzusehen scheint. Wir geben den Lesern seine eigenen Worte, die wir nicht ganz verstehen: Aſt quis communium, omnibusque hominibus connatarum notionum, atque idearum adeo ignarus eſt, vt non per ſe, audita emanationis voce, intelligat, indicari per eam eiusmodi exiſtendi originem, qua non tantum cauſſa efficiens per quam, ſed materialis quoque ex qua, atque fundamentalis, in qua connotentur, ita vt id, quod emanauit, non tantum fontem, ex quo habet originem, pro cauſſa efficiente agnoſcat, (hier finden wir die Schöpfung aus Nichts) ſed illi quoque eſſentiae communicationem (und hier den Materialismus) et exiſtendi vim atque durationem debeat, etc. Er gesteht, daß er sich gar keinen andern Begrif vom Emanations-System machen könne. Davon ist aber hier die Rede nicht, sondern ob Pythagoras und alle diejenigen, denen er es zuschreibt, es sich so gedacht haben. So wie er es hier vorträgt, ist es für die alten Nationen zu speculativisch, und für die alten Philoso-

losophen zu materialisch, die zwar eine Weltseele glaubten, aber keine Mittheilung vom Wesen, keine Vermischung der Substanzen zugaben. Warum beantwortet der Hr. B. den gerbilischen Einwurf von der Allgemeinheit dieses Systems nicht? Er muß Hrn. B. was zu schaffen gemacht haben, der ein Freund von angebohrnen Ideen ist.

S. 307. widerlegt er den Pellontier, der die pythagoräischen Seelenwanderung in Zweifel gezogen hat. Er ist der einige, der den Servius über den Virgil in dieser Materie angeführet hat, der wirklich viel Gutes sagt, wenn man ihm nur trauen darf.

S. 308-316. kommt noch einiges von den Schülern des Pythagoras vor. Wir erinnern nur bey S. 315., daß die ἀναγκη, die nach Hrn. B. Meynung mit der ὑλη im Timäus einerley seyn soll, (wie Casaubon dieses auch von Platons ἀναγκη vermuthet ad Laertium,) vielleicht die widerstrebende und den Entwürfen Gottes entgegen arbeitende blinde Kraft in der Materie sey. — Pato nahm drey Principia an: Θεον, ἀναγκην, ὑλην. Die ἀναγκη nennte er auch Weltseele. Plutarch (de Virt. moral. 442. sagt von ihr: του κοσμου το ἐμψυχον οὐχ ἁπλουν οὐδε ἀσυνθετον, οὐδε μονοειδες ἐστιν, ἀλλ᾽ εκ ταυτου, και ἑτερου μεμιγμενον δυναμεος *). Sie war bald ordentlich, und bald unordentlich. Diese brauchten die Platoniker, wenn sie Gott wegen des Bösen entschuldigen wollten.

Bey

*) Vid. Plutarch. de animi generatione secundum Platonem.

Bey der Eleatischen Sekte S. 316 = 323. haben wir viel Vermuthungen und wenig Gewißheit. Das einzige, was man mit Gewißheit sagen kann, ist: daß sie lauter Eklektiker gezeugt hat. Demokrit insonderheit ist einer grössern Aufmerksamkeit würdig, ein Mann, den Cicero so oft für ein groß Genie erklärt, und weit über den Epikur erhebt.

In den Säzen zur heraklitischen Sekte giebt er einen Auszug aus dem Buche de Diaeta, das man dem Hippokrates zuschreibt. Gesner fand darinnen die Saamenthierchen des Lewenhoeks behauptet. Hr. B. läugnet dieses mit Recht. Wir erinnern unsere Leser, daß diese Schrift in einem andern Streit merkwürdig geworden: ob nähmlich Leibniz, oder Bonnet, oder der Verfasser dieses Buchs, der Erfinder von der Hypothese sey, die allen Tod, allen Untergang aus der Natur verbannt, und Verwandelungen an deren Statt einführt. Wir sind überzeugt, daß fast die ganze eleatische Schule, und noch vielmehr alte Philosophen, diese Meynung als einen Hauptsaz ihrer Systeme betrachtet haben. Man sehe den Plutarch de placitis philosophorum nach.

S. 331. kommt er zum Epikur, dessen System vielleicht mehr Verbesserung gebraucht hatte, als Hr. B. hier angebracht hat. Er ist dem Gassendi zu sehr gefolget, und hat den Egoismus des Epikurs nicht gehörig aufgedeckt. Die Einwürfe des Karneades und Plutarchs, und insonderheit das zweyte Buch des Cicero de finibus, ein wahres Meisterstück, müssen mit der Lektür des Gassendi verbunden werden, der unstreitig viel schöner und ordentlicher denkt als Epikur selbst. Die

Freunde

Freunde des Gassendi haben sich durch die gar zu gute Auslegung eben so sehr blenden lassen, als Epikurs Feinde durch seine ἡ δονη hintergangen wurden. Eine weitläuftigere Untersuchung verbietet uns hier der Raum.

Wir verlassen jetzt die griechische Philosophie, und gehen zu den folgenden Artikeln über, wo wir uns nothwendig einschränken müssen, wenn wir auch gar keine andere Ursach, als die Ersparung des Raums hätten.

Hr. B. betrachtet, wie bekannt, die römische Philosophie in zwey Abschnitten; in deren erstem er ihren Ursprung und Fortgang zur Zeit der Republik, in dem andern aber ihren Zustand zur Zeit der Imperatoren auseinander setzet. Eine genaue historische Vollständigkeit kann man dem Hrn. B. in beyden Artikeln nicht absprechen: unterdessen wünschten wir, daß er seinen Blick etwas mehr erhaben, und die wichtigen Einflüsse betrachtet hätte, die die griechische Philosophie überhaupt, insonderheit aber die stoische, in das Genie der Nation, und in das ganze System der Gesetzgebung gehabt hat. Nichts ist mehr zu bedauern, als daß just die Bücher vom Livius verlohren gegangen sind, aus denen man den Zuwachs der Kenntnisse unter den Römern, und den Charakter ihrer Vornehmen, die Liebhaber von der Philosophie waren, hätten kennen lernen können. Wir haben aber dem ohngeachtet noch Data genug, um gewisse von einander verschiedene Zeitpunkte annehmen zu können. Als der ältere Cato den Carneades und seine Gefährten, vielleicht mehr wegen der verführerischen und entgegen gesetzten Meynungen gleich stark vertheidigenden Beredsamkeit des erstern, als wegen

gen eines allgemeinen Hasses gegen die Philosophie, so unhöflich begegnete: war vielleicht keine Sekte unter den Griechen, die der damahligen Verfassung und Denkungsart der Römer angemessen genug gewesen wäre, um unter ihnen allgemein zu werden. Auswärtige Kriege mußte sie erst mit den Sitten und Meynungen anderer Völker bekannter machen, um das gar zu gute Vorurtheil für ihr eigen Vaterland zu verringern, und sie zu der nachher fast allgemeinen vortreflichen Gewohnheit vorzubereiten, griechische Philosophen oder Staatsmänner in ihre Familien aufzunehmen. Die stoische Philosophie machte vorzüglich ihr Glück, weil ihre Moral, und insonderheit ihre Lehre von den Pflichten, (die mehr eine allgemeine Politik auf moralische Grundsätze gebauet, als ein eigentliches Naturrecht war, wie Hr. B. glaubt S. 346) den vornehmen Römern, die fast alle grosse Rechtsgelehrte und Redner (ἀνδρες πολιτικοι) waren, wichtige Dienste leistete. Richtig bemerkt Hr. B., daß die grossen Römer sich um die theoretische Theile der stoischen Philosophie wenig bekümmert haben. Dies gilt nicht blos von dieser, sondern von allen Sekten, die unter ihnen bekannt geworden sind.

Cicero ist nicht nur in der griechischen, sondern auch in der römischen Philosophie ein so wichtiger Schriftsteller, daß wir wohl weitläuftigere Zusätze zu der Geschichte seiner Schriften gewünscht hätten. Allgemeine Urtheile über ihn sind von gar keinem Nutzen. Er zeigt sich in jedem Buche in einer neuen Gestalt, und man muß lange studiren, wenn man ihm seine Manier und eigene Denkungsart ablauren will.

Das

Das Ius naturae, den Legem diuinam, die ὁρμας der Stoiker hat Hr. B. S. 349. gar nicht recht verstanden. Wenn sie von der Natur überhaupt reden, so heißt es entweder so viel als Gott, oder die Welt, oder das Ganze mit allen seinen nothwendigen Gesetzen oder Bestimmungen. In keiner von diesen Bedeutungen wird es genommen, wenn sie vom ius naturae der Menschen und Thiere reden; alsdenn bedeutet es beym Menschen seine Rechte und Pflichten, die ihm seine ἰδία φυσις auflegt: sie rechnen ebenfalls die ὁρμας, oder prima naturae hieher, die sie vorzüglich in ihrer Lehre von den Pflichten betrachteten. Solche Triebe wie die, der Erhaltung u. s. w. fanden sie auch bey den Thieren; und in dieser Betrachtung schrieben sie den Thieren gleiche Gründe zu handeln, gleiche officia zu.

Das Urtheil, was Hr. B. S. 358. vom Plutarch fällt, ist zu hart und so unbestimmt, und allgemein, daß es dem, der den Plutarch lesen will, eben von keinem grossen Nutzen seyn wird. Dieser grosse Mann verbindet mit einer tiefen Kenntniß des Menschen einen so seltenen Scharfsinn, und eine so bewundernswürdige Gelehrsamkeit, daß wir bisher noch keine Ursache gefunden haben, ihn einem unter den Alten, wer es auch seyn mag, nachzusetzen. Er hat aber auch seine schwachen Seiten: und die, lassen sich hier durch kein allgemeines Urtheil bestimmen.

Gegen die Alexandriner S. 360-388. ist Hr. B. mehr als zuvor aufgebracht. Er schreibt ihnen allen die gehäßige Absicht zu, die christliche Religion zu verkleinern, die vielleicht nur von einigen bewiesen werden

 kann.

kann. Die harten Begegnungen, die diese Philosophen von den Christen leiden mußten, und durch das Beyspiel der Hypathia ausser Zweifel gesetzt werden, mochten wohl nicht wenig zur Erbitterung Ursache gegeben haben. Wir glauben, daß Hr. B. besser gethan hätte, wenn er sie als blosse Philosophen betrachtet, ihren Synkretismus getadelt, und das übrige den Kirchengeschichtschreibern überlassen hätte. Er schweift ohne dem nur zu oft in diese aus; wie z. B. die ziemlich überflüßige Streitigkeit über das Christenthum des Ammonius uns gleich in die Augen fällt S. 363-367. Die Untersuchungen über die Ursachen des Abfalls des Julians S. 371-374. stehen auch nicht an ihrer rechten Stelle.

S. 377. gesteht Hr. B. daß die unmäßig harten Verordnungen der griechischen Kaiser gegen die Philosophen der ganzen Weltweisheit ein Ende gemacht habe. Hier schweigt er ganz stille; mußte er nicht befürchten, daß man ihm seine Deklamationen zurück gäbe?

S. 380-383. Das Verfahren des Cyrillus gegen die Hypathia ist allemahl, man mag es auch so viel lindern, als man will, so unwürdig, daß es fast gar keiner Entschuldigung fähig ist. Es ist unbillig, denen, die Unrecht gelitten haben, nicht einmahl nach ihrem Tode Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Wir wünschten, daß Hr. B. das Urtheil, was auf S. 389. steht, vom Seneka eher gefällt hätte. Er ist nicht blos in einigen Stücken Eklektiker, sondern verstellt auch da, wo er Stoiker ist; die Lehren seiner Schule nur gar zu oft.

S. 392.

S. 392. erkennt er das gütige, menschenfreundliche Herz des Antonins, und schreibt seine Verfolgungen dem zu weit getriebenen Eyfer der Christen, theils seiner wenigen Kenntniß von ihrer Religion zu. Warum dachte Hr. B. nicht so, wie er seine Dissertation de Stoicis, subdolis Christianorum imitatoribus schrieb?

S. 395. sagt er von Antonins Schriften: Paruae autem vtilitatis philosophiae morali ex his Antonini praeceptis posse exsurgere; Stoicae Ethicae peritus facile perspicit, quicquid in diuersum contendant Lipsius, Galakerus, alii. Wir besinnen uns, daß Hr. B. in dem eigentlichen Werke ganz anders davon geurtheilet hat.

S. 400-418. sucht Hr. B. das Daseyn der orientalischen Philosophie, die um Christi Geburth im Orient aus einer Mischung zoroastrischer und ägyptischer Grundsätze entstanden seyn soll, zu beweisen. Der Hauptgrund S. 401-402., daß die unsinnigen Behauptungen der Gnostiker und anderer aus der griechischen Philosophie nicht entstanden seyn können, ist von gar keinem Gewicht. Diese Ableitung ist gar nicht nöthig, und dem ohngeachtet kann dergleichen Zeug wirklich werden. — Die Zeugnisse, die er in den Griechen findet, beweisen nicht mehr für als wider ihn. Die διδασκαλια ανατολικη des Theodots, die παλαια φιλοσοφη des Porphyrs zeigen nichts bestimmtes an. Ueberdem gründet er sich auf seine Auslegung von zoroastrischem Systems, die, wie wir oben gezeigt haben, ganz zweifelhaft ist. Man beruft sich mit Recht auf das Stillschweigen der Griechen, weil die Stellen,

die er anführt, ganz unbedeutend sind. Man läugnet deswegen nicht, daß nicht einige Lehren vom Zoroaster übrig geblieben sind; daß aber ein so merkwürdiges Gemische von Religion und Philosophie daraus entstanden sey, das sich durch das ganze Asien ausgebreitet habe, ist bisher gar nicht einmahl wahrscheinlich gemacht.

In den Zusätzen zur jüdischen Philosophie, S. 418-466., die eben nichts neues enthalten, braucht er das, was er im Werke selbst gesagt hat, um einige Schriften zu beurtheilen, die seit der Zeit heraus gekommen sind. Er zeigt S. 445. aus einem Manuscripte von Wachter alle Kapitel an, in denen er zu behaupten suchte, daß Christus selbst ein Essäer gewesen, und ihre Lehre nur von den Misbräuchen gereiniget und mit einigen Vermehrungen bereichert habe. — Auch berührt er S. 461. Oettingers Cabbala, die wir aber nicht einmahl im Auszuge durchzulesen Gedult genug gehabt haben.

S. 469-498. stehen Zusätze zur saracenischen Philosophie, von denen wir eben so, als von den jüdischen urtheilen. Hr. B. mischt politische, litterarische, ecclesiastische und philosophische Geschichte zu sehr unter einander, und daher entsteht die Weitläuftigkeit in diesen Artikeln, die dem Leser selten seine Mühe belohnt.

S. 501-552. Der Abschnitt von der Philosophie der Väter ist ermüdend weitläuftig, und beschäftiget sich größtentheils mit Dingen, die in die Ketzer- oder Kirchengeschichte gehören. Die Abhandlung von dem Caulacau S. 511-530. des Basilides ist sehr gelehrt; aber zu weit von unserm Zweck entfernt, als daß wir

einen

einen Auszug davon zu geben verbunden wären. Die Lebensbeschreibungen hätten in diesen Abschnitten wohl ganz wegbleiben können. Wenige Kirchenväter sind ihrer philosophischen Einsichten wegen merkwürdig. Ein kurzes Gemählde der damaligen Art zu denken und zu studiren, allgemeine Betrachtungen über das Genie dieser Jahrhunderte würden den Lesern angenehmer und unterrichtender gewesen seyn, als die weitläuftigen Commentarien über das Leben und die Schriften solcher Männer, die entweder zu viel Vorurtheile, oder zu wenig Genie hatten, um selbst denken zu können.

S. 553-581. Was wir in diesen Zusätzen zur philosophischen Geschichte des mittlern Zeitalters neues angetroffen haben, besteht größtentheils in Widerlegungen eines gewissen Ziegelbauers, der den Pabst Gregorius M. gegen den ihm vom Heumann vorgeworfenen abergläubischen Haß der Philosophie, und den Bonifacius gegen ähnliche Vorwürfe vertheidiget. Die Einfalt des deutschen Apostels beweist Hr. B. S. 571. durch die harte Verfolgung eines gewissen Virgilius, der Gegenfüsser behauptet.

S. 582-672. beschäftiget sich Hr. B. sehr weitläuftig mit der scholastischen Philosophie, die, unserer Meynung nach, so viel Ehre nicht verdient. Neue Entdeckungen dürfen unsere Leser hier nicht suchen, sondern entsetzlich gewaltsame Angriffe und Vertheidigungen gegen einen freysingischen Münch, der den Hrn. B. in zwey öffentlichen Dissertationen eines zu harten Tadels der scholastischen Philosophie, und einer Unrichtigkeit in dem Leben Gregorius des Grossen beschuldiget hat. Die ganze Sache gehörte eigentlich nicht hieher:

oder, wenn Hr. B. andere Begriffe von den Gränzen der philosophischen Geschichte hat als wir; so hätte sie mit weniger Weitläuftigkeit abgehandelt werden müssen. Lebensbeschreibungen und historische Nachrichten werden nur alsdenn wichtig, wenn das System eines Verfassers daraus erklärt werden kann. Wenn man diese Regel verwirft, so mischt man verschiedene Wissenschaften untereinander, ohne eine andere Wirkung als Verwirrung hervorzubringen.

Die ganze Sache kommt darauf an: der freygeistische Münch und gelehrte Franzose (der die Geschichte der neuern Platoniker geschrieben) beschuldigen den Hrn. B. einer historischen Unrichtigkeit, da er behauptet, daß der Pabst Gregorius der Grosse die Bibliothek in dem Palatio aus Eifer für die Religion verbrannt habe. Sie berufen sich auf die Ungültigkeit des einzigen Zeugnisses, das Hr. B. aus Johann Petit hergenommen hat. Dieser sey viel zu jung, als daß man ihm trauen könnte, alle übrige Schriftsteller aber schweigen hievon. Ferner sey das Palatium ein öffentliches Gebäude gewesen, woran sich der Pabst ohne Einwilligung des Kaisers nicht habe vergreifen dürfen; andere Gründe zu geschweigen. Hr. B. sucht diesen Einwürfen auszuweichen, indem er allerhand Möglichkeiten hervorsucht, wie eine solche Tradition (denn für eine solche giebt es der Gewährsmann der Hr. B. selbst nur aus) wahrscheinlich genug werden könne, um sich darauf berufen zu dürfen. Wir befürchten aber, daß Hr. B. durch diese zwar weitläuftige, aber nicht überzeugende Vertheidigung seinen Gegner noch mehr in seinem von Hr. B. (S. 644.) gefällten Urtheil bestärken

möge,

möge, wo er ihn einen Schriftsteller amoureux des ses systemes nennt.

Von S. 675 bis 804. macht Hr. B. Zusäße zu den vielen einzelnen Abschnitten, worin er die Schicksale der Philosophie von der Wiedergeburt der Wissenschaften bis auf diejenigen grossen Geister abhandelt, die die gebahnten Wege verlassen, und mit mehr oder weniger Glück neue Felder und Gegenden entdeckt haben. Der erste Abschnitt, wo Hr. B. die Verdienste derjenigen Männer betrachtet, die durch eine grosse Kenntniß der alten Litteratur den philosophischen Geist allgemeiner machten, hat uns immer der wichtigste geschienen. Hr. B. ist aber fast allenthalben gleich weitläuftig, wenn gleich die Gaben und Verdienste der Personen selbst sehr verschieden sind. Einige von diesen waren blos Kritiker: andere lasen auch die Philosophen des Alterthums, und diese halfen durch ihre bittern Satyren die greuliche sophistische Unwissenheit der Scholastiker verdrängen. Es gab aber noch eine dritte Art von ehrwürdigen Männern, die einen vortreflichen Character mit philosophischen Kenntnissen und einer ausgebreiteten Litteratur verbanden. Diese waren sehr grosse Genies, und gehörten zu dem bisher noch nicht genug erkannten Orden von Männern, die immer selbst denken, und bisweilen grosse Revolutionen in der Denkungsart ganzer Nationen hervorbringen, ob sie gleich keine Sektenstifter werden. Wenn man den Melanchthon, Erasmus, Vives und einige andere aus diesem Gesichtspunkte betrachtet; so wird man sie nicht mehr in die längst vergessene Klasse von kritischen oder theologischen Kommentatoren heruntersetzen. Hr. B. macht

ihnen immer den Vorwurf, daß sie nicht neue Systeme erfunden, und glaubt, die Ursache davon in einem Mangel des Genies zu finden. Daran lag es gewiß nicht; sie bequemten sich nach den damaligen Zeiten, und klärten auf diese Art ganze Nationen auf, die bey mehrerer Kühnheit und Hitze vielleicht noch lange unwissend geblieben wären. Wir wünschten aufrichtig, daß ein Mann, der das Genie der damahligen Zeiten kennt, und nicht nur die Seelen grosser Männer, sondern auch ihre Verdienste zu schätzen weiß, uns eine philosophische Geschichte derjenigen Männer lieferte, die zur Aufklärung Europens, und insonderheit einzelner Reiche, das Meiste beygetragen haben. Dazu gehört nun freylich mehr, als ein vollständiges Verzeichniß von allen denen zu liefern, die griechisch verstanden, oder einen unwichtigen Autor übersetzt haben.

S. 686 ; 692. Die Streitigkeiten zwischen den Bewunderern des Plato und Aristoteles, gehören allerdings zur Geschichte des damahligen Zeitalters. Sie waren aber der ächten Philosophie mehr hinderlich als nützlich, weil beyde streitende Partheyen ihre Lieblinge nicht darum lasen, um sich daraus zu bessern, sondern um sie mit dem Gegner in Vergleichung zu stellen, und durch Verdrehung, synkretistische Vereinigungen mit der Bibel, und andere Kunstgriffe siegreich zu machen. Man übersah das Gute, was man aus beyden hätte lernen können, und pflanzte auf seine Schüler nicht die Begierde den Plato oder Aristoteles zu lesen, sondern eine enthusiastische Wuth, diese Männer, ehe man sie kannte, zu vertheidigen, fort.

In

In den folgenden Zusätzen zur scholastisch-aristotelischen, und zur reinen peripathetischen Philosophie bringt Hr. B. oft Eklektiker mit unter diese Titel, die wir da nicht gesucht hätten. Pomponatius, Caesalpinus u. a. verdienten eine andere Stelle. Hr. B. führt auch einige von ihren eigenen Sätzen an, die unsere Leser aber selbst nachschlagen müssen.

Die Zusätze zur platonisch-kabbalistischen, und zur jonischen Philosophie, wie man sie in den neuern Zeiten wieder aufgeweckt hat, übergehen wir, weil sie gar nicht interessant sind, und nichts neues enthalten.

S. 770. finden wir ein merkwürdiges Urtheil des Sorbier, eines Freundes des Gassendi, über die Ursachen, warum die Philosophie des letztern kein so grosses Glück gemacht habe, als die kartesianische. Er glaubt, daß die grosse Bescheidenheit des Gassendi, sein Vortrag, wo er eigene Gedanken immer mit den Meynungen der Alten untermischt, und das unauslöschliche Vorurtheil gegen die Atomen, und den Epikur, der Ausbreitung seiner Art zu philosophiren, zu grosse Hindernisse entgegen gesetzt habe. Diese sind zu unsern Zeiten weggefallen, und dennoch wird dieser grosse Philosoph nur von wenigen gelesen, die den Geist der Alten recht kennen lernen wollen. Hr. B. sagt an einem andern Orte ganz richtig, daß die Seltenheit und der grosse Preis seiner Werke an dieser Nachläßigkeit unsers Zeitalters Schuld sind. Wir glauben es gerne, und wünschten deswegen, daß die wichtigsten Werke von ihm, wo er sich als Philosoph zeigt, neu aufgelegt würden.

Wir machen dergleichen Erinnerungen desto lieber, weil wir vielleicht Personen, die sich gern um das

Publikum verdient machen wollten, Gelegenheit geben, der gelehrten Republik ohne viele Mühe grosse Vortheile zu verschaffen. Man hat ja Auszüge aus dem Bayle und der Encyklopedie gemacht, warum wollte man dieses nicht mit dem sanften und gelehrten Gassendi versuchen?

S. 779. fällt Hr. B. vom Bayle ein Urtheil, welches wir uns nicht zu vertheidigen getrauen. Er macht ihm zwey Vorwürfe, die man jedem andern, nur Baylen nicht, mit Recht machen kann: 1) soll er die alten Quellen nicht besucht, sich zu sehr an die neuern gehalten, und nicht Aufmerksamkeit genug gebraucht haben, um in die Systemen der alten Philosophen einzubringen; 2) habe er die Meynungen zu sehr nach einmahl angenommenen Hypothesen erklärt. Wenn dies Urtheil überhaupt so viel heissen soll, als daß Bayle mit aller seiner Accuratesse und Scharfsinnigkeit sich dennoch bisweilen geirret habe; so hat Hr. Brucker zwar was Wahres, aber nichts Neues gesagt. Will er aber die Beschuldigung im buchstäblichen Verstande genommen wissen; so können wir nicht umhin, zu gestehen, daß Hr. B. zur Zeit, da er dies geschrieben, nothwendig das Bild eines andern Philosophen vor sich gehabt, oder auch den Bayle in langer Zeit nicht gelesen habe. Sonst würde er in jedem Artikel die Widerlegung seines ersten Vorwurfs gefunden haben: wo er bey Anführung anderer ihrer Fehltritte immer bemerkt, daß sie aus Mangel des Fleisses und des Nachschlagens entstanden, und auch darauf dringt, die Wörter der Alten anzuführen, nicht blos, um den Sinn der Autoren besser einzusehen, sondern auch dem meistens bequemen Leser die Mühe

des

des Nachschlagens zu ersparen. Diese praktische und für den Kritiker sehr nützliche Regeln wiederholt er sehr oft. Er verläßt sich niemahls auf andere, wie Hr. B. selbst oft gethan hat; bemüht sich auch, nicht viele Schriftsteller anzuführen, die er nie mit Augen gesehen; und deswegen sehen auch seine Werke so gelehrt nicht aus, wie die Werke manches jungen Magisters, oder ehrwürdigen Dackbars. Dafür denkt er aber mehr, und wir wundern uns deswegen nicht wenig, daß Hr. B. ihm den Mangel des Scharfsinns vorwirft, den man ihn doch bisher allgemein zugestanden hat. Er hat zwar bisweilen anders gedacht, als Hr. B., aber wir glauben doch nicht, daß er seine Meynungen, als die Gränzlinie des philosophischen Geistes, und der historischen Richtigkeit, annehme. Bayle hat auch unter allen denen, die die philosophische Geschichte bearbeitet haben, selbst Hrn. B. nicht ausgenommen, die wenigsten Hypothesen und gelehrten Vorurtheile. Er hat keine Lieblingsautoren, oder Sekten, ist in seinem Beyfall sowohl als Tadel gleich vorsichtig, und vergeht sich nur selten so weit, daß er die Leute für Skeptiker hält, die es nicht waren: wenigstens ist seine Art zu urtheilen mit der lächerlichen Unvorsichtigkeit des Huets gar nicht zu vergleichen. Wir glauben, diese Vertheidigung den unsterblichen Verdiensten eines Mannes schuldig zu seyn, der durch seine scharfsinnigen Untersuchungen, durch seine weitläuftige Gelehrsamkeit, und selbst durch seinen Pyrrhonismus, zu tausend wichtigen sowohl philosophischen als historischen Untersuchungen Anlaß gegeben; die Begierde, die Alten zu lesen, und mit ihnen zu philosophiren, allgemeiner gemacht, den

dogma-

dogmatischen Stolz gedämpft, und unzählige Genies aufgeweckt hat, die ohne ihn immerfort geschlummert hätten. Ohne ihn hätten wir vielleicht keine Theodicee, keinen Leibniß, wie wir ihn jeßt haben. Die Wirksamkeit seines Genies seßte ganz Europa in eine vortheilhafte Gährung, und half die entseßlichen Vorurtheile verjagen, die das aufkeimende Genie erstickten. Seine Schriften fanden nicht nur in den Schulen und auf den Akademien viele Bewunderer: sein Dictionaire wurde so gar ein Modebuch, das in der grossen Welt und am Hofe gelesen wurde, und reelle Gelehrsamkeit, zugleich mit einer feinen Art zu denken, auch unter diejenigen Leute ausbreitete, die sich sonst am wenigsten darum zu bekümmern pflegen. Noch jeßt wird mancher Kritiker, der den Bayle blos der Philologie wegen nachschlägt, durch seine scharfsinnigen Bemerkungen zu edlern Arbeiten aufgeweckt.

In dem Artikel de Theosophicis finden unsere Leser noch einige Meynungen vom Theophrast, und der Bourignon angeführt. Wer von dieser göttlichen Philosophie ein Liebhaber ist, mag diesen Abschnitt selbst nachlesen. Unserer Meynung nach thut man den Leuten zu viel, wenn man sie unter die Philosophen seßt. Ihre Träumereyen gehören in die künftige Geschichte der Philosophorum insanientium, wenn solche Geschöpfe möglich sind.

Die Zusäße, welche Hr. B. zu dem fünften Bande seiner Geschichte macht, würde uns Stoff und Ursache zu mannichfaltigen Bemerkungen darbieten: unterdessen zwingt uns das Geseß der kritischen Sparsamkeit,

keit, uns kürzer zusammen zu ziehen. Nur die allgemeinsten Beobachtungen wollen wir hieher setzen.

Hr. B. hat, wie es scheint, von den Restauratoren der eklecktischen Philosophie einen zu weiten Begrif, und vermischt diejenigen, die den guten Willen hatten, die gelehrte Welt zu reformiren, mit den grossen Männern, die es wirklich gethan haben. Wollte er in diesem Abschnitt die Geschichte aller derer liefern, die nicht Anhänger von gewissen Sekten waren, so hätten nicht nur Jordanus Brunus, Cardan und Campanella hier einen Platz verdient, sondern die Erasme, Vives und andere würden mit mehrerm Rechte einen Anspruch darauf haben machen können. Eine ausschweifende Eitelkeit giebt auf die Ehre eines Reformatoren eben so wenig Recht, als eine freye eklecktische Denkart ein untrügliches Zeugniß von philosophischen Erfindungen, und einer allgemeinen Verbesserung des philosophischen Geistes ist. Wir gestehen aufrichtig, daß wir den drey oben angeführten Männern den Platz niemals gegönnt haben, den Hr. B. ihnen angewiesen hat. Astrologischer Unsinn, theologisch-philosophische Schwärmereyen, die mit einer ziemlichen Dosis von Paradoxomanie versetzt war, und die unglückliche Gabe gewöhnliche Dinge in eine neue gefährlich scheinende Sprache einzukleiden, machen die Hauptzüge ihres Genies aus. Sie haben nicht einmal das Verdienst, welches das Glück noch manchem Schwärmer ertheilt hat, daß sie die gelegentliche Ursache von Erfindungen und Verbesserungen wurden. Die halb ausgebruteten Embryonen von guten oder mittelmäßigen Gedanken wurden durch die ungeheuersten Aftergeburten einer zerrütteten Ein-

bildungs-

bildungskraft erstickt, wozu noch dieser Umstand kam, daß sie mehr die Sprache einer kumäischen Sybille, als eines Philosophen redeten, der die Absicht hat verstanden zu werden. Ein Schicksal, welches alle diejenigen erfahren, die die Welt gerne überrechten möchten, plötzliche, unburchdachte Einfälle für neue Systemen zu halten. Hr. B. scheint durch zwo zu allgemeine, und deswegen unbestimmte Maximen verführt zu seyn: 1) daß grosse Fehltritte nur von grossen Genies begangen werden können; und 2) daß sie vielleicht Leibnitze und Newtone geworden wären, wenn sie in glücklichern Zeiten gelebt hätten. Ueberdem macht Hr. B. unserer Meynung nach einen zu wesentlichen Unterschied zwischen den Fähigkeiten der Seele, die man Einbildung und Urtheilskraft nennt.

Wir würden diese Entgegensetzung von Seelenkräften hier nicht berührt haben, wenn wir es nicht bey mehrern Schriftstellern angetroffen hätten, daß man die Träumereyen eines kranken Gehirns mit dem Nahmen einer zu erhitzten oder überspannten Einbildungskraft zu mildern sucht.

Der Kanzler Baco übertrift die vorher genannten Philosophen sowohl an Genie, als an wirklichen Verdiensten. Unterdessen kann er, wie uns deucht, doch nicht mit einem Hobbes, Gassendi, des Cartes und Leibnitz in eine Reihe gestellt werden. Er war der Vorbote grösserer Geister, die nach ihm kommen sollten: und dieses mal hatte das Glück der Philosophie einen grossen Dienst geleistet, daß sie einen ihrer Lieblinge auf einen so glänzenden Posten gestellt hatte, der nicht wenig dazu beytrug, die ganz entschlummerten, und in ei-

ne

ne scholastische Unthätigkeit versunkene Gemüther aufzuwecken, und auf seine Vorschläge aufmerksam zu machen. Wenn Baco auch nichts anders gethan, als das Fehlerhafte in der scholastischen Methode, die Kräfte des Menschen, und der Natur zu erforschen, angezeigt, und statt allgemeiner schwankender Grillen, den vorsichtigen Beobachtungsgeist empfohlen hätte; so würde er allemal die Ehrfurcht der Nachwelt verdienen. Ein anderer Umstand, die Stiftung der londenschen Societät, die ein jeder anderer wohl hätte unternehmen können, aber doch nicht zu Stande gebracht hätte, macht ihm ebenfalls Ehre, die aber mehr dem edlen Herze, als dem Genie gehört. Sein Entwurf zur Besserung der Wissenschaften kann uns jetzt wenigstens, nicht sowohl zur Entdeckung der unbekannten und schlecht bebauten Gegenden der intellectual Welt, als zur Kenntniß ihres Zustandes zu seinen Zeiten dienen. Allein der Gedanke selbst ist eines solchen Genies, als Baco war, würdig: und wir wünschten, daß grosse Geister es in einzelnen Wissenschaften unternehmen möchten, nicht nur die schon gemachten Erfindungen mit einem philosophischen Auge zu betrachten, sondern auch zugleich ihre Lücken, und die Art sie auszufüllen, anzuzeigen. Mancher guter Kopf wird jetzo nur eben deswegen der Welt wenig nützen, weil er nicht weiß, wohin er vorzüglich seine Aufmerksamkeit richten solle.

Hobbes, dessen Lebenslauf und Character er mit vieler Unpartheylichkeit und Scharfsinn beschrieben, und hier von S. 830-843. meistens aus dem Gedichte, welches Hobbes über seine eigene Schicksale aufgesetzet, bereichert hat, ist der erste, von dem man eine neue Epoche

der

der Philosophie, oder ihre eigentliche Reformationsgeschichte anfangen muß. Seine Art zu philosophiren, der Vortrag und der Gegenstand, den er bearbeitete, war zu neu, zu interessant, und zu weit von scholastischen Ideen entfernt, als daß er nicht viele Bewegungen, sowohl unter den Gelehrten, als am Hofe sollte verursacht haben. Die damaligen Unruhen in Engelland begünstigten die Ausbreitung seiner Grundsätze eben so sehr, als die von allen Seiten wider ihn hervortretende Gegner, die, nach dem Urtheil seiner vernünftigen Feinde selbst, ihm nicht allemal gewachsen waren! Sein grosser Geist, den man, auch in den gefährlichsten Hypothesen, wahrnimmt, erweckte die Clarken, Cumberlands und Puffendorfe, die das Verhältniß eines höchsten Wesens zu uns, die Rechte des Menschen, und des Bürgers in ein helleres Licht sezten. Der Machiavellismus, der die Politik der damaligen Höfe zur größten Feindin der Nationen machte, wurde durch diese Fürsprecher der Menschheit aufgedeckt, und allmählig gemildert. Selbst auf den Universitäten fieng man damals an, sich um diese, für das menschliche Geschlecht so wichtige, Kenntnisse, mehr zu bekümmern, als man bisher gethan hatte.

S. 841. sucht Hr. B. den Abstand der gassendischen Grundsätze von den hobbesischen darzuthun. Dieser möchte wohl so groß nicht seyn, weil der erstere sich ein System, das auf lauter epikurischen Grundsätzen gebauet war, so gefährlich nicht vorstellete, als wir es mit Hrn. B. thun.

S. 847-859. macht Hr. B. zur Geschichte des des Cartes und Leibnitzens einige Zusätze, bey denen wir

wir uns nicht aufhalten werden, weil wir uns über das Genie des leztern bey einer andern Gelegenheit in dieser Bibliothek heraus gelassen haben, und die Geschichte des erstern, sowohl von Baillet und unserm Verfasser, als von dem vortreflichen Thomas so schön abgehandelt finden, daß wir nichts, als philosophische Betrachtungen über den Gang des menschlichen Geistes, und einige unrecht verstandene Lehren einstreuen könnten, die uns hier aber zu weit führen würden.

Den Christian Thomasius (zu dessen Geschichte Hr. B. ebenfalls S. 859. einige Zusätze macht) sezt er, unserer Meynung nach, nicht richtig zu den Reformatoren der Philosophie. Er gehört mit in den Orden derjenigen verdienstvollen Männer, die oft das Genie und die Denkungsart einer ganzen Nation bessern, ohne eben grosse Erfindungen zu machen. Zur Aufrichtung eines neuen zusammenhangenden Systems fehlte ihm Zeit, Gedult und der anhaltende Scharfsinn, der sich nicht eher beruhiget, bis er eine Sache von allen Seiten betrachtet, und, so zu sagen, erschöpft hat. Die plözlichen Uebergänge von einer Art von Freydenkerey zu theosophischen Schwärmereyen, und die unbeständigen Abänderungen seiner Meynungen, zeigen deutlich, daß äusserliche Umstände, und die Lektur zu viel Gewalt über sein Gemüth gehabt, das nicht deswegen wankte, weil es zu vorsichtig war, sondern weil es nicht Consistenz genug hatte, um bey einer Sache lange stehen zu bleiben. Unterdessen sind wir überzeugt, daß seine Satyre mehr, populaire sowohl, als gelehrte Vorurtheile weggeräumt, und auch mehr Nutzen gestiftet habe, als ein vollständigeres System zu seiner Zeit in

Deutschland hätte hervorbringen können. Wir würden die vortreflichen Wirkungen der freyen thomasischen Denkart vielleicht länger und deutlicher empfunden haben, wenn nicht eine bald darauf epidemisch gewordene Demonstrirsucht den edelsten Geistern mehr als eiserne Fesseln angelegt hätte.

Wir kommen jetzt zur Geschichte des deutschen Merkurius Trismegistus, wie man nach H. B. Bericht, den Baron von Wolf auf einer Münze nannte. Unser Autor hat diese Nachricht, die mit vieler Unpartheylichkeit geschrieben ist, schon in seiner Pinacotheca heraus gegeben, die man aber hier 878-902. mit vielen Anmerkungen vermehrt findet. Er gesteht aufrichtig, daß ihm in der ganzen philosophischen Geschichte kein Federkrieg bekannt sey, der mit so vieler Heftigkeit geführet worden, als der zwischen Wolfen und seinen Widersachern. Hr. B. giebt keinen Auszug der wolfischen Grundsätze, und entschuldigt seine Kürze damit, daß in seinem System Grundsätze und Folgerungen so sehr an einander gekettet sind, daß man nicht im Stande sey, etwas davon zu liefern, ohne das Ganze abschreiben zu müssen. Dieses Lob eines tiefsinnigen und systematischen Kopfes haben wir fast durchgehends gefunden, wo von Wolfen geredet wird: wir würden es auch zugeben, wenn man nicht berechtiget wäre, von einem solchen tiefsinnigen systematischen Genie mehr als den Zusammenhang der Folgerungen mit den Grundsätzen zu verlangen. Wenn diese letztern unerwiesen, hypothetisch und unfruchtbar sind: wenn sie entweder mit der Natur des Menschen und den Quellen der Erkenntniß streiten, oder wenigstens sein Wesen nur von

einer Seite darstellen; so kann der Erfinder eines Systems von philosophischen Tändeleyen in Paragraphen vorgetragen, auf Scharfsinn eben so wenig Anspruch machen, als einige unter den Alten, die die mythologischen Fabeln in einen Zusammenhang zu bringen suchten. Ob nun Wolf durch seine so sehr gepriesene Methode, und die, vielen unnachahmlich scheinende Geschicklichkeit, zu demonstriren, eine grosse Kenntniß der menschlichen Natur, der Entstehung und Formirung unserer Begriffe, und den Schranken derjenigen Organen und Kräfte, wodurch wir zu unsern Ideen gelangen, verrathen habe, wollen wir hier nicht entscheiden. Unterdessen deucht uns doch, daß ein Mann, wie Wolf, der der Philosophie eben die Vorzüge zu geben gedachte, die man der Mathematik von jeher zugestanden hat, die Hauptsache, worauf alles ankommt, wohl etwas genauer hätte untersuchen können: ob die verschiedene Natur der Gegenstände, die in beyden Wissenschaften abgehandelt werden, einerley Methode zuliesse? — Der grosse Schade, der durch diese in seichten Köpfen so abscheuliche Demonstrirsucht, der ächten Philosophie zugefügt worden, verdiente der Nachwelt zum Beyspiel historisch untersucht zu werden. —

Uebrigens hat Wolf seine grossen Verdienste, die man nicht verkennen kann, ohne undankbar zu seyn. Er brachte Ordnung und Licht in die mathematischen Wissenschaften, machte das Studium derselben in Deutschland allgemeiner, und erweckte manche Köpfe, die vielleicht ohne ihn gar nicht philosophirt hätten. Die Entdeckung von zwoen oder dreyen ganz neuen Wissenschaften, mochte aber doch wohl zuletzt auf die

Erfindung so vieler, bisher nicht gebrauchten, Wörter hinaus laufen.

Nachdem Hr. B. die Geschichte der von ihm so genannten Reformatoren abgehandelt hat; macht er einige, meist litterarische, Zusäße zu den Vermehrungen, die alle Theile der Weltweisheit in den neuern Zeiten erhalten haben. Man erlaube uns hier, einige Bemerkungen, die die Methode des Hrn. B. und seine Arbeit selbst betreffen.

Wenn man die Geschichte der neuern Philosophie vorträgt, so kann man nur zwey Wege einschlagen, nach zwoen verschiedenen Absichten, die man sich vorgesetzt hat. Entweder sieht man vorzüglich darauf, alle Entdeckungen neuer — und Verbesserungen, oder Erweiterungen schon vorher bekannter Wahrheiten nach den verschiedenen Fächern, oder Wissenschaften, zu welchen sie gehören, abzuhandeln; (daß man, um unsere Gedanken deutlicher auszudrucken, in der Geschichte der Lehre von den Ideen nicht nur die Erfindungen des Des Cartes, sondern auch des Malebranche, Locke, Leibnitzen, auf einmal zusammen stellt) oder man sucht sich insonderheit über die Systeme derjenigen Männer auszubreiten, die mehrere Theile der Philosophie bearbeitet, und durch neue, oder neu scheinende Hypothesen sich eine grosse Menge von Schülern erworben haben. Beyde Methoden haben ihre Vortheile und Unbequemlichkeiten, und es kommt nur darauf an, von welcher man den größten Nutzen, mit den wenigsten Unbequemlichkeiten vergesellschaftet, erwarten könne.

Bey der ersten Methode (wovon die Geschichte der Ideen des Hrn. B. ein Beyspiel ist) ist man nicht

nur

nur im Stande, die ganze Geschichte einzelner Lehren zu übersehen, sondern auch zugleich die Verdienste der größten Philosophen, nach dem, was sie vor sich gefunden, und was man auf ihre Erfindungen gebauet hat, gegen einander abzuwägen. Wer weiter sieht, als der gewöhnliche Theil der Leser, kann dabey am leichtesten entdecken, welche Seiten der Meynungen und Wahrheiten am schwächsten sind, und also noch neue Prüfungen erfordern. Der Gang des menschlichen Geistes würde ebenfalls auf diese Art am ersten in die Augen fallen, und überdem noch die sonst unvermeidliche Weitläufigkeit vermieden werden, da man, um die Erfindungen eines Philosophen zu bestätigen, die Geschichte der vorhergehenden immer mit einmischen muß; anderer Vortheile zu geschweigen. Hingegen raubt sie uns einiges anders (oder scheint es wenigstens), die man bey der zwoten antrift.

Man verliert nämlich unter dem Vortrag einzelner, abgerissener Erfindungen das System und den Character des Genies des Erfinders selbst. Ich muß einen Leibniß z. B. nicht nur in den meisten Abschnitten der Vernunftlehre, sondern auch in der Metaphysik und andern Wissenschaften wieder suchen, um ihn im Ganzen beurtheilen zu können. Diese Schwierigkeit scheint groß, aber man kann sie durch geschickte Biographien fast gänzlich aufheben. Man schreibe, wie Thomas, so wird man keine unnöthige Hyperboln machen.

Noch eine Unbequemlichkeit wollen wir unsern Lesern nicht verheelen, die aber nur einigen so vorkommen wird. Man sieht nämlich nicht so leicht, welche

Philosophen unglücklich genug gewesen sind, Sektenstifter zu werden. Unserer Denkungsart nach ist die Geschichte einer philosophischen Sekte in neuern Zeiten (denn mit den Alten hatte es eine andere Bewandniß) auf keine andere Art merkwürdig, als Pestilenz und andere epidemische Krankheiten in der physischen, oder Rotten und Verschwörungen in der politischen Welt. Man muß sie wissen, um das Genie eines solchen unglücklichen Zeitpunktes zu erfahren. Diese Nachrichten könnte man nach der oben angeführten Methode der Nachwelt überliefern; und damit wäre auch diese Schwierigkeit gehoben.

Nach der Art, wie wir bis jeto noch die Sache ansehen, hat die erste Methode den Vorzug. Man kann aber nur erst alsdenn was vollständiges von ihr erwarten, wenn man mit ihr zugleich geschickte Biographien und Schilderungen der Genies der Erfinder verbindet. Hr. B. hat beyde zu vereinigen gesucht, aber die zwote zu sehr auf Unkosten der ersten vor Augen gehabt. Er scheint überhaupt mit den neuern Philosophen nicht sehr bekannt zu seyn. Wir hätten folgende Unvollständigkeiten in diesem Anhange gerne verbessert gesehen: 1. Hat Hr. B. die Geschichte der Verbesserung einzelner Wissenschaften nicht mit der den Verdiensten eines jeden angemessenen Weitläuftigkeit abgehandelt. In dem Abschnitt von der Vernunftlehre nehmen die Begebenheiten des Ramus eben so viel Raum weg, als die Geschichte aller folgenden Erfinder, wovon ein einziger weit mehr Verdienst hat, als dieser unglückliche Widersacher der Aristoteliker. Die Auszüge, die er von den Büchern des Malebranche und Locks

giebt,

giebt, sind mehr einer Herzählung von Kapiteln, als einer philosophischen Beurtheilung ihrer Erfindungen ähnlich. 2. Giebt Hr. B. nicht darauf acht, daß viele Männer, die sich durch Erfindungen in einer Wissenschaft vorzüglich berühmt gemacht haben, in einer andern nicht weniger merkwürdig sind. Malebranche und Locke haben sich zwar hauptsächlich um die Vernunftlehre verdient gemacht: allein nichts desto weniger muß man ihnen unter den Verbesserern der Metaphysik eine Stelle einräumen. Grosse Genies sind nur selten in einem Theile einer Wissenschaft Erfinder; man könnte dieses aus der Verbindung der Wahrheiten und Meynungen schon vermuthen, wenn es die Geschichte der Philosophen auch nicht bestätigte. 3. Hat die einmal gewählte Methode des Hrn. B. ihn gehindert, in der Geschichte einzelner philosophischer Wissenschaften die Erfindungen der Reformatoren und Sektenstifter zu berühren, und doch sind diese zur vollständigen Kenntniß der Vermehrungen, die die Philosophie erhalten hat, unumgänglich nothwendig. Hieraus entsteht Verwirrung, und der Leser verliert 2 Hauptvortheile. Erstlich, das Vergnügen, den ganzen Anfang aller Vermehrungen zu fassen, die einzelne Wissenschaften erhalten haben; und zweytens ihre Folgen, und die Verdienste der Erfinder gegen einander abzuwägen.

Wer sollte nicht von den glücklichen Bemühungen der neuern Philosophen in der Seelenlehre und diese natürliche Theologie einen schlechten Begrif erhalten, wenn man sie nur blos aus der Geschichte des Hrn. B. kennen lernen könnte, der sich blos beym Vamni, Spinoza, dessen Schülern und Veckern aufhält.

4. Hat Hr. B. viele grosse Männer ganz übergangen (insonderheit in der Geschichte der Moral), deren Arbeiten eher angezeigt zu werden verdienten, als die schon längst vergessene Einfälle einiger deutschen sittlichen Aerzte. Shaftsbury, Nicole, Fontenelle, Abbadie, Rochefoucault, Bruyere, Clarke und andere, haben die Kenntniß des Menschen zu sehr erweitert, als daß man sie ganz vergessen sollte. Vom Charron und Montagne zween Lieblingsschriftstellern einer aufgeklärten Nation, hätten wir ebenfalls eine genauere Nachricht gewünscht. Wir wundern uns sehr, daß Hr. B. die Oeuvres philosophiques von Leibniß, die Raspe heraus gegeben, nicht nachgeholt hat.

Neue Vermehrungen finden wir in diesen Zusätzen nicht, ausser einige Nachrichten (S. 936.) von der Leccesanischen Hypothese im Naturrechte, und (S. 939 u. f.) von des Bodini Magorum daemonia, und Naturae theatro, die uns diesen Mann in einem gar nicht vortheilhaften Lichte zeigen. S. 951. hat H. B. eine Eloge des Esprit de Loix von Montesquieu angehängt, dessen Leben Hr. B. am Ende des Index kurz beschreibt. Niemanden lobt Hr. B. aber mehr, als den Verfasser der Recherches sur l'origine des decouvertes attribuées aux modernes, den unsere Leser vielleicht auch als den Herausgeber aller Werke von Leibniß kennen. Wir haben das Buch nach einer solchen Empfehlung mit Aufmerksamkeit durchgelesen, aber lange den Mann nicht gefunden, qui omnem veterem et novam philosophiam ineffabili mentis acie esset complexus, S. 858. 903.

Viel-

Vielleicht geben wir ins künftige eine ausführlichere Nachricht von diesem Buche. —

Wir übergehen die noch übrigen Zusätze zur Philosophie der asiatischen und amerikanischen Völker aus mehrern Ursachen, und bitten unsere Leser, die Weitläuftigkeit dieser Recension damit zu entschuldigen, daß sie dieselbe als einen Diskours über das ganze Werk des Hrn. B. ansehen.

2.

Von den Nördlingischen wöchentlichen Nachrichten hat uns einer unserer Correspondenten die abgeschnittene letztere Helfte verschiedener Stücke zugeschicket, welche gelehrten Abhandlungen gewidmet zu werden pfleget. Die kurzen Abhandlungen dieser Stücke, welche wir in Händen haben, gehören alle zur Geschichte und Geographie des Mittelalters, und sind mit eben so viel Gründlichkeit als Geschmack abgefasset. Ohngeachtet wir uns nicht in eine umständliche Erzählung ihres Inhalts einlassen können, so glauben wir doch, vielen unserer Leser einen Dienst zu thun, wenn wir wenigstens die Titul der Abhandlungen hersetzen, und ihnen auf diese Weise einen Wink geben, in einem Wochenblatte, das sonst nur alltägliche Dinge verspricht, auch etwas gelehrtes und ausgesuchtes zu finden. Wir zeigen also folgende Abhandlungen an: Die Königliche Pfalz zu Altheim, drey Stücke; die Teufelsmauer im Nordgau, vier Stücke; der erste Mayentag; die Schlacht bey Nördlingen

im Jahre 1634, vier Stücke; die Bergschlösser im Ries, drey Stücke; das Bergschloß Katzenstein, fünf Stücke; Waiblingen auf dem Hertsfeld, fünf Stücke; die ausgestorbene Graffschaft Trüdingen, acht Stücke; Nutzbarkeit des Hanffelmannischen Werkes in der alten und mitlern Geschichte von Schwaben; Ueber die Geschichte der Nördlingischen Reichsmünze, vier Stücke. Alle diese Abhandlungen stehen in den letztern drey Jahrgängen von 1767-1769 zerstreut, und sind mit einem S. unterzeichnet, welches, wie wir zuverläßig wissen, den gelehrten Rektor der Nördlingischen Schule, Hr. Schöpperlein, als Verfasser anzeiget. Einem Manne, wie diesem, können wir zum Vortheile der Vaterländischen Geschichte nichts besseres wünschen, als daß recht günstige Schicksale, mit seinen Einsichten, Gleisse und Geschmacke, noch eine recht reiche Bibliothek verbinden mögen; deren Gebrauch durch ihn gewiß einen grossen Einfluß auf die historische Wissenschaften haben würde.

Von eben diesem verdienten Manne haben wir zwey Beyträge zur gelehrten Geschichte erhalten, nemlich: 1) Prolus. Scholast. de Vita *Theob. Billicani*, Theologi, 1767. 4. 2) Prolus. Scholast. qua *Jac. Steudlini*, Theologi, Vita describitur, et ad supplendum continuandumque Seckendorfii Lutheranismum, de reformatione Nordlingensi ex iure Canonico particulari Actisque publicis illustrantur. 1768. 4. 3 Bogen. Wir wünschen, daß Hr. Schöpperlein der Geschichte seine Bemühungen öfters widmen, und diese einzelne Abhandlungen zusammen drucken lassen möge.

3. Mi-

3.

Michaelis Conr. Curtii, Prof. Histor. et Eloq. in Acad. Marburg. Commentarii de Senatu Romano post tempora Reipublicae liberae. Praefatus est Christi. Adolph. Klotzius. Halae sumtibus et typ. J. J. Curt. MDCCLXVIII. 8. Ohne die beyde Vorreden und ohne das Register 2 Alph.

Der Römische Senat unter den Kaisern ist in allem Betracht ein wichtiges Stück für den, der die Regierungsverfassung dieses grossen und merkwürdigen Reiches mit den Augen eines philosophischen Geschichtschreibers oder Staatsmannes betrachten will. Nachdem Augustus ihm seine Macht entzogen, behielt er demohngeachtet ein sehr grosses Ansehen, hatte einen merklichen Einfluß in die Regierung, und diente zu einem Mittel, vieles durchzusetzen, was dem Kaiser, wenn er es in seinem Namen befohlen hätte, den Haß der Römer zugezogen haben würde, und kurz die Monarchie zu beschönigen, die ohne diesen scheinbaren Rest der Republik schwerer und mit beständiger Gefahr eines Aufstandes zu behaupten gewesen wäre.

Ein Verfasser, der aus diesem Gesichtspuncte das oft eben so verwerfliche, als ehrwürdige Collegium des Römischen Senats unter den Kaisern betrachten, und uns ein Werk liefern würde, in welchem mit dem Fleisse eines Deutschen, die Begebenheiten gesammlet, und mit dem Geiste eines Montesquieu und Gordons Betrachtungen

tungen darüber angestellet wären: ein solcher Verfasser würde uns wahrhaftig ein sehr wichtiges Geschenk machen. Des Herrn Prof. Curtius Absicht war nun zwar nicht, alles dieses zu leisten, allein er hat sich dennoch überaus verdient gemacht, daß er in seinem Buche die Materialien fleißig zusammen getragen und in guter Ordnung und einer reinen Schreibart vorgetragen hat, über die jeder philosophische Leser selbst nachdenken kann.

Die Ordnung des Werks ist diese. Herr Curtius fasset alles in acht Bücher zusammen. Das erste Buch handelt vom Kaiser, als dem Haupte des Senats, dessen Namen und Rechte er durchgehet; wie auch von der lege regia, die der Verf. mit eingerücket und ohne etwas zu entscheiden, die Gründe für und wider die historische Glaubwürdigkeit dieser Urkunde angeführet hat. In Ansehung des Senats selbst, dessen Geschichte er mit dem zweyten Buche anfängt, macht er gewisse Epochen, davon die erste vom August bis auf Constantin den Grossen, die zweyte, von da bis auf Carl den Grossen, die dritte bis auf das J. 1144, da der Senat wieder hergestellet wurde, die vierte bis zum Tribunate Nic. Laurentii 1347, und endlich die vierte bis auf die gegenwärtige Verfassung des Römischen Senats gehet.

Die erste von diesen Epochen ist in unsern Augen die wichtigste unter allen. Derselben sind das 2te und 3te Buch gewidmet, davon jenes die Würden und Aemter des Senats, dieses aber die demselben verstattete Rechte durchgehet. Jedes Amt und jede einzelne Rechte sind in besondern Capiteln abgehandelt worden;

so daß der Verf. aus den Quellen diejenige Stellen zusammen getragen hat, aus welchen erhellet, wie die Beschaffenheit jener Rechte und Aemter unter diesem oder jenem Kaiser gewesen sey. Die vornehmste Quelle ist durchgehends Dio Caßius, der freylich am ausführlichsten hiervon gehandelt hat, aber doch immer mehr in Vergleichung mit andern Schriftstellern gesetzet werden muß, wenn er Glauben haben soll. Wir können nicht sagen, daß der Hr. Verf. die übrige Schriftsteller vergessen habe: nein, er hat den Sveton, Tacitus und mehrere zugleich gebrauchet, aber Theils, wie uns dünkt, nicht vollständig genug excerpiret, Theils nicht in Critische Vergleichung mit dem Dio gesetzet. Josephum, der in seiner Jüdischen Geschichte so viel von dem Verhältniß des Senats und des Kaisers redet, haben wir nicht ein einzigmal gebraucht gefunden. Ausserdem müssen wir gestehen, daß wir gewünschet hätten, daß Hr. Curtius die Rechte des Senats, und die so mancherley Abwechselungen derselben immer unter ein gewisses Gesichtspunct gebracht, und nicht blos erzählet hätte, so ist es unter dem August, und so unter dem Nero gewesen; sondern auch überall untersuchet hätte, warum es so gestanden habe. Der Senat ist bey dem ganzen Staatssystem des Römischen Reichs die Hauptmaschine, durch welche alles bewerkstelliget worden ist, und enthält fast alle Räder, mittelst welcher Staatskluge Regenten, (denn wütriche, tollkühne und rasende Fürsten dürfen hier gar nicht in Betrachtung kommen) diejenige Veränderungen hervorgebracht haben, die ihren Absichten gemäß waren. Hr. Montesquieu hätte einigermassen in seinem bekannten Buche über den

Wachs-

Wachsthum und Fall des Römischen Reichs die erste Veranlassung zu weit detaillirten Untersuchungen geben können. Und uns wundert, daß Hr. Curtius, der gewiß hierzu nicht unfähig war, sich aller dergleichen politischer Betrachtungen entschlagen habe. Es wäre gar nicht nöthig gewesen, hierzu eigene Capitel zu machen: sondern bey der historischen Erzählung des abwechselnden Ansehens des Senats, bey dem oft abgeänderten Gebrauche seiner Rechte, hätten die Maximen der Kaiser aufgedecket, und daraus das Ansehen und die Rechte des Senats hergeleitet und erläutert werden können. Es ist nicht Tadelsucht, mit der wir dieses schreiben, sondern wahre Aufrichtigkeit, nach welcher wir wünschen, daß Hr. Curtius sein Buch brauchbarer gemacht habe, um die Staatsverfassung des Römischen Reichs und alle Triebfedern, deren sich die Kaiser bedienet haben, genauer kennen zu lernen.

In den spätern Zeiten ist Hr. Curtius beynahe weitläuftiger, als in den frühern. Wir würden das Gegentheil gethan haben: denn in den ersten beyden Epochen interesiret der Senat noch die grosse und allgemeine Geschichte; in den folgenden aber allzu wenig. Und eben deswegen würden wir den Senat, wie er heut zu Tage zu Rom ist, nicht unter einerley Rubrik mit jenem alten ehrwürdigen Collegio gebracht haben, das noch einen Einfuß in die grosse Weltregierung hatte. Die Dinge sind zu verschieden, als daß sie in eine Geschichte zusammen gefasset werden dürfen. Die neuere Geschichte des Römischen Senats, die bey dem allen, und jenes abgerechnet, nützlich bleibet, besonders durchzugehen, verbietet uns Theils der Raum, Theils auch

die

die Bescheidenheit des Hrn. Verfassers. — Die Einrichtung ist eben so, wie bey der ältern, und läßt sich, wegen der guten Schreibart des Verfassers, nicht unangenehm lesen. Lücken aufzusuchen, würde höchst unbillig seyn, da der Hr. V. so bescheiden gewesen ist, solche selbst zu erkennen. Wir wünschen ihm Muse und reichere Bibliotheken, bey deren Gebrauche er sein Buch so vollständig machen könne, als es ihm nach seiner übrigen Geschicklichkeit möglich ist.

Noch müssen wir einen Nachdruck dieses Buches anzeigen, den die Gebrüdere de Tournes zu Genf 1769 in 4to veranstaltet haben. So gar die Druckfehler sind in diesem unrechtmäßigen Nachdrucke unverändert geblieben; ob gleich die übrige äussere Gestalt dieser Ausgabe besser ist, als bey der ersten und rechtmäßigen des Buchhändler Curts. Hoffentlich wird sich der Hr. Verf. durch diesen Nachdruck nicht hindern lassen, uns selbst bald eine noch vollkommenere Ausarbeitung seines Buches zu liefern.

4.

Der nürnbergische Kupferstecher, Herr Adam Ludwig Wirsing, hat ein prächtiges Werk in fol. angefangen, worinn er ausgemahlte Abbildungen der Vögel und ihrer Nester und Eyer, imgleichen ihre Beschreibungen liefert. Die meisten Urstücke befinden sich in der Sammlung des Hrn. Hofraths Schmiedels, und unter dessen Aufsicht werden auch die Beschreibungen gemacht. Die zwanzig Tafeln Vögel und zwölf Tafeln Nester, die wir vor uns haben,

haben, sind schön. Die Beschreibungen sind genau, aber doch etwas zu weitschweifig. Wir würden es lieber sehen, wenn man auch hinten noch eine lateinische kunstmäßige Beschreibung lieferte. Die Nester sind weniger schön; und wir bedauren, daß sie nicht von allen hier gezeichneten Vögeln gegeben sind. Wir finden Vögel ohne Nester, und welches noch schlimmer ist, Nester ohne Vögel. Wenigstens müssen für letztere nicht die systematischen Namen vergessen werden. Jede Tafel auf feinem holländischen Papiere kostet 24 Kreutzer; wer sich aber zum ganzen Werke anheischig macht, bekommt jede Tafel für 20 Kreutzer.

5.

Ad morum eorundemque doctrinae historiam Animaduersiones theologicae. Lib. I. Auctore G. F. Seilero. Erlangae 1770. 7. Bogen in 4to.

Herr S. sucht die Geschichte der Sitten, die bisher nur von Philosophen ist bearbeitet worden, aus theologischen Grundsätzen zu berichtigen. Er nimmt (S. 6.) drey Zeitpunkte an, die seinen bisher gemachten Plan umschränken, den er aber vielleicht inskünftige noch erweitern wird. Die erste Periode enthält die Geschichte des ganzen Zeitraums vom Anfange der Welt, oder vielmehr von Noah bis auf Moses; die zwote fängt sich mit dem Gesetzgeber der Juden an,

und

und geht bis auf die Zeiten des Plato: die dritte endigt sich bey der Entstehung der christlichen Religion.

S. 7–9. beschäftigt sich Hr. S. vorzüglich mit der Untersuchung der Quellen, und sucht im Vorbeygehen den übeln Eindrücken vorzubeugen, die die Schriften eines Krafft und Iselin in unvorsichtigen Lesern zurücklassen können. Ohngeachtet der Verfasser glaubt, daß ihre Sätze nicht selten mit den der heiligen Geschichte streiten: so begegnet er ihnen doch mit der verdienten Achtung und Verträglichkeit, die auch der größte Geist besitzen muß, um für die unvermeidliche wahre oder scheinbare Einseitigkeit seiner Grundsätze von billigen Lesern Nachsicht zu erhalten. Einige harte oder zu entscheidende Wendungen und Ausdrücke übersieht man leicht, wenn man bedenkt, daß das Genie der neuern lateinischen in Streitschriften gewöhnlichen Sprache es so mit sich bringt.

Löblich ist die Absicht des Verfassers, die christliche Religion auch gegen den Misbrauch der ältesten weltlichen Geschichtschreiber in Sicherheit zu setzen. Wir hatten ihm aber folgenden gar nicht neuen Gedanken zum Begleiter bey seinen Untersuchungen gewünscht; daß wir nämlich ohne unser Wissen und oft wider unsern Willen einseitig werden, wenn wir bey Arbeiten, die eine völlige Unpartheilichkeit und einen gleichgültigen Beobachtungsgeist erfordern, immer auf einen andern Zweck hinsehen, mit dem wir unsere Untersuchung gerne vereinigen möchten. Die beste Absicht wird am verdächtigsten, weil sie zu viel Zuversicht und Sicherheit hervorbringt. Wir glauben, in der Geschäftigkeit des Verfassers, Schwierigkeiten zu fin-

den, wo keine waren, und Folgen zu ziehen, die man läugnen kann, Spuren eines vielleicht zu übertriebenen Eifers gegen gewisse Grundsätze angetroffen zu haben, die wir hier kurz anzeigen wollen.

Hr. S. ist mit Krafft deswegen nicht zufrieden, weil er den ersten Menschen zu unwissend, zu wild, und zu voll von abscheulichen aus dummen Aberglauben entstandenen Vorurtheilen abmahlt. Diese Vorstellung soll mit der heiligen Geschichte streiten. — Hr. S. hat sich aber blos durch die Zweydeutigkeit der Ausdrücke — erster Mensch — Kindheit der Welt — ältester Zustand der Menschheit — verführen lassen. Krafft und viele vor ihm haben sich hierüber auf eine Art erklärt, die alle Collision der ganzen übereinstimmenden weltlichen Geschichte mit der mosaischen Erzählung aufhebt. Sie verstehen, wenn sie vom ersten Menschen reden, nicht den Zeitpunkt, den uns Moses beschreibt: Alle Philosophen, die diesen Theil der Geschichte der Menschheit bearbeitet haben (einige Charlatans ausgenommen) geben zu, daß die Geschichtschreiber, worauf sie sich berufen, bis an dieses Alter nicht hinaufreichen. Sie nehmen den von seiner ehemaligen Würde ausgearteten Menschen da an, wo ihn die weltlichen Geschichtschreiber wieder finden. So verfährt der Präsident Goguet, und Krafft, und Iselin nach ihm. Die vielen gefährlichen Folgen, die Hr. S. befürchtet, möchten leicht gehoben werden können. Wir wollen einige davon anführen.

S. 9. glaubt Hr. S., daß die Vorstellung des ersten wilden Menschen, und die Aufsuchung des Ursprungs der abergläubischen Gebräuche leicht den Verdacht

dacht erwecken könnte, ob nicht vielleicht die heiligen Gebräuche und Lehren der Juden ebenfalls aus einer unordentlichen Einbildungskraft hergeflossen wären? Was eine an sich gute Sache zufälliger Weise für schlimme Würkungen hervorbringen könne, wissen wir nicht: das ist aber, deucht uns, leicht einzusehen, daß nicht einmal die Möglichkeit eines solchen Misbrauchs der weltlichen Geschichte denen vorgeworfen werden könne, die ausdrücklich erklären, daß sie die Zeiten, in welche die Erzählung Moses fällt, gar nicht aufzuklären verlangen, sondern viel spätere, wo die weltliche Geschichte weder ein verdächtiges zu hohes Alterthum, noch eine Mischung von sinnlosen Fabeln gegen sich hat. Hr. S. glaubt ferner, daß die Methode, die Geschichte der ältesten Welt aus der Geschichte der heutigen Wilden zu erläutern, (die Goguet mit so vielem Erfolg, und Krafft nicht weniger glücklich gebraucht hat) weder mit sich selbst, noch mit der Natur der Sache übereinkomme. Die jetzigen Wilden sind ja in vielen Stücken von einander unterschieden, welche unter ihnen sind es denn, die man in der Vergleichung brauchen will? — Keine andre, als die ohngefähr um eben so viele Grade von der viehischen Wildheit entfernt sind, als die alten Nationen, die man dadurch aufzuklären sucht. Die Geschichte der Celten von Pelloutier mag hier als ein Commentar dienen.

Wie ist es aber möglich, fragt Hr. S., daß sich die Nachkommen Noachs so weit von den Gesetzen und Einrichtungen ihres Stammvaters entfernten, bis sie fast zu eben den Sitten herabsunken, welche man ganze Jahrtausende nachher in einem andern Welttheile

angetroffen hat. Hr. S. kann unmöglich verlangen, daß man ihm diese Ebbe und Fluth der jugendlichen Menschheit aus historischen Gründen beweisen soll, da uns die heilige Geschichte selbst in diesem Punkte verläßt. Ihr Fall zeigt uns weder die heilige noch die weltliche Geschichte, ihren allmählichen Anwachs aber lehrt uns die weltliche Geschichte auf eine so deutliche Art, daß sie durch die Prüfung, die Hr. S. von 3-6 § anstellt, nicht viel verlieren kann. Die Vorsichtigkeit hat man schon lange gebraucht, daß man den Erzählungen vom Ursprunge der Nationen, wenn sie ins Detail gehen, keine vollständige historische Wahrscheinlichkeit beylegt. —— Aber ist nicht eben diese erstaunliche Ungewißheit der Geschichte meist aller Völker des Erdbodens ein Beweis, daß sie in der tiefsten Barbarey so sehr begraben gewesen, daß sie nicht einmal Mittel gewußt haben, eine zuverläßige Nachricht ihres Ursprungs und der Anfänge ihrer Cultur auf die Nachkommen fortzupflanzen. Man muß aber zugleich bemerken, daß nicht der Ursprung und die Geschichte aller Völker zur Zeit der gröbsten Barbarey gleich ungewiß ist. Die Griechen und Römer trafen auf ihren Expeditionen viele Völker in einem solchen Grade der Erniedrigung an, wo ihnen der Gedanke ihre eigene Geschichte aufzubewahren, noch lange nicht eingefallen wäre. Jene also erhielten aus ihren Schriften die Nachrichten von bald mehr, bald weniger barbarischen Völkern, die Hr. S. vermuthlich nicht alle in Zweifel ziehen wird. Unser Europa war zu ihren Zeiten nicht viel mehr, als was uns jetzt der wilde Theil von Amerika ist. Bisweilen kommen in denen uns übrig gebliebe-

bliebenen Nachrichten freylich einige Fabeln mit vor, die man aber mit Hülfe einer genauen Kritik und mit Zuziehung anderer zuverläßigen Schriftſteller leicht entdecken und berichtigen kann. Wir verweiſen unſere Leſer abermal auf den zweyten Theil der Geſchichte der Celten vom Pelloutier. —

S. 10. begegnet unſer Verfaſſer Hrn. Iſelin ein wenig zu hart. Statt der verſchiedenen Alter der Menſchheit, die der letzte einzeln betrachtet, und die hier purae fictiones genannt werden, wünſcht er, daß der ſchweitzeriſche Philoſoph mehr auf den Einfluß der älteſten Religion in die Verbeſſerung der Sitten Acht gegeben hätte. Wir möchten es nicht gern wagen, einem verdienten Schriftſteller Plane vorzuzeichnen, wenn wir nicht ſchon durch mehrere Urtheile als das unſrige, das gar zu leicht einſeitig werden kann, von den Vorzügen unſerer Vorſchläge überzeugt wären. Hr. S. iſt, wie es ſcheint, zu ſehr, wider eine Methode eingenommen, die nicht blos, wie er glaubt, auf willkührlichen Erdichtungen beruht, ſondern mit unzähligen Zeugniſſen ſo wohl alter als neuer Schriftſteller bewähret werden kann, welche verſchiedene Nationen in ihrem allmähligen Fortgang zur Cultur beobachtet haben. —

Hr. S. ſagt es S. 10. 11. deutlich, daß er die Meynungen der alten Völker aus der Religion der Nachkommen Noachs erläutert ſehen möchte: beſtimmt aber nirgends die Hülfsmittel, deren man ſich dabey bedienen, noch die Vorſchriften, die eine vorſichtige Kritik geben könnte, um die Gebräuche, welche würklich von den Noachiden herkamen, und die, welche

aus Nationalvorurtheilen entstanden seyn könnten, zu unterscheiden. Es ist nicht genug aus der Uebereinstimmung einiger Ceremonien, die die alten Nationen mit den Noachiden gemein gehabt, den Schluß zu ziehen, daß sie also Ueberbleibsel der wahren Religion wären. Diese Regel würde viel zu weit führen, weil einige Gebräuche so leicht und so einfältig, und die Gelegenheiten, wodurch sie veranlaßt werden können, so häufig sind, daß man den rohesten Völkern die Erfindung davon nicht allemal absprechen kann. Ueberdem giebt es gewisse Gewohnheiten bey allen alten Nationen in ihrer Kindheit, die man bey den Nachkommen Noachs gar nicht bemerkt. Wir enthalten uns mit Fleiß Beyspiele zu geben, da es unsere Absicht gar nicht ist, den gelehrten Verfasser methodisch zu widerlegen, sondern ihn nur auf gewisse Seiten seines Gegenstandes aufmerksam zu machen, bey denen er sich nicht lange genug verweilt zu haben scheint. Wir erinnern uns noch zuletzt, daß einer der rechtgläubigsten Theologen unserer Zeit, Hr. Brucker, sich dadurch um die Geschichte des menschlichen Geistes kein gemeines Verdienst erworben hat, daß er der zu sehr eingerissenen Gewohnheit, die Religion und Theologie aller Völker von der Juden ihrer abzuleiten, und den Moses im Plato wieder zu finden, sich entgegengesetzt hat. Der vortrefliche Jablonski ist bey aller seiner Vorsicht durch diese Ableitung der Aegyptischen Theologie aus der Noachischen in einen Widerspruch gefallen, den wir bey einer andern Gelegenheit in dieser Bibliothek bemerkt haben. Vielleicht hat Hr. S. einen sicherern Weg, als seine grossen Vorgänger, gefunden,

die durch ihre unglücklichen Versuche, jedem ihrer Nachfolger eine gedoppelte Aufmerksamkeit nothwendig machen.

Hr. S. ist übrigens von den beyden äussersten Fehlern gleich weit entfernt, die man in der Schilderung des ersten Alters der Menschheit theologischer Zeitrechnung zu begehen pflegt: von der Wuth, den Ursprung aller Wissenschaften, und feinsten Spekulationen unter den Patriarchen zu suchen, oder von dem noch viel grössern Unsinn einiger Religionsfeinde, die aus der einfältigen Bildersprache des ersten Menschen Vorwürfe gegen die göttliche Oekonomie hernehmen. Ihre Theologie war voll von Antropomorphismen: Gott selbst, wenn er sich ihnen offenbaren wollte, musste seine Sprache nach dem engen Kreise ihrer Kenntnisse, und dem kleinen Maasse ihrer kindischen Begriffe bequemen. —— Wir wünschen diese Maximen von allen denjenigen angenommen zu sehen, welche oft mit mehr Hitze, als Einsicht wider die ersten Gesetzgeber der Nationen eifern.

Hr. S. erklärt in der Folge noch viele heilige Einsetzungen und Gebräuche, deren Ursachen man bisher aus einem falschen Gesichtspunkt angesehen hat. Wir hoffen, daß Hr. S. es wagen werde, die Fackel der Philosophie noch in andere Gegenden zu tragen, die bisher, von verjährten Vorurtheilen verfinstert, dem unpartheiischen Forscher unzugänglich gewesen sind.

 6. Ori-

6.

Origini Italiche, o ſiano memorie iſtorico Etruſche ſopra l'antichiſſimo regno d'Italia e ſopra i di lei primi abitatori nei ſecoli più remoti, di Monſignor *Guarnacci* Votante e Decano della ſignatura di ginſtiſia di Roma. Tomo *Primo*, Lucca MDCCLXVII. appreſſo Leonardo Venturini. fol. S. 534. Tomo *Secondo*. fol. S. 490. mit vielen Kupfern.

Von dieſem groſſen Werke des Herrn Hofprälaten Guarnacci wollen wir unſer Urtheil ſo lang zurückhalten, bis wir ſein ganzes Syſtem unſern Leſern werden vorgelegt haben. Die urſprüngliche Bevölkerung eines Landes zu zeigen, iſt ein ſchweres Unternehmen. Hypotheſen werden gemeiniglich mit Hypotheſen gehäuft, und beſonders von Italiänern, mit einem Haufen unnöthiger Beobachtungen überdeckt. Herr Guarnacci will alſo den erſten Keim der Italiäniſchen Nation ausſpähen, und dieſes thut er in zween Folianten. Voraus ſchickt er eine Einleitung in das Studium Etruriſcher Alterthümer.

Hier wirft er gleich anfangs einige Fragen auf, wie ſtand es in Italien vor den Zeiten des Romulus? Iſt Griechenland zuerſt aus Italien, oder Italien aus Griechenland bevölkert worden? Dieſe Probleme aufzulöſen, muß er ſich in die fabelhafte Zeiten wagen: Alſo

Also sucht er das Fabelhafte zu entfernen, und den Grund der Begebenheiten zu erforschen. Dem Titel des Buchs sieht man es an, daß H. G. die Etrurier für die älteste Nation in Italien hält. Er rühmt also die Entdeckungen des Dempsters und des Gori, und fordert von seinen Lesern nichts anders (S. 8.) als daß man nur das für wahr halte, was er nach der ausdrücklichen Aussage der ältesten und angesehensten Schriftsteller behaupten werde. Diese hat er in allweg wohl zu seinen Absichten gebraucht, und in diesem Felde grosse Gelehrsamkeit gezeigt. Nur wird es darauf ankommen, ob er gewisse Stellen auch allemal richtig verstanden. Wir haben keinen Etrurischen Schriftsteller mehr. Sie sind alle verloren, und wir müssen also unsere Zuflucht zu den Ueberbleibseln nehmen, welche uns die römische Schriftsteller aufgespart haben. Eine Menge der ältesten römischen Schriftsteller selbst ist zu Grunde gegangen, ob es wohl sehr wahrscheinlich ist, daß im ersten und zweyten Jahrhundert noch einige dieser ältesten Geschichten vorhanden gewesen. Die Thaten der Römer und Griechen waren allemahl die Hauptabsicht der Geschichtschreiber jener Zeiten. Hierdurch wurden Rom und Griechenland die einige für das ganze menschliche Geschlecht wichtige Nation. (S. 22.) In der Zeitrechnung folgt Hr. G. dem Petav, den er dem Newton weit vorzieht.

Nach dieser Einleitung fängt er das 1. Buch im 1. Cap. mit einer allgemeinen Untersuchung vom Etrurisch-Italiänischen Königreich an. Sein erster Satz ist: Vor dem römischen Reich ist ein anderes Königreich gewesen, das ganz Italien begriff: dieses Reich

war das Etrurische. Die Beweise werden aus dem Livius, welcher vom Etrurischen Reiche nur den Winkel der Venetier ausnimmt, aus dem Servius und Polybius beygebracht. Die Gallier, welche um das Jahr der Stadt Rom 140. in Italien ankamen, hatten meistens mit den Etruriern zu thun. Die Tyrrhener, welche Herrn zur See waren, haben um das Jahr der Stadt Rom 200 in der Verbindung mit den Carthaginensern das grosse Seetreffen wider die Phoceer, gewonnen. Sie waren Herrn von der mittelländischen See und hatten bereits grosse Eroberungen gemacht noch vor den Phöniciern, welche sich erst zur Zeit des Cadmus in Europäische Gegenden wagten. Noch zu Camills Zeiten war das Etrurische Reich in einigem Ansehen, Dionysius von Halicarnas untergräbt den historischen Glauben aller griechischen Schriftsteller auf einmal, wenn er behauptet, die Römer stammen von den Griechen ab. So bald man ihn mit dem Thucydides, Herodot und Livius, theils ältern, theils gleichzeitigen Schriftstellern vergleicht, so wird er durch die einmüthige Aussage der letztern, welche in ihren Schriften einen andern Endzweck hatten, als er, widerlegt. Dionysius trug also vieles dazu bey, den wahren Keim der Bevölkerung von Italien zu verdunkeln. Er versteckt sich auch hinter den nicht genug bestimmten Ausdruck der Pelasgier und läßt eine grosse Reihe von Jahrhunderten hinweg, welche Livius viel besser ausfüllt, wenn er seine 36. Etrurische Colonien in Italien findet.

Freylich sind nach dem Geständniß des Hrn. V. S. 37. von Romulus an zurück noch 17. Jahrhunderte

in

in einer tiefen Dunkelheit begraben. Diese hofft er zu entwickeln. Noch 5 Jahrhunderte nach Romulus ist noch immer der Saamen der grossen Etrurischen Nation vorhanden, und die Römer haben alle Mühe, sie zu bezwingen. Indessen ist auch in diesen schon mehr historischen Zeiten ihre Geschichte noch sehr dunkel. In so vielen Schlachten eines so kriegerischen Volkes, als das Römische war, werden zwar allemal alle Umstände angezeigt, welche Beweise von ihrer Tapferkeit sind, sehr selten aber findet man den Namen des Anführers der überwundenen Italiäner, und Porsenna wird nur wegen des Scävola in einem grössern Lichte vorgestellt. Man übergeht den Ursprung, die Gebräuche, die Regimentsverfassung, die Religion und die Gewohnheiten der überwundenen Städte. Man findet nichts von den Gebäuden, Mauren, Bildsäulen, Tempeln, Amphitheatern, Bädern der Nation, welche man doch jetzo in Toscana und in ganz Italien so häufig findet. Mit einem Wort, die Römer geben sehr weniges Licht von der Etrurischen Nation. Sie erzählen die Einnahme von Veji, sie melden aber nicht, daß die Kriege der Etrurier mit den Galliern Ursache davon gewesen.

Wenn nun die 5 ersten Jahrhunderte über, nach den Zeiten des Romulus die Geschichte von Italien mit desto grösserem Rechte die Geschichte der Etrurier begreifft, weil diese, nicht die Römer, die herrschende Nation in Italien gewesen, so kann man dieses (S. 55.) noch mehr von den Zeiten vor Romulus sagen, in welchen die Geschichte von Italien blos unendliche bürgerliche Kriege zwischen Völkern Eines Geblüts

bluts erzählt. Die Lateiner trennten ſich von dem Italiäniſchen Bund, und Rom, das doch nichts als ein Etruriſches Gebiet war, wo Evander einige Hütten angebaut, ſtritt um das Primat. Dionyſius wird hier wieder mit der kritiſchen Regel widerlegt, daß man in alten Begebenheiten nicht den neuern, ſondern den ältern und nähern Geſchichtſchreibern trauen muß.

So ſehr auch das Etruriſche Reich durch die Trennung der Lateiner geſchwächt wurde, welche hernach ihre beſondere Landesverſammlungen und Ferien hielten, ſo mußte doch Romulus, der den Haß aller anderer Etruriſchen Völkerſchaften wider ſich rege machte, ſich Mühe geben, einige Etrurier auf ſeiner Seite zu behalten, wie ihm denn würklich ein Etruriſcher Lucumo in dem Gefechte wider die Sabiner Beyſtand leiſtete. Alle Inſeln auf dem mittelländiſchen Meer, ſo Italien nahe gelegen, Sicilien, Sardinien, Corſica, Elba, gehörten zu eben dieſem Etruriſchen Reiche, und die Phönicier kamen erſt ſpäter dahin, als Kaufleute, als Bundsgenoſſen, oder von den Etruriern ſelbſt berufen. (S. 60.) Der Verfaſſer ſchließt dieſes Cap. mit einer Nachricht von Etruriſchen Denkmalen und von den Cabineten, wo man groſſe Sammlungen davon antreffen könne. Unter denſelben finden wir auch den churfürſtlich-pfälziſchen Hof genannt, an welchen einige Stücke davon abgeſchickt worden.

Das 2ten Cap. handelt von den erſten Einwohnern von Italien. Er folgt der analytiſchen Methode, und ſetzt zuerſt veſt, daß ein einiges aus dem Orient gekommenes Volk das Stammvolk von Italien geweſen, und daß dieſes Land und Volk ſeine Benennungen

ſehr

sehr oft geändert. (S. 74.) Die erste Namen der Italiäner waren Umbri, Aborigenes, Tyrrheni, Pelasgi, lauter Morgenländische, der Sündfluth entgangene (S. 75.) Völker, welche im Grunde ein Volk bezeichnen. Von den Umbriern erweist der Hr. V. seinen Satz aus dem Strabo, welcher dem Lande hohe Berge beymißt, auf welche sie nach der Sündfluth geflüchtet. Die Aborigenes werden vom Valerius Flaccus ebenfalls als ein streifendes Volk beschrieben. Aber waren nicht die meisten Nationen anfangs in dieser Verfassung? Die Tyrrhener hiessen von ihrer ersten Ankunft an in Italien Pelargi oder Pelasgi, weil sie eine herumstreifende und sich von Eicheln nährende Nation gewesen. Die Enotrier stiegen vom nämlichen Stamm ab. Wir finden aber doch, daß diese Nationen Kriege mit einander geführt? Diese Einwendung ist nicht stark genug, um den Verfasser von seinem Sinne abzubringen. Seiner Meynung nach sind sie eben so wohl ein Volk, als die Amerikanische immer mit einander kriegende Wilde. Bey dieser Gelegenheit wird wieder das Zeugniß des Dionysius von Halicarnaß entkräftet, und ihm das Zeugniß anderer Schriftsteller entgegen gehalten, daß es nicht die Griechen gewesen, welche Italien bevölkert, sondern daß vielmehr die Tyrrhener viele Griechische Inseln bevölkert und beherrscht haben.

Ferner bemerkt er, daß in der Geschichte keines Volks so oft der Sündfluth gedacht werde, als in der alten Italiänischen und Griechischen. Es kamen also (S. 83.) bald nach dieser Begebenheit aus dem Orient Einwohner nach Italien. Diese hiessen bald Enotrier, bald

bald Ausonier, je nachdem Ein Volk die Oberhand be-
kam und das herrschende wurde. (Wenn man auch
dieses zugiebt, war es denn nur Ein Volk, das aus
den Morgenländern nach Italien kam?) Erst spät
thaten sich die Lateiner herfür, trennten sich aber von
den andern Völkerschaften, wie sie denn weder Aequier
noch Volscier zu ihren Ferien liessen. Nur von den
Etruriern und allen Italiänern (S. 85.) kann gesagt
werden, daß Janus ihr König gewesen, von den Latei-
nern und ihrem kleinen Gebiet aber kann man sagen,
daß sich Janus oder Saturn allda verborgen haben.
So bald aber der Verfasser auf die Zeiten der Sünd-
fluth zurückgeht, und den Zustand von Italien zur Zeit
der Zerstreuung der Völker betrachtet, so wagt er Muth-
massungen, welche vielleicht mit gleicher Wahrschein-
lichkeit widerlegt werden können. Dahin rechnen wir,
daß (S. 88.) in Italien eine Stadt Cethim gewesen,
ja daß ganz Italien in den ältesten Zeiten so geheissen
haben soll. Viel mehr Beyfall verdient er, wenn er
die ersten Bewohner von Italien so beschreibt, wie alle
Nationen bey ihrer ersten Wildheit sind. Er nennt
die Aborigenes **Wanderende Völker**, (S. 86.) wel-
che wie die Storche bald hier bald dort wohnten. Er
berichtigt hierauf die Reihe der ersten Könige von Ita-
lien, und widerlegt den Maffei. Alsdenn giebt er
einen Begriff von der Regimentsverfassung der zwölf
Etrurischen kleinen Staaten, welche er mit den Aegy-
ptischen Dynastien vergleicht. Sie hielten ihre allge-
meine Versammlungen ad fanum Voltunnae, er-
wählten sich da ihre Könige und hohe Obrigkeiten, wel-
che hernach in den zwölf vornehmsten Städten residir-
ten.

ten. Dieſes vergleicht er mit den General- oder Provincialcapiteln der Mönchsorden, (S. 112.) ein Gleichniß, das uns ſehr beſonder vorkommt. Hat man denn hier auch Staats- und Kriegsangelegenheiten zu überlegen, wie bey den Zuſammenkünften von Vulſinium? Warum hat er nicht lieber das Beyſpiel der General-Staaten erwählt, deſto mehr da er eine jede Stadt als eine beſondere Republik angiebt. (S. 114.) Die alte Italiäniſche Republiken blieben in einer vollkommenen Gleichheit, und die Fälle, da einige ſich über andere erheben wollten, oder in Streitigkeiten mit einander geriethen, wurden bey der allgemeinen Verſammlung entſchieden. Rom hingegen wollte von keiner äuſſern Macht abhangen, ſondern über alle andere erhaben ſeyn. (S. 118.) Die Stammvölker von Italien findet alſo der Hr. V. in den Umbriern, Tyrrhenern, Aborigenes, welche unter verſchiedene Namen alle nur ein Volk anzeigen. Ob man aber ihr Alter bis auf die Zerſtreuung der Völker in Babel zurückſetzen könne, dünkt uns noch nicht erwieſen.

Im 3ten Cap. ſetzt er dieſe Unterſuchung fort, und fängt damit an, daß Janus kein anderer ſeyn könne, als Noa. Die wahre Anpflanzer von Italien kamen aus dem Orient, nicht aus Griechenland, und noch jetzo (S. 151.) haben die Toſcaner ihre alte orientaliſche und faſt ebräiſche Art der Ausſprache beybehalten. Denn keine Italiäniſche Bevölkerung ſpricht mehr durch die Kehle als die Toſcaner, wordurch eben ihr Dialect, in welchem ſo viele ſehr hart ausgeſprochene h vorkommen, höchſt unangenehm wird. Noa pflanzte den Wein, Noa oder einer ſeiner Enkel brachte

den Weinbau nach Italien. Daher bekam es den Namen Oenotria, und die Italiäniſchen Weine waren ſchon unter den Alten ſo berühmt, daß die Gallier dadurch gereizt wurden, nach Italien zu kommen. Herr Guarnacci beſitzt eine Münze vom Janus, deſſen Haupt mit Weinreben umflochten iſt. Am Ende nennt er noch einige Etruriſche Denkmale, die man in Rom und im latro gefunden hat, und erweiſt hieraus wider den Maffei, daß dieſe Gegend eben ſo wohl, als andere zu Etrurien gerechnet worden.

Das 4te Cap. von S. 179-260. handelt von den folgenden Theilungen der erſten Bewohner Italiens. Er unterſucht zuerſt die Völker diſſeits des Alpenniniſchen Gebürgs, ohne ſich mit den innern Städten von Etrurien aufzuhalten. Zuerſt ſpricht er von den Sabinern, und erweiſt ihren Umbriſchen Urſprung. Das Gebiet der lateiner, Umbrier und Sabiner war mit einander angränzend. Etrurier und Sabiner machten allemal gemeinſchaftliche Sache wider die Könige von Rom. Von den Sabinern ſtammen die Picener als eine Colonie ab, welche Hr. G. als eine ſehr alte Nation angiebt. Dieſes führt ihn auf die Etruriſche Alterthümer in Peſaro. Er erklärt einige Etruriſche Münzen, und beruft ſich unter andern auf die Statue von Bronze in der Wadiceiſchen Gallerie, welche man wegen ihrer Vortreflichkeit l'Idolo nennt. Antona hat einen eben ſo alten Urſprug, und man muß die neuern Anbauungen deſſelben von der erſten wohl unterſcheiden. Von Ravenna hat man ebenfalls noch eine alte Etruriſche Münze entdeckt. Coloniſten von den Sabinern waren die Samniter, welche Etruriſch

oder

oder Oscisch, oder die Sprache von Cortona redeten. Diese drey Worte hält der Hr. V. für eine Sprache, und unterscheidet blos den Volscischen Dialekt davon. Die Oscische Sprache sprachen die Samniter noch im J. 458. N. E. der Stadt Rom. Eine wilde Völkerschaft unter den Samnitern waren die **Hirpiner.** Gleiche Beobachtungen macht er von Capua, von den Osciern, von den Lukaniern, Brutiern, welche in den folgenden Zeiten Oscisch und Griechisch gesprochen haben, von Neapel selbst, von den Sibariten, von Nola, von Calabrien und Messapia. Bey dieser Gelegenheit wederlegt er den Bourguet, der eine besondere Messanische Sprache erzwingen wollte, und giebt das Etrurische als einen Dialekt von der Ebräischen Sprache an, welcher das alte lateinische, das alte Griechische, und besonders das alte Dorische gezeugt hat. **Donati** soll die Etrurische Buchstaben mit den alten Samaritanischen in der Vatikanbibliothek verglichen und eine grosse Uebereinstimmung gefunden haben. Nach dieser Methode erweist er den Ursprung der Faliscier, Capenater, Aequier, Volscier, und geht alsdenn zu den Bevölkerungen jenseits der Apenninen über, wohin ebenfalls die Etrurische Nation aus dem innern Etrurien oder aus ihren zwölf Stammstädten zwölf Colonien abgeschickt hat. Hier kommt er auf die Gallier und ihre Einfälle in Italien. Diese Gallische Kriege hatten gegen 200. Jahre gewährt, und die Etrurier 18. Städte verloren. Man kann sich leicht vorstellen, daß er alle lombardische und ligurische Nationen zur grossen Etrurischen Nation rechnet. Uns haben die Gründe des Hrn. V. nicht immer

überzeugt. So wenig man alle in Teutschland wohnende Nationen auch in den ältesten Zeiten als ursprünglich teutsche Nationen angeben kann, ob man sie wohl unter dem allgemeinen teutschen Namen begreifft, so wenig war ganz Italien, Etrurisch, ob man wohl diese Nation als die herrschende Nation darinnen antrifft. Darinnen aber stimmen wir ihm bey, daß die Phönicier sich nirgends weniger als in Italien niedergelassen haben, wie man denn kein einiges Phönicisches Denkmal in diesen Ländern, auch an der Küste selbst, der Zeit noch gefunden hat.

Das zweyte Buch handelt im 1ten Cap. von den alten Pelasgiern, von S. 260-296. Seine Meynung ist diese: Die Pelasgier waren Tyrrhener, die aus dem Orient kamen, sie waren keine Griechen, vielmehr schickten sie ihre Colonien aus Italien nach Griechenland. In den Provinzen Griechenlands waren die Hellenisten von den Pelasgiern unterschieden. Jenen Namen bekamen diejenige Pelasgier, welche sich allda vestgesetzt hatten, und keine Lust mehr hatten, nach Italien zurückzugehen. Den letztern Namen führten diejenigen, welche aus Italien kamen, und wieder dahin abgiengen, welche Städte und Inseln, z. B. Lemnus, Lesbus, Imbros, besassen, und beständig aus Italien rekrutirt wurden. Vor den Trojanischen Zeiten waren die Einwohner der Griechischen Gegenden (denn diese giebt Hr. G. doch zu) so schwach, daß sie sich den wandernden Pelasgiern nicht widersetzen konnten.

Im 2ten Cap. handelt der Verfasser von den Cauconischen oder Ciconischen Pelasgiern. S. 297 308.

Er

Er hat hier alle seine Vermuthungsgründe zusammen getragen, warum er sie in Italien suche. Gelegenheitlich spricht er von dem Elfenbein, wovon er uralte Arbeiten in Etrurischen Grabmälern entdeckt hat. Er besitzt davon Würfel und ein kleines Pferd von ausserordentlicher Feinigkeit.

Das 3te Cap. von 309-407. untersucht das Alter der Pelasgier und liefert ein nach der Chronologie geordnetes Verzeichniß ihrer Thaten in Griechenland und in Italien.

Jahre der Welt.	Jahre nach der Sündfl.	
1809.	154.	Japhet oder Janus in Italien. Entferntester Ursprung der Aborigenen, Umbrier, Tyrrhener und Pelasgier.
1820.	165.	Ursprung des Sicyonischen Reichs durch den Angialus einen Pelasgier.
2127.	472.	Regierung des Inachus in Argos unter den Tyrrhenischen Pelasgiern.
2416.	771.	Anfang des Reichs von Athen unter Cecrops über die Pelasgier, die sich allda niedergelassen hatten.
2470.	815.	Deucalion. Rückkehr der Pelasgier nach Italien aus Griechenland.
2526.	871.	Cadmus kommt nach Griechenland, vereinigt sich mit den Pelasgiern, nimmt ihre Religion an, und verbesserte ihre Buchstaben.
2623.	968.	Bellerophon, ein Tyrrhenier, und seine Thaten.

Jahre der Welt.	J. n. d. Sündfl.	
2655.	1000.	Janus, einer der Voreltern des Romulus. Mit demselben verwirren die meisten Geschichtschreiber die alte Geschichte von Italien. (S. 358.)
2721.	1066.	Argonauten. Die Griechen lernten den Schiffbau und das Kriegswesen von den Tyrrhenern.
2730.	1075.	Die Pelasgier vertreiben die Sicilianer aus Italien. Ihre Kriege. Sie flüchten theils in das grosse Hesperien, theils wieder nach Griechenland. In diese Zeit fallen die Eugubinische Tafeln.
2740.	1085.	Evander kommt in Italien an, und führt allda Pelasgische Religionsgebräuche ein.
2746.	1091.	Herkules tödtet den Lacus.
2753.	1098.	Theseus tödtet den Minotaurus. Eumelus, von dem Theseus abstammt, kommt bey Passeri und andern auf Etrurischen Denkmalen vor.
2756.	1102.	Melnager. Die Melnagrischen Inseln kommen in der Lombardie vor.
2763.	1108.	Tibäus, Vater des Diomedes. Sein Name steht ebenfalls auf Etrurischen Denkmalen.

2790.

Jahre der Welt.	J. n. d. Sündfl.	
2790.	1135.	Trojanischer Krieg. Die zwölf freye Staaten in Griechenland scheinen nach dem Beyspiel der zwölf Etrurischen Staaten errichtet zu seyn. (S. 368.)
2802.	1148.	Aeneas kommt in Italien unter den Aborigenern an.
2807.	1153.	Aeneas stirbt. Der Pelasgische Namen verliert sich nach und nach in Griechenland. Die Italiänischen Colonien nehmen ab. Die Hellenisten kommen empor.
2817.	1163.	Das Sicyonische Reich nimmt ein Ende. Peloponnesus, das so lang durch die Pelasgier beherrscht worden, verlor den Namen Pelasgia, und nahm den Namen Jonien an. (Die alte Jonische Sprache der Griechen dient zur Verständniß der Etrurischen.)
2856.	1201.	Regierung des Melanthus, eines Pelasgiers, in Athen. Die zerstreuten Pelasgier stehen in Bündnissen unter sich und mit den Italiänischen Tyrrhenern.
2881.	1226.	Die Heracliden erobern Peloponneß. Die Tyrrhener von Italien kommen jenen zu Hülfe.

Jahre der Welt.	J. n. d. Sündfl.	
2893.	1238.	Codrus aus den Cauconischen Pelasgiern, stirbt für sein Vaterland.
3344.	1690.	Die Pelasgische Pisistrati erlangen die Oberherrschaft über Athen wieder. Pisistratus ist ein beständiger Name in ihrer Familie. Pisistratus flüchtet nach Italien, dem Vaterlande seiner Voreltern.
3350.	1695.	Gesetze Solonis, in Pelasgischer Sprache verfaßt, welches die heilige Sprache blieb.
3370.	1715.	Erster Einfall der Phocenser in Tyrrhenien. Die Pelasgier in Italien vereinigen sich mit den Tyrrhenern, und verjagen die Phocenser aus Corsica.
3471.	1816.	Vertreibung der Pisistratiden. Cleomenes belagert sie in der Pelasgischen Mauer des Pirái.
3477.		Tarquinius wird aus Rom vertrieben, und findet bey den Etruriern Hülfe.
3480.	1825.	Schlacht des Darius wider die Milesier, Phocenser, Jonier und Lesbier.
3483.	1828.	Pythagoras, der mit den Pelasgischen Colonien nach Griechenland gegangen war, stirbt in Crotona.

Jahre der Welt.	J. n. d. Sündfl.	
3487.	1832.	Darius breitet seine Herrschaft in Griechenland aus. Die Etrurier in Italien leiden vieles von den Galliern in der Lombardie und von den Römern in andern Gegenden von Italien.
3500.	1845.	Die Pelasgische Provinzen verbinden sich mit dem Xerxes wider die Griechen.
3504.	1849.	Sieg der Etrurier über die Römer bey Cremera.
3505.	1850.	Krieg der Carthaginenser in Sicilien wider den Gelon von Syrakus. Mit jenen verbinden sich die Tyrrhener, und werden mit ihnen von Gelon geschlagen.
3600.	1945.	Alexander der Grosse. Die Griechen in ihrem höchsten Glanze.

Diese nach der Zeit geordnete Begebenheiten erweist der Herr Verfasser aus den Schriftstellern der Griechen und Römer mit vieler kritischer Gelehrsamkeit, welche wir oft bewundert haben, so wenig wir ihm an einigen Orten Beyfall geben konnten.

Im dritten Buch enthält das 1. Cap. von Seite 406-463. Untersuchungen von den ersten Einwohnern Siciliens. Er sieht die Sicilianer ursprünglich als Ein Volk mit den Italiänern an, behauptet mit den Alten, daß diese Insel mit dem übrigen Italien zusammen gehangen, er findet, daß die alten Namen von Sicilien mit den alten Namen von Italien übereinkom-

men, er entdeckt die uralte etruriſche Sprache auch in den ſicilianiſchen Denkmalen. Er fängt mit dem Aeolus an, der zuerſt unter den Etruriern, hernach in Sicilien regiert hat. Nach ſeinen Zeiten ſcheinen die Könige dieſer Inſel durch Wahl den Thron beſtiegen zu haben. Die Sicilianer waren alſo gebohrne Italiäner. Die Wanderung der **Elimer** aus Italien nach Sicilien geſchahe im Jahr der Welt 2716. und 1061. vor der Sündfluth, und ſchon vor dieſen Völkern hatten ſich noch andere eben dahin gezogen. Die **Iberier** wurden als eine der älteſten Nationen geachtet, welche aus dem Orient nach Italien gezogen. Die **Sikanier** waren ein Aſt der Iberier. Er läugnet nicht, daß der Nahme Iberien dem Königreich Spanien und einer aſiatiſchen Provinz zukomme, er dehnt ihn aber, obwol nicht ganz überzeugend, auch auf Italien aus. Hingegen läugnet er, daß die **Colchier** Sicilien bevölkert haben. **Hyperna**, das beym Homer vorkommt, iſt ihm Italien. Die **Phönicier** findet er lange Zeit nach den italiäniſchen Völkern in Sicilien, und erſt nach denſelben kamen auch Griechen allda an. Ueberhaupt hält er die phönicische Colonien in Spanien gar nicht für ſo alt, wie andere. Uebrigens muß er doch eingeſtehen, daß in keinem Lande weniger etruriſche Denkmale vorkommen, als in Sicilien.

Im vierten Buch unterſucht er im I. Cap. von S. 463-500. die Ankunft der Lydier in Italien. Er ſetzt ſie auf 1264. Jahre vor Chriſti Geburt, und zeigt ihre alte Verwandſchaft mit den Etruriern und ihre neue Verſchwägerung mit ihnen durch den Dardanus. Dieſe neue Völker vertreiben die Pelasgier aus Toſcana

ſcana und aus einem groſſen Theile Italiens, vermehren aber die Ueppigkeit und Weichlichkeit der Italiäner ungemein.

Von den **Phönicieru** handelt er beſonders im II. Cap. von S. 501 = 534. Hier widerlegt er gleich Anfangs den **Bochart**, der die phöniciſche Sprache überall finden wollte. Die Phönicier ſchickten ihre Colonien in die Welt aus, als ſie durch den Joſua in einen engen Winkel vertrieben und eingeſchränkt wurden. Cadmus ſelbſt war nach dem Bochart einer von dieſen Vertriebenen, wiewohl H. G. ihn für einen Aegyptier hält. Er durchreiſete faſt ganz Europa, aber er eroberte es nicht. Zur Zeit der Argonauten waren die ägyptiſche und phöniciſche Schiffarten häufiger. Die Cananiter bedienten ſich ihrer bequemen Lage und ſtarken Bevölkerung dazu, daß ſie in die entfernteſten Gegenden Colonien ſchickten. Sie hatten freye Häfen, eine offene See, bequemes Schifbauholz, ſie fiengen alſo an, ſich auf Seefahrt zu legen, und ihre Nachkommen bekamen von Lucian die Benennung als Kaufleute der Erde. Dieſes vorausgeſetzt, widerlegt er alle alte Sagen von dem Aufenthalt der Phönicier in Italien, und iſt ſehr oft über den Bochart und ſeine Etymologien verdrüßlich, dem er doch übrigens in Anſehung ſeiner Gelehrſamkeit Recht wiederfahren läßt. So weit geht der erſte Band, aus welchem wir nur das Nöthige ausgezogen, weil es uns unmöglich war, ſeiner Critik überall nachzugehen.

Der zweyte Band enthält eine Menge Kupfer und Münzen, und fängt mit dem V. Buch an, deſſen erſtes Capitel von der erſten und allerälteſten griechi-

schen Sprache handelt. Hier behauptet er, die etrurische Sprache sey die Muttersprache von vielen alten Sprachen, von der spanischen, phrygischen, palmirenischen, vornehmlich aber von der alten griechischen, sie nähere sich der samaritanischen am meisten. Er tadelt die Griechen, daß sie nichts von ihren Alterthümern und von dem Ursprung ihrer Nation gewußt. Er läugnet, daß Cadmus die Buchstaben nach Griechenland gebracht, denn schon zuvor haben die tyrrhenischen Pelasgier sie allda eingeführt, bey welcher Gelegenheit das Geschlecht und die Thaten des Cadmus genauer untersucht werden. Die alte griechische Schrift ist also seiner Meynung nach ganz etrurisch. Pronapides hat in Griechenland die Schrift verändert, und da er zuvor das Pelasgische nach orientalischer Weise schrieb, so führte er nun die Gewohnheit ein, von der linken zur Rechten zu schreiben. H. G. vermuthet, daß die Griechen bis zur Zeit der Belagerung von Troja pelasgisch gesprochen. Als eine historische Wahrheit aber behauptet er, daß die Pelasgier in Griechenland auch noch nach Veränderung der Sprache und der Schreibart etrurisch gesprochen. Sie wurden zwar aus Athen vertrieben, behielten aber noch in den andern Städten Griechenlands ihre Sprache bey. Die bekannte Gemme des Ansidei von den fünf thebanischen Helden hat er auf den Titelblatt abdrucken lassen, und liefert davon eine gelehrte Erklärung. Er beruft sich auf eine alte Münze von Athen, wo die Schrift ganz etrurisch scheint. Hieraus schließt er, daß diese Art der Buchstaben noch viel älter als Homer sey. Verschiedene Arten zu schreiben in dem alten Griechenland waren

den

den Etruriern gemein, und viele etrurische Wörter sind zugleich alt griechische Wörter.

Im VI. Buche kommt er auf die etrurische Münzen, in welcher Materie er überaus weitläuftig ist. Im ersten Capitel betrachtet er sie in der Vergleichung mit den römischen. Servius Tullius war der erste römische König, der Münzen von Bronze prägen ließ. Weil nun Rom und Latium zuvor nicht ohne Münzen gewesen seyn können, so mußten sie sich der etrurischen nothwendig bedient haben. Die etrurische sind gemeiniglich gegossen, und scheinen etwas gröber als die römische. Ihre Legende war bisher weniger bekannt, daher kam es, daß so viele Gelehrte die etrurische Münzen, die sie in Händen hatten, ganz unter die fremde gerechnet haben. Die Betrachtung der Münzen führt den Verf. zu einer Ausschweifung von der Sprache selbst, in welcher er den Maffei am heftigsten, auch den Passeri, diesen aber mit Mäßigung, widerlegt.

Im 3ten Cap. vergleicht er die griechischen Münzen mit den etrurischen. Die Etrurier hatten goldene und silberne Münzen, sie waren aber unförmlich gebildet. Das Besondere, was wir in dieser Ausführung bemerkt zu haben glauben, ist die Vergleichung der alleraltesten griechischen Münze mit der Aufschrift γλαυξ, mit einer etrurischen von Populonia, in welcher die Pallas galeata ganz genau mit jener übereinstimmt. Die Aehnlichkeit der Buchstaben bewegt den Verf. auch jene als etrurisch anzugeben. Unter vielen gelehrten Wahrnehmungen kommen auch eben so viele Wiederholungen vor.

Im

Im 3ten Cap. vergleicht er die etturische mit den ebräischen, nimmt Tyrus als den Hauptplatz der orientalischen Handlung an, und merkt an, daß die Tyrier viel balder mit den Italiänern oder Etruriern gehandelt haben, als mit den Griechen. Daher leitet er die Art der Etrurier, ihre Schrift nach morgenländischer Manier zu lesen. Das etrurische Gewicht der Münzen selbst stimme mit dem ebräischen überein.

Im 4ten Cap. untersucht er die etrurische Münzen insbesondere, und merkt an, daß die Etrurier auch zu den Zeiten der Römer noch ihre eigene Münze gehabt. Er liefert die Abdrücke der etrurischen Münzen von jeder Stadt. Sie sind folgende: Acerra, Adria, von welcher allein er sieben liefert, Aquino, Assoro, Athen, Calenum, Camars oder Chinsi, Capua, wo von 11. beygedruckt sind, von sannitischen Münzen kommen einige vor. Auf dieselbe folgen die etrurische Münzen von Cuma, Crotona, Herculanun, Esernia, von den Faliscier, von Fiesole, von Gubbio, welche am meisten etrurisch scheinen, von den Iliensern, von Larinum, von Luceria, Luni, von den Marsiern, von Neapel, von Naxo, heut zu Tage Schiso genannt, von Nocera, Nola, Padua, Pesaro, Pestum, Populonia mit der athenienstschen Eule, Regium, Rimini, Suessa, Taranto, Teano, Telamone, Todi, Valentia, Veji, Velitri, Vetulonia, Volterra, Uria, und endlich folgen noch drey Kupferplatten mit ungewissen Münzen. Diese Ausführung ist sehr gelehrt. Uns dünkt aber doch, unter dieser grossen Anzahl von Münzen einige bemerkt zu haben, welche griechisch scheinen.

Das

Das ſiebente Buch handelt von den etruriſchen Künſten und Wiſſenſchaften. Er ſetzt im I. Cap. die Epoche feſt, wenn in Griechenland die Wiſſenſchaften geblühet, und behauptet, daß vor den Zeiten Alexanders des Groſſen alle Künſte und Wiſſenſchaften in Italien in einem hohen Grade geblühet haben. Bisher, ſagt er, hat man die etruriſche Arbeiten wenig gekannt, und ſie eben deswegen meiſtens als griechiſch ausgegeben. Um zu einer Zuverläßigkeit zu gelangen, wünſcht er, daß man voraus einige Arten von etruriſchen Denkmalen von allen römiſchen und griechiſchen abſondere, welche am leichteſten als etruriſche Denkmale ſich auszeichnen. Dahin rechnet er die ſchöne Gefäſſe der Etrurier, welche man weder bey Römern noch bey Griechen findet. Alle Gelehrte haben bisher an denſelben den unvergleichlichen Firniß, die Feinigkeit, die Leichtigkeit und das gute Deſſein bewundert. Aus der unendlichen Menge ſolcher Gefäſſe ſchließt er auf den Fleiß der Nation, und erweißt aus den Zeugniſſen der alten Schriftſteller, daß dieſe Kunſt, ſo wie die Mahlerey bälder in Italien als in Griechenland gepflanzt worden. Etruriſche Münzen und Arbeiten aus Kreidenerde und Erz können ſehr leicht erkannt und von andern unterſchieden werden. Die Münzen ſind meiſtens gegoſſen, haben Kügelchen, der Janus Bifrons, den auch die Römer nachgemacht, iſt auf jenen meiſtens ohne Bart. Am ſchwereſten ſind die Statüen von Bronze, von Marmor und andern dergleichen Arbeiten von den griechiſchen und römiſchen zu unterſcheiden. Die Antiquarien haben meiſtens das Vorurtheil, alles Alte und Schöne auf die Römer und Griechen anzuwenden. Um

dieſes

dieses zu widerlegen, liefert der H. G. den Abdruck einer unvergleichlichen etrurischen Bildsäule eines Helden zu Pferd, welche er mit der Bildsäule von Bronze im Capitolio vergleicht. Die Schilde hält er für einen zweydeutigen Beweiß von etrurischen Arbeiten. Das sichtbarste Kennzeichen seiner Meynung nach ist der phrygische Hut, obwol auch die Etrurier ihn nicht allemal gebraucht haben. Das Alterthum und die Dunkelheit der symbolischen Vorstellungen hält er ebenfalls für ein sicheres Zeichen von etrurischer Arbeit. Freylich hat man in Toscana, in Rom und in ganz Italien bereits eine sehr grosse Menge solcher Denkmale zusammen gebracht. Die königliche Gallerie in Florenz, das Musäum von Cortona, die guarnaccische Sammlung, sind unter allen die beträchtlichste. Er rühmt ferner die grosse und prächtige Gebäude von Veji, findet die Theater, Fora und Circos maximos viel früher in Italien als in Griechenland, erhebt die Schönheit der alten Städte Chiusi, Volterra und Fiesole, und bemerkt die ausserordentliche Bauart der Etrurier, deren Mauren und Thore viel grössere und besser bearbeitete Steine hatten, als die von Athen selbst. Er schließt diese Abhandlung mit einer Vergleichung zwischen den ebräischen und etrurischen Künsten und Wissenschaften.

Im II. Cap. setzt er diese Materie von den Künsten und Wissenschaften der Etrurier fort, und zeigt, wie sie von ihnen auf die Griechen gekommen. Ursprünglich waren es nicht die Griechen, welche die Künste und Wissenschaften erfanden. Orpheus, ein Thracier, war einer ihrer ersten Erfinder, hierauf kamen

men die Muſen und die Dichtkunſt. Die Pelasgier waren die erſten, welche die Religion und die Wahrſagungen in Griechenland einführten. Ihre Religionsgebräuche ſind aus den Schriftſtellern Roms ſelbſt bekannt genug. Sie hatten einige Kenntniß von der Aſtronomie. Ihre politiſche Regierung ließ der Nation ihre Freyheit, und eben dieſe Regimentsverfaſſung brachten die tyrrheniſche Pelasgier nach Griechenland. Das Seeweſen und das Kriegsweſen zu Land lernten die Griechen von den Etruriern. Dieſe erfanden die hasta velitaris, die Wurfſpieſſe, die Ausrüſtung der Pferde, den mit vier neben einander geſtellten Pferden beſpannten Wagen, den man im Triumph gebrauchte, die Tuba, die Beinkleider der Soldaten, die Schilde u. d. gl. Die Etrurier waren es, welche die Schauſpiele einführten. In ihren Strafen waren ſie auſſerordentlich ſtreng. Sie führten die Muſik in Griechenland ein, oder brachten ſie wenigſtens allda mehr empor. Sie hatten die Kunſt, in geſchnittenen Steinen zu arbeiten, lange vor den Griechen. Am Ende iſt der Verf. geneigt, alles, was man von der griechiſchen Schönheit ſagt, für übertrieben zu halten. Er findet, daß Griechenland heut zu Tage keine beſondere Schönheiten liefere, und daß ſelbſt Alexander der Groſſe ſeine Beyſchläferinnen aus Aſien, nicht aus Griechenland genommen. Sollten aber die Pelasgier das Ideal von Schönheit nach Griechenland gebracht haben? Sein ganzes Werk ſchließt er mit einer Unterſuchung über das Alter von Piſa. Wir bewundern an dem Herrn V. eine ausgebreitete Gelehrſamkeit, eine groſſe Bekanntſchaft

ſchaft mit den Schriftſtellern der Griechen und Römer, deren Werke ungemein durch ihn beleuchtet werden, aber wir können nicht bergen, daß er das Etruriſche zuweilen allzuſehr übertrieben, und Muthmaſſungen als Wahrheiten angenommen hat, zu deren völligen Erörterung noch vieles erfordert wird.

7.

Della Vita, degli ſtudi, e degli ſcritti di *Gio. Batt. de Gaſpari*, Trentino Conſigliere dell' Auguſtiſſima Imperadrice regina Maria Tereſa, direttore degli ſtudi di belle lettre e publico Profeſſore di ſtonia nella univerſità di Vienna. Venetia. MDCCLXX. preſſo Antonio Zatta. 8. S. 263.

Ein neuer Beweiß, wie wenig man in Italien die wahre Theorie der Biographien kenne! Vor einigen Jahren erſchien das Leben des Grafen Mazzuchelli, aber es iſt ſo elend eingekleidet, daß das Angedenken dieſes groſſen Gelehrten offenbar dadurch beſchimpft wird. Das Leben des Gaspari iſt zwar beſſer geſchrieben, aber es iſt doch mehr eine Sammlung von Nachrichten, als eine ächte Biographie. Wir kennen den Verfaſſer dieſer Schrift nicht. Wenn aber Herr Gaſpari ſelbſt ſeine Lebensbeſchreibung leſen ſollte, ſo würde ſein philoſophiſcher Geiſt vieles daran zu erinnern finden. Wir folgen in unſerm Auszuge blos der Ordnung des Verfaſſers.

Erſtes

Erstes Capitel. Johann Baptista von Gaspari stammt von einer adelichen Familie aus dem trentinischen ab. Er ward gebohren den 2. Aug. 1702. in Levico, einem Orte, der zum Gebiete des Fürsten Bischofs von Trient gehört. Sein Vater hatte ein gutes Herz und einen aufgeklärten Verstand. Beydes bestimmte ihn, das lebhafte Genie seines Sohns durch eine gute Erziehung zu bilden. Zuerst ließ er ihn zu Hauß unterrichten, und hier lernte der Lehrling einen guten Gebrauch von der Zeit zu machen. Nachdem er die heilige Geschichte und die lateinische Sprache ziemlich begriffen hatte, so schickte ihn sein Vater zu den Jesuiten nach Trient, wo er drey Jahre blieb. Er gieng hierauf nach Inspruch, und studierte Philosophie und bürgerliche und kanonische Rechte. Seine Hauptneigung trieb ihn an, die alte Geschichtschreiber, Redner und Poeten zu lesen, und sich mit den Griechen bekannt zu machen. Er schafte sich die Schriften der letztern wider den Willen seines Vaters an, und bildete seinen Geschmack. Als er nach Hauß kam, legte er sich ganz auf die alte Schriftsteller, und fieng an, im Geschmacke des Petrarcha Sonnette zu machen. Am häufigsten übte er sich in den Inschriften nach römischem Geschmack. Er machte auch eine Sammlung von allen Inschriften seines Vaterlandes. Sein anhaltendes Studiren zog ihm eine Krankheit zu, und diese veranlaßte ihn, den Priesterrock zu ergreifen, welches seinem Vater, der mehrere Kinder hatte, sehr angenehm war. Seine reine Sitten zogen ihm die Liebe des Bischofs von Feltre Pol cenigo zu, welcher seinem Vater anlag, ihn in das teutsche Collegium nach Rom zu schi-

cken. Der Bischof starb, und Gaspari dankte dem Himmel, daß sein Geschmack durch dieses Collegium nicht zu Grunde gerichtet worden.

Zweytes Capitel. Der Vater bekam Gelegenheit, ihn nach Vicenza zu bringen. Im J. 1722. in einem Alter von zwanzig Jahren kam er allda an, und hatte an dem Canonicus Checcozzi einen gelehrten Freund, der seine Studien leitete. Der grosse Verstand, den er an ihm bemerkte, und das gesezte Betragen machten ihn überall beliebt. Hier pflanzte Gaspari seinen Geschmack an der griechischen und römischen Literatur, er legte sich auf die Kirchengeschichte, laß die Kirchenväter, lernte aber von seinem Freunde mehr Critik. Von Zeit zu Zeit gieng er nach Padua, wo er sich den Umgang des Abts Lazzarini in den Sprachen und in der Dichtkunst zu Nuz machte. Er sollte mit einem reichen Cavalier nach Rom gehen, alda die Alterthümer studiren, und Checcozzi wollte ihm alsdenn zu einer Professorsstelle in Padua verhelfen. Aber sein Vater starb im J. 1724. unvermuthet, und er als der älteste Sohn mußte die Hausgeschäfte und die Sorge für seine Familie über sich nehmen. Nun trat er aus dem geistlichen Stand, hatte viel Verdruß mit seinem Bruder, fand das Vermögen seines Vaters mit Schulden beschwert, fieng an, den unnöthigen Aufwand einzuschränken, und verkaufte endlich wider den Rath seiner Freunde die väterliche Güter, um die Gläubiger zu befriedigen. Jedermann mißbilligte diesen Entschluß. Gaspari verließ sein Vaterland, und suchte anderswo Dienste. Er fand sie zwey Jahre über nicht, wurde verdrüßlich, und studirte mit weniger Muth. Zu gu-

tem

tem Glücke fand er an dem Generalprovikarius Borzi in Trient einen guten Freund, der ihn durch ſeine Fragen und Briefe zum Studiren antrieb, und ihm die Leſung des Fleuri und Boſſuets empfahl. Endlich ſorgte ein Freund von Venedig für ihn, der ihn in die Dienſte des dortigen kayſerlichen Geſandten als Hofedelmann brachte.

Drittes Capitel. Er verließ im J. 1729. ſein Vaterland, fand aber bey dem Geſandten nicht, was er ſuchte, verließ ſeine Dienſte, und beſchäftigte ſich in Venedig mit Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen ins Lateiniſche und Italiäniſche. Jedoch war ihm der Aufenthalt in dieſer Stadt ſehr nützlich. Er machte Bekanntſchaft mit dem P. de Rubeis, dem Edelmann Recanati, dem Ap. Zeno, dem Abt Cecchetti, Friedr. Seghezzi, dem Abt Verdani, dem Ludw. Giuſti. Zeno erlaubte ihm den Gebrauch ſeiner Bücher und Manuſcripte. Recanati unterſtützte ihn mit ſeinen ſeltenſten Büchern. Dem Seghezzi ſchickte er ſeine Aufſätze in horaziſchem und catulliſchem Geſchmacke. Im Hauſe des Giuſti wohnte er einer gelehrten Geſellſchaft bey, welche die Erklärung der römiſchen Geſchichtſchreiber zum Zweck hatte, und Gaſpari erwarb ſich beſondere Ehre durch ſeine hiſtoriſche und geographiſche Beobachtungen über den Livius. Zeno wünſchte ſehr, ihn als Geſandtſchaftsſecretär in Wien anzubringen, ſeine Armuth aber hinderte ihn. Eben damals lebte in Mayland eine Dame, Clelia Borromea, welche ſich der Gelehrten vorzüglich annahm. Sie berief den Gaſpari im J. 1735. als Sekretarius in ihre Dienſte, und wollte ihn in Petersburg als Hofpoeten anbringen. Aber ihr

Vorhaben schlug fehl. Sein zweyjähriger Aufenthalt in Mayland war ihn wieder ungemein nützlich. Er lernte Gelehrte kennen, durch deren Umgang er immer gründlicher wurde. Seinen geliebten Giusti traf er ebenfalls wieder in Mayland an, und gleiche Unglücksfälle machten diese beyde Männer zu innigsten Freunden. Sein Gönner in Trient, Borzi, hatte indessen am Hofe von Trient sich in das größte Ansehen gesetzt, und war im Stande, den Gaspari bey dem Bischofe mit solchem Nachdruck zu empfehlen, daß er ihn zum Hofauditor machte. Er kam also wieder im J. 1736. in Trient an, genoß die Gnade des Bischofs von Thunn, setzte sich in der griechischen Sprache fest, sammlete Nachrichten zur Geschichte seines Vaterlandes, bemühete sich, Erlaubniß zu erhalten, damit er die Geschichte von Trient schreiben könnte, wurde mißvergnügt, als er sahe, daß ihm das Hofsystem keine Beförderung hoffen ließ, und nahm die Stelle eines Lehrers der Geschichte im Etal in Bayern an.

Viertes Capitel. Während seines Aufenthalts in Etal gerieth er mit einigen Cavaliern von Salzburg in Correspondenz. Es hatten diese eine gelehrte Gesellschaft errichtet, und wünschten den Beytritt des Gaspari. So sehr es ihm in Etal an Büchern mangelte, so schickte er ihnen doch eine Dissertation zu: de literaria sodalitate olim Venetiis a Federico Baduario instituta, welche Nachrichten nachher Mazzuchelli in seinem grossen Werke benützte. Gaspari wollte hierdurch die Salzburger belehren, wie sie sich zu verhalten hätten, wenn sie den guten Geschmack in ihrer Stadt ausbreiten wollten. Bald hernach schickte er ihnen eine

Abhand-

Abhandlung de Tridentinis antiquitatibus, wo er den Brandisio verbessert, und Zusätze zur Arbeit des Gentilotti macht. Eben dahin schickte er auch seine Beobachtungen über den Xenophon, welche hernach im Druck erschienen sind. Seine Studien und der Mangel von Büchern in Etal bewegten ihn, eine Reise nach Augsburg zu machen. Aber auch hier fand er nicht, was er wollte, und wandte sich wieder an den Apostolo Zeno, durch welchen er viele gute Nachrichten erhielte. Seine Verbindung mit Salzburg verschafte ihm die Bekanntschaft mit dem Grafen Joseph von Thunn, nachmaligen Bischof von Passau.

Fünftes Capitel. Eben dieser Graf von Thunn berief ihn zu sich nach Salzburg, und Gaspari verließ Etal. Bey seiner Ankunft sagte ihm der Graf, daß er gesonnen sey, ihn als seinen Freund mit sich nach Rom zu nehmen, er bot ihm Bedienung, Equipage und 600. fl. Besoldung an. Gaspari nahm den Antrag an, und blieb im thunnischen Pallast, während daß der Graf nach Wien reisete, um sich allda die Instruction zu seiner römischen Gesandtschaft geben zu lassen. In der Salzburger gelehrten Gesellschaft befanden sich eben damals die Grafen von Firmia, als Neffen des Erzbischofs, welche sehnlich wünschten, den Gaspari in Salzburg zu behalten. Der Erzbischof, ihr Oheim, hegte damals ein grosses Verlangen, sich vor der ganzen Welt wegen der Vertreibung der Protestanten aus seinen Staaten zu rechtfertigen, und seine Neffen glaubten, daß Gaspari der Mann hiezu wäre. Der Erzbischof gab ihm Befehl, ihm einen Aufsatz hievon zu liefern, Gaspari gehorchte, und der Verfasser dieser

Schrift rückte den Hauptinhalt davon ein. Aber uns hat er nicht allzusehr erbaut. Gaspari lehrte öffentlich, ein Fürst könne diejenige, welche von der wahren Religion abgehen, mit zeitlichen Strafen belegen. Uebrigens giebt er sich als einen Zinsmann des Erzbischofs an, (me veluti in censu et potestate tua esse arbitreris,) wie hätte er anders gedenken können? Sein Aufsatz hatte die Folge, daß der Erzbischof ihm auftrug, die Geschichte von dem Ursprung, Fortgang und Verfall der Ketzerey in den erzbischöflichen salzburgischen Landen zu schreiben. In diesen Umständen entließ der Graf von Thunn den Gaspari, und dieser ward nun Rath und Geschichtschreiber des Erzbischofs mit einem ansehnlichen Gehalt. Er bekam auch Versprucḥ, den Posten eines Bibliothecarii lebenslang zu erhalten, so bald derselbe erledigt würde. Aber aus Begierde, wider die Protestanten zu schreiben, verscherzte er ein Glück, daß er zur Seite des Grafen von Thunn in Rom viel besser hätte machen können, und zog sich Feinde zu, welche nach dem Tode des Erzbischofs ihn sehr hart druckten.

Sechstes Capitel. G. fieng im J. 1738. an, seine Geschichte zu schreiben. Der Graf Vigilius, einer von den Neffen des Erzbischofs, der hernach Fürst von Lavant wurde, nahm ihn zu sich in sein Hauß, und G. sammlete die Materialien aus den Reichstagsacten, aus den Consistorialacten von Salzburg, aus andern Denkmalen, aus catholischen und protestantischen Schriftstellern, und entwarf seinen Plan. Sein Umgang mit den Neffen des Erzbischofs zog ihm den Neid anderer Grossen zu. Einige stellten dem Erzbischof

für,

für, G. verliere viel Zeit bey den akademischen Versammlungen, hänge seiner Neigung nach, und vergesse seine Hauptpflicht. Der Erzbischof, der ihn schützte, gab ihm also nach zwey Jahren Befehl, Rechenschaft von seiner Arbeit zu geben.

Siebentes Capitel. Im Junius 1740. überreichte G. dem Erzbischof eine Schrift, welche man als den allgemeinen Plan des ganzen Werks ansehen kan. Der Verf. liefert ihn S. 29. Die Hauptsache geht dahin, die Protestanten des Verfolgungsgeistes zu beschuldigen.

Achtes Capitel. Der Erzbischof genehmigt seinen Plan. Seine Feinde suchen ihn auf eine andere Weise verdächtig zu machen. Sie wußten, daß man in der gelehrten Gesellschaft von Salzburg oft wichtige Materien aus der Kirchengeschichte abhandelte, und sehr auf eine gute Kritik drang, auch die unsterbliche Verdienste des Muratori ungemein rühmte. Sein Buch de ingeniorum moderatione wurde gerühmt und nachgedruckt. Natürlicher Weise konnten die gelehrten Salzburger die damals herrschende Lehrart nicht loben. Aber eben dieses erbitterte den herrschenden Geschmack wider sie. Die Unwissenheit ward erboßt, man streuete unter den Leuten aus, die Kritik sey eine Mutter der Ketzerey, Muratori sey wegen seiner Lehre verdächtig, die Secte der Freymäurer habe von ihm ihren Nahmen. Nun schrye die hohe Schule von Salzburg, am Hofe des Erzbischofs selbst sey eine neue Ketzerey entstanden, und es kam so weit, daß man eine Empörung wider den Erzbischof und seine Neffen befürchten mußte. Die kluge Manier des Erzbischofs hinderte alle widrige

Zufälle, er berief die Präsidenten der hohen Schule vor sich, und überredete sie, daß sie der Ausschweifungen ein Ziel setzten, wie denn auch er den andern Gelehrten Stillschweigen auferlegen wolle. Diese wünschten zwar sehr, ihre Unschuld vertheidigen zu dürfen, der Erzbischof aber hielte es nicht für rathsam. Indessen wurden sie immer mehr verläumdet, und im Oesterreichischen sprach man ganz frey davon, die Ketzerey habe sich am Hofe des Erzbischofs eingeschlichen. Dieses hatte die Folge, daß man Bedenken trug, seine Kinder auf die hohe Schule nach Salzburg zu schicken. Der Abgang derselben erbitterte die Lehrer noch mehr, und da es einem eifrigen Prediger beliebt hatte, in einer öffentlichen Predigt zu lehren, Gott habe sein Regiment mit der Jungfrau Maria getheilt, welches die andere Gelehrte nicht billigen konten, so wurden sie und Muratori als Feinde der Maria verläumdet. Es trat gleich ein anderer auf, der predigte, die Anrufung der Heiligen und der Jungfrau Maria sey zur ewigen Seligkeit nöthig. Diese Predigt wurde gedruckt, und mit Noten versehen. Hiedurch wurden die Gelehrten immer empfindlicher angetastet, und endlich erlaubte der Erzbischof dem Gaspari, diese Predigt zu widerlegen.

Neuntes Capitel. G. giebt seine Vindicias adversus Sycophantas Iuvavienses heraus. Er verbirgt sich. Sein Copist verräth ihn, und er jagt ihn aus seinen Diensten. Sein Buch macht ihm Ehre und Feinde, desto mehr, da es vom Erzbischof selbst gelobt wird. Er gab indessen seine Beobachtungen über den Xenophon heraus, wodurch er sich sehr empfahl. In Salzburg wurde eine Reformation der Studien vorgenommen,

nommen, und von andern Orten Leute berufen, welche nach seinen Vorschlägen lehren sollten. Aber alles dieses vermehrte den Haß wider den G., welcher noch immer des Schutzes des Hofs genoß.

Zehntes Capitel. G. hat viele Grosse am salzburger Hof zu Freunden. Graf Joseph von Thunn wurde Bischof und Fürst von Gurk im J. 1742. und G. hielte ihm zu Ehren eine lateinische Rede. Der Abt von S. Peter schätzte ihn hoch, bittet ihn zu Tische, und setzt ihm den Verf. der Predigt, wider welche er seine Vindicias geschrieben, zur Seite. G. zeigt Freundschaft und ein offenes Herz. Er arbeitete indessen an seiner Geschichte des Lutherthums fort, und schickte den ersten Theil im J. 1742. dem P. Orsi zur Revision zu.

Eilftes Capitel. Wider diese Geschichte erschienen schon voraus: Nonnullae reflexiones super historiam Lutheranismi in provincia Salisburgensi. Der Erzbischof liefet sie mit Verachtung, befiehlt aber doch dem G. darauf zu antworten, welches er zum grossen Vergnügen des Erzbischofs befolgt.

Zwölftes Capitel. P. Orsi antwortet endlich, Rom würde sich dem Druck seiner Geschichte nicht widersetzen, ob man wohl wünschte, daß er einige Ausdrücke milderte. Seine Geschichte wird zu Stande gebracht. G. ist im Begrif, Salzburg zu verlassen, und nach Dresden zu gehen, wohin ihn der Bischof Zaluski von Cracau, Großcanzler von Pohlen, berief. Ein falscher Freund hatte ihn mit diesem Herrn bekannt gemacht, um ihn von Salzburg zu entfernen. Zaluski, der eine Verbesserung der schönen Künste und Wissen-

schaften im Königreiche Pohlen veranstalten wollte, glaubte, G. wäre der tüchtigste Mann hiezu. Er gab ihm Befehl, ihm einen Generalplan zu entwerfen, wie die Studien in Pohlen zu verbessern, und was für Meister dazu zu erwählen seyen. G. machte ihm Vorschläge, welche den Galuski noch mehr anfeuerten, den G. in seine Dienste zu nehmen, wie er denn wünschte, ihn den Woywoden auf dem Reichstag darstellen zu können. Er schrieb ihm, die Republik Pohlen wolle die Geschichte ihrer Nation schreiben lassen, eine neue Universität anlegen, eine Bibliothek errichten, und alles dieses ihm auftragen. G. erhielt noch die vorläufige Versicherung, er sollte als ein Cavalier behandelt werden, den Titel als Rath des Königs haben, eine gute Besoldung geniessen u. d. gl. G. versprach also, im Frühling 1742. selbst in Pohlen zu erscheinen. Seine Geschichte von Salzburg brachte er zu Ende. Er bat den Erzbischof, ihn zu erlauben, daß er mit Beybehaltung seiner Stelle eine Reise nach Pohlen machen dürfte. Der Erzbischof, der seine Geschichte unter der eigenen Aufsicht des Verfassers drucken lassen wollte, erlaubte es ihm endlich nach vielen Vorstellungen, und ließ ihm seinen Gehalt.

Dreyzehendes Capitel. G. reiset ab, geht nach Wien, eilt nach Prag zurück, um eine wichtige Angelegenheit zu Ende zu bringen, trift die Person nicht an, die er sucht, der Kaufmann, der ihn Geld auszahlen soll, kann ihn nicht mit dem Benöthigten versehen, die österreichische Armee nähert sich der Stadt, und G. wird in derselben eingeschlossen, und muß die Belagerung mit ausstehen. Ein Franzoß giebt ihm Chocolat, womit

mit er sich vier Monathe über nährt. Er kann keine Nachricht nach Salzburg bringen, Zaluski schreibt an den Bellisle, den Gaspari aufsuchen zu lassen, er thut es durch einen Trompeter, kan ihn nicht entdecken, Gaspari zeigt sich endlich nach einem Monath selbst, und nun will ihn Bellisle nicht mehr ziehen lassen. Zaluski schreibt noch einmal an den Bellisle, G. bittet um seine Entlassung, und erhält sie endlich aufs liebreichste.

Vierzehntes Capitel. G. verläßt Prag den zwölften November, und begiebt sich nach Tabor. Hier schreibt er an den P. Orsi wegen seiner Geschichte.

Funfzehntes Capitel. G. geht nach Prag zurück, nimmt seine Bagage mit sich, und begiebt sich nach Dresden. Den Tag nach seiner Ankunft empfängt ihn der Großcanzler sehr liebreich, stellte ihn dem König, der Königin und der königlichen Familie vor, und verschaft ihm die Bekanntschaft mit allen Gesandten und Ministern. Die lange Verweilung des Großcanzlers in Dreßden gefällt dem G. nicht. Er verbirgt sein Mißvergnügen, und erhält kostbare Geschenke vom Zaluski. Er trift am Dresdner Hof den Gr. Algarotti an, welcher dem G. ein grosses Glück voraus sagt. Er betrügt sich. Zaluski wußte wohl grosse Plane zu bilden, aber er konnte sie nicht ausführen. Die königliche Minister zeigen Mitleiden mit G. Er sieht ein, daß er sich geirrt habe. Zaluski will ihn mit sich nach Pohlen nehmen. G. schlägt es ab, bleibt in Dresden, sucht die Gnade des ersten Ministers, erhält sie, und wird dem König empfohlen. Er sucht eine Bedienung, ein anderer erhält sie. G. wird niedergeschlagen, und begiebt sich nach Leipzig. Er geht nach Dresden zurück,

findet

findet den Minister noch geneigt, seine Beförderung aber wird auf die Reise des Königs nach Warschau verschoben. Er zeigt sich nicht mehr viel bey Hof, ist bald in Dresden, bald in Leipzig, sucht gelehrte Gesellschaften, und erhält von Salzburg einen Brief von seinem Gönner, dem Grafen Lactantius von Firmian, der ihn nach Salzburg beruft. Hier gieng die Stelle eines Bibliothekarius auf, die man anfangs dem G. zugedacht hatte. G. glaubt, er könnte die Beförderung eines andern noch hindern, verläßt Dresden, erhält ein grosmüthiges Geschenk vom König, und geht nach Salzburg zurück.

Sechszehntes Capitel. Hier kommt er im Junius 1744 an. Gleich unter dem Thore wird ihm unhöflich begegnet. Der Großhofmeister, sein Gönner, ist darüber empfindlich, tröstet ihn, zeigt seinen Gegnern seinen Ernst, diese aber waren indessen mächtig geworden. Seine Geschichte wird suspendirt, weil man zur Zeit des Kriegs die Protestanten nicht erbittern will, sie wird in das geheime Hofarchiv niedergelegt, und G. hat mit der Parthey der Fantasten, (so heissen seine Feinde in diesem Buche,) beständig zu kämpfen. Er tröstet sich endlich damit, daß die Studien nun nach ganz neuen Planen gelehrt wurden. Endlich erlaubt ihm der kluge Erzbischof, sich in andere Dienste nach seinem Belieben zu begeben, und läßt ihm den Titel als Rath und Geschichtschreiber samt seiner gewöhnlichen Besoldung lebenslang, auch wenn er in die Dienste anderer Regenten treten würde.

Siebenzehntes Capitel. G. begiebt sich im September 1744 nach Wien, wo er den Graf Vigilius von

Firmian,

Firmian, Bischof von Lavant, erwarten sollte. Kaum aber bot ihm der General Pallavicini, der nach Mayland gehen sollte, seine Dienste an, als er sie annahm. Die Nachricht vom Tode des Erzbischofes von Salzburg, seines Beschützers, war ihm ganz unerwartet. Der Nachfolger in dem Erzbisthum zeigte eine ganz verschiedene Gedenkungsart, und G. verlohr seine Pension. Während daß er vom Bischof von Gork unterstützt zu werden verhoft, schlägt er die Reise nach Italien in den Diensten des Gen. Pallavicini aus. Der Card. von Trautson, der Reichsvicecanzler von Colloredo, Graf Stampa, kayserlicher Bevollmächtigter in Italien, vor allen aber Graf Hallewill, Bischof von Neustadt, nehmen ihn in ihren Schutz. Der letzte nimmt ihn zu sich in seinen Schutz, führt ihn wieder nach Wien, und sucht seine Beförderung. Man überträgt ihn einen Aufsatz von der innern Oekonomie, man spielt ihn ihm aus den Händen, und er wird wieder betrogen. Franz I. lernt ihn kennen, befiehlt ihm über die Rechte des Reichs auf Guastalla zu schreiben, und genehmigt seinen Aufsatz. Gr. Passerini wird von der Regierung von Castiglione zurück berufen, und diese Stelle dem G. aufgetragen, welcher nun viel vorsichtiger wird, als er bisher war.

Achtzehntes Capitel. G. reiset im J. 1747. nach Castiglione als Statthalter ab, wartet dem Bischof von Gork auf, um ihn seine Sachen am salzburger Hof zu empfehlen, trift unerwartet in Castiglione ein, spricht mit dem D. Cattaneo, wie er Besitz nehmen wolle, ohne daß die Parthey des Gr. Passerini sich ausliesse, welcher in kayserliche Ungnade gefallen war,

und

und deſſen Regiment nunmehr ſollte unterſucht werden. G. bleibt neun Jahre in dieſem Fürſtenthum, und hat höchſt wichtige Geſchäfte.

Neunzehntes Capitel. Graf Paſſerini wird feſtgeſetzt. G. muß ſich hierdurch nicht nur bey vielen Caſtiglioneſern, ſondern auch fremden Fürſten, deren Gnade Paſſerini genoß, verhaßt machen. Die Unterſuchung wird angefangen, und Paſſerini will fliehen. G. läßt ihn genauer verwachen, und fährt in der Unterſuchung fort. P. ſucht die Wachen zu beſtechen, es glückt ihm, und er entkömmt glücklich. G. ſchreibt nach Teutſchland, und Paſſerini wird in Nürnberg angehalten. Der kayſerliche Hof giebt Befehl, ihn wieder nach Caſtiglione zu liefern, wo er in das Gefängniß gebracht wird. Cardinäle und Souverains ſuchen den G. zu bedrohen, in dieſer Sache gelind zu gehen, Gaſpari aber bleibt ſtandhaft, und befolgt den Befehl ſeines Herrn.

Zwanzigſtes Capitel. G. lebt in Caſtiglioni ſehr einförmig und regelmäßig. Er verkürzt die Proceſſe, verwaltet die Gerechtigkeit aufs ſchleunigſte, führt neue Ordnung ein. Seine wichtigſte Schriften waren folgende: vom Recht der italiäniſchen Fürſten eigene Statuten zu machen, von der Befreyung der Caſtiglioneſer von den Gabellen des Herzogthums Mantua, vom kaiſerlichen Rechte, die Geiſtliche mit Abgaben zu belegen, von den Gränzſtreitigkeiten zwiſchen Mantua und Venedig, vom Recht der erſten Inſtanz und der Appellation, von der Gerichtsbarkeit des Biſchofs von Breſcia und des Abts von Caſtiglione, vom Freyſtätterecht. Bey der Verwaltung ſeines Amts wird ihm

nach

nach dem Leben getrachtet, und es wird von einem Bös- wicht dreymal auf ihn Feuer gegeben. Er hält sich des- wegen eine bewafnete Bedeckung auf seine Kosten. Seine Gesundheit leidet bey der Menge seiner Ge- schäfte, er bittet um Beförderung, und man macht ihm gute Hofnung.

Ein und zwanzigstes Capitel. Die Geistlichkeit von Castiglione wird über ihn wegen Einführung der geistlichen Besteurung mißvergnügt. Einige Bürger, welche er wegen ihres Schleichhandels mit der Seide be- straft hatte, gesellen sich zu jenen. Seine Feinde hal- ten im J. 1750. bey der kayserlichen Commißion um einen neuen Auditor an, und im J. 1752. begehren sie vom Reichshofrath, daß man seine Sachen untersu- chen solle. G. giebt sich alle Mühe, nach dem Tode des Grafen Stampa sich die Liebe seiner Untergebenen wieder zu erwerben. Er brachte es zu einem Vergleich zwischen dem Abt und dem Bischof von Brescia, er wußte die Priore der catechistischen Schule zu bewegen, daß sie sich dem Erzpriester unterwarfen, einen angese- henen Bürger, den Stampa seiner Ehrenstelle beraubt hatte, setzte er wieder ein, so daß Marchese Botta bey seiner Ankunft alles ruhig fand. Ein Geistlicher wirft sich zum Haupt der Mißvergnügten auf, und bewegt den ganzen Rath von Castiglione, um eine Untersu- chung wider den G. anzuhalten. Seine Feinde wa- ren eben diejenige, denen er am meisten Liebe erwie- sen hatte.

Zwey und zwanzigstes Capitel. Es kommt eine Commißion. G. wird schändlich gemißhandelt, seine Unschuld aber ist klar.

Drey

Drey und zwanzigstes Capitel. G. reiset nach Mantua und Mayland ab. Er wünscht nach Wien zu reisen, um sich vom Kayser und Reichshofrath richten zu lassen. Seine Feinde hindern es. Er setzt eine Schrift auf, wo er darthut, daß man ihn nicht hindern könnte, sein Amt in Castiglione fortzusetzen, ohne das Interesse des Kaysers dadurch zu verletzen. Graf Christiani, Großcanzler von der österreichischen Lombardie, sieht seine Unschuld ein, und schreibt deswegen an einige kayserliche Ministers sehr beissend. Sein alter bewährter Freund, de Giusti, Staatssekretär von der Lombardie, versichert ihn eines guten Ausgangs. Sein Herr Bruder, Bernardino Gaspari, Präfect im Theresiano, unterstützt ihn gleichfalls bey einigen Ministern. Graf von Harrach, Reichshofrathspräsident, und Gr. Colloredo, Reichsvicecanzler, erkennen seine Unschuld, und nehmen ihn in ihren Schutz. Endlich erlaubt ihm der Kayser, nach Wien zu kommen.

Vier und zwanzigstes Capitel. Er kommt im J. 1757. in Wien an, findet aber die Minister sehr beschäftigt. Er giebt zur Belehrung anderer heraus: Informatio in jure et facto, in causa Syndacatus Io. Baptistae Gaspari, Caesarei auditoris in principatu Castilionensi. Diese Schrift findet bey dem Reichshofrath, bey dem Kayser selbst und bey allen Gelehrten grossen Beyfall.

Fünf und zwanzigstes Capitel. Privatarbeiten des G. in Castiglione. Sie sind meistens unerheblich, weil sie nie an das Tageslicht gekommen, oder keinen wichtigen Gegenstand betroffen. Eine Schrift machte

ihm

ihm als Rechtsgelehrten Ehre: Informazione nella causa tra il regio fisco di Mantova ed il Principato di Castiglione in puncto exemtionis a gabella extractionis proventuum.

Sechs und zwanzigstes Capitel. Das Endurtheil des Reichshofraths und des Kaysers ist dem G. günstig. Er wird von der Anklage losgesprochen, in sein Amt eingesetzt, seine Gegner in die Unkosten verdammt, und angehalten, den G. schadlos zu halten. Nach diesem Triumph, der einem jeden ehrlichen Mann schmeichelhaft seyn muß, entsagte er von freyen Stücken seinem Amt, und trat in die Dienste der Kayserin. Diese übertrug ihm die Stelle eines öffentlichen Lehrers der Reichshistorie mit einem guten Gehalt, und ernannte ihn als Regierungsrath in Niederösterreich. Im J. 1759. bekam er die Aufsicht über die Lehrer der schönen Wissenschaften, und wurde als Rath zur Studiendeputation unter dem Vorsitz des Herr Card. Migazzi gezogen. Seine Antrittsrede, als er anfieng die Geschichte zu lehren, erschien im Druck. Im J. 1760. erhielte er Befehl, den Erzherzog Carl in der lateinischen Sprache und in der Geschichte zu unterrichten. Diese rühmliche Stelle versprach ihm viele Vortheile, welche der Tod dieses Prinzen vereitelte.

Sieben und zwanzigstes Capitel. Er bekommt die Aufsicht auf die königliche Akademie der Piaristen, und macht Plane, welche in den Erblanden befolgt werden. Endlich heyrathet er in einem Alter von 59 Jahren eine Frau von Häring.

Acht und zwanzigstes Capitel. Er besorgt das Schulwesen mit besonderer Treue und Sorgfalt. Die Revision der Bücher macht ihm vieles zu schaffen. Er bestraft einen unwissenden Professor. Seine Schulplane werden immer allgemeiner, und er arbeitet mit gutem Erfolg.

Neun und zwanzigstes Capitel. Er lieset mit grossem Beyfall über die Reichshistorie, und giebt seine positiones juridico-historicas de Systemate Imperii Romanorum Germanici ad usum collegiorum publicorum heraus, welche die Reichsgeschichte von Carl dem Grossen bis auf Carl V. enthalten. Die folgende Theile der Geschichte ließ er nicht drucken, sondern übergab sie seinen Zuhörern geschrieben. Jedoch gefielen einige Entwickelungen neuerer Begebenheiten nicht überall. Eben so findet seine Lobschrift auf den Querini Lob und Tadel. Die Erhebung seiner Freunde, des Herrn Martini, der den Grosherzog Leopold unterrichtete, und des de' Giusti, macht ihm ein ausnehmendes Vergnügen. Der Tod seines Schwiegervaters hat nachtheilige Folgen für ihn.

Dreyßigstes Capitel. Er setzt mitten unter seinen öffentlichen Geschäften seine Privatstudien muthig fort, und arbeitet an verschiedenen historischen und philologischen Aufsätzen, wovon er die Abhandlung von dem Leben des M. Valerius Messala Corvinus allen andern vorzieht. Die Geschichte der alten Sophisten beschäftigt ihn sehr, sie ist aber noch nicht durch den Druck bekannt geworden.

Ein

Ein und dreyßigſtes Capitel. Seine Geſundheit fängt an zu wanken. Herr Rath Martini muntert ihn auf, ſeine Beobachtungen über die Methode, die teutſche Geſchichte zu lernen, niederzuſchreiben, welche ein Franzoß Jacquet, vorgeſchlagen hatte. Er war kein Freund von den Franzoſen, unter andern druckt er ſich einmal ſo aus: Sunt in his quaedam non contemnenda praeſertim ad Gallulorum Volterii, Barii atque Pfeffelii impudentiam et inſcitiam demonſtrandam. Eben damals hatte der Abt Cenni in Rom die Monumenta dominationis Pontificiae herausgegeben, wo Muratori ſehr mißhandelt und alle alte Anforderungen wieder erneuert worden waren. G. ſchrieb über dieſes Buch ſeine Beobachtungen nieder, und wollte ſie ſeinem Buch de cauſis Imperii Germanorum Romani einverleiben. Es ſtirbt ihm ſein Freund, der Hofrath und Staatsreferendarius de' Giuſti, den er ungemein beklagt. Der Sohn dieſes Giuſti folgt ſeinem Vater als Staatsſekretär nach.

Zwey und dreyßigſtes Capitel. G. macht den Tiſſot einige Einwendungen, und ſchreibt auf die Wiedergeneſung der Kayſerin die Soteria Auguſtalia.

Drey und dreyßigſtes Capitel. Er ſucht ſeine lateiniſche Gedichte zuſammen, um ſie drucken zu laſſen, wird von einer Mattigkeit überfallen, bereitet ſich zu ſeinem Ende, macht ſein Teſtament, wird von einem Schlag gerührt, und ſtirbt den 17. Septemb. 1768. in einem Alter von 66 Jahren.

Vier und dreyßigstes Capitel. Hier kommen Beweise von seiner Gedenkungsart in der Religion. Man sieht, daß S. in derselben aufrichtig gedacht.

Fünf und dreyßigstes Capitel. Seine Correspondentien waren sehr ausgebreitet. Unter den Protestanten werden Mascov, Schöttgens, Schelhorn, Brucker, Ernesti, Triller, Bel. Am Ende folgt ein Verzeichniß seiner Handschriften und einige Originalbriefe von Gelehrten.

8.

Iosephi *Morisani* S. Metropolitanae Reginae ecclesiae Canonici de Protopapis et Deutereis Graecorum et catholicis eorum ecclesiis diatriba. Neapoli. MDCCLXVIII. ex typographia Simoniana. Gr. 4. mit einer Zueignungsschrift an Herrn Macciucca S. 310.

Herr Morisani ist ein sehr fleißiger Lehrer an der bischöflichen Pflanzschule von Reggio. Er richtet daher seine Anrede an diese Jünglinge, in welcher er bezeugt, seine Absicht gehe dahin, durch die Erläuterung einer einigen in Calabrien sehr häufigen Kirchenwürde, die ganze Kirchengeschichte mittlerer Zeiten seiner Provinz noch mehr aufzuklären. Einem Kenner der Geschichte sagt er also zuweilen Dinge, welche ihm längst bekannt sind. Er sagt sie aber zum Gebrauch seiner Lehrlinge, denen sie noch unbekannt sind, und

setzt

setzt zugleich Dinge hinzu, welche auch Gelehrten brauchbar seyn können. Er erläutert also die beyde Würden, welche in der Kirche von Reggio die vornehmste und erste sind, nemlich die Würde eines Protopapas und eines Deutereus. Im ersten Capitel fängt er damit an, es haben die Griechen das Wort protos häufig in Benennung ihrer Ehrenämter gebraucht, und Protopapas komme offenbar von der Kirche von Constantinopel und von der kayserlichen Capelle her. Hier schweift er auf die Geschichtschreiber aus, welche von den Hof- und Kirchenämtern von Constantinopel geschrieben haben. Unter denselben nennt er vorzüglich den Georg Codinus Europalates, der nach der Einnahme von Constantinopel geschrieben, und allem Vermuthen nach unter dem letzten Constantin selbst die Stelle eines Europalatä verwaltet hat. Sein Buch enthält mehr Excerpten, die er in einem gemeinen Stil gesammlet und niedergeschrieben hat. Hiebey erklärt er auch, wie ansehnlich das Amt eines Europalates gewesen. Beym Caßiodorus kommt das Wort in der Bedeutung eines kayserlichen Oberbauaufsehers vor. Bey den Griechen aber war ein Europalates eben das, was am fränkischen Hofe ein Major domus war, und die Kayser verliehen diese Würde meistens Prinzen vom Geblüt, Brüdern, Schwägern, u.d.gl. Aelter als das Werk des Codini ist die explicatio officiorum sanctae et magnae ecclesiae juxta ordinem eorum von einem unbekannten Verfasser, der in die Reihe der Byzantiner gesetzt worden ist, und viel wenigere Kirchenämter anführt.

Bey Hof war Protosebastus eine Erfindung des Kaysers Alexius, nach dessen Zeiten auch in dieser Stufe von Prinzen vom Geblüt die Titel bis zum lächerlichen stiegen. Auch ausser seinem Hof verliehe Alexius einigen solche glänzende Titel, z. B. den Herzogen von Venedig, von Neapel, von Amalphi. Es waren also bey Hofe mehrere Sebasti, und vor allen diesen hatte der Protosebastos den Vorgang.

Die Protovestiarii waren theils bey Hof Vorsteher über die kayserliche Garderobe, theils in der Kirche Aufseher über den Kirchenornat. Diese Hofwürde verliehe Kayser Michael Paläologus seinem Neffen. Protostatarcha war ebenfalls eine Würde, welche man den Brüdern der Kayser verliehe. In spätern Zeiten bekam er eine niedrigere Bedeutung. Er ist fast eben das, was bey uns ein Oberstallmeister ist. Protospatharius war das Haupt der Leibgarde. Es war aber auch ein Ehrentitel, den man den Statthaltern in Italien verliehe, daher er in den italiänischen Urkunden sehr häufig vorkommt. Patricier, unter welchen es auch Protopatricier gab, waren am griechischen Hofe in grossem Ansehn. Bey den Gothen behielt man diese Würde bis an das Ende seines Lebens. Unter den Griechen aber gab es auch Expatricier. Die Kayser beehrten auch fremde Fürsten damit, so wie auch die Exarchen meistens diesen Rang genossen. Den Titel Nobilissimus führten einige Kayser, hernach die zur Thronfolge bestimmte Prinzen, hernach die Prinzen vom Geblüt, Anfangs nur einige, hernach alle, endlich einige Grosse des Reichs. Erst in spätern Zeiten um das Jahr 1108. kommt in italiänischen Urkunden ein Proto-

nobilißi-

nobilißimus vor. Ferner gab es Protosekretarios, welche Würde der Geschichtschreiber Zonaras begleitete.

Im zweyten Capitel untersucht der Hr. Verf. die kirchliche Würden, bey welchen der Name Protos vorkommt. Die erste ist das Protosyncellat. Die Bischöffe hielten sich gewisse Geistliche, welche mit ihnen in einer Zelle in einem vertrauten Umgang lebten, ihnen dienten, zu ihren Berathschlagungen gezogen wurden, unter denselben waren die Syncelli der Patriarchen die ansehnlichsten, weil sie zugleich einen Theil der Patriarchalmacht ausübten. In der Kirche von Constantinopel war ihr Ansehen vorzüglich groß, ob es wohl noch nicht ausgemacht ist, worinn eigentlich ihr Amt bestanden. Es waren ihrer sehr viele, daher Kaiser Heraclius im J. 609. verordnet hat, es sollten ihrer nur zween seyn, ihre Anzahl aber wuchs bald wieder, und der erste unter ihnen hieß Protosyncellus. Die Syncellen giengen den Metropoliten vor, hingegen war der Rang der Archimandriten höher als der ihrige. Zuweilen führte das Protosyncellat zur Patriarchalwürde. Die Protosyncellen waren also Mithelfer, Vikarien der Patriarchen. Gleichwie die Kaiser den Patriarchen Syncellen gaben, so verliehen sie diese Würde auch einigen Bischöffen, ja die Bischöffe von Calabrien bekamen fast alle den Rang eines Protosyncellus.

Ein Protecdicus in der Kirche von Constantinopel hatte für die Gefangene zu sorgen, und entschied alle geringere Rechtssachen, welche im Pallaste des Patriarchen vorfielen, in Gesellschaft von zween Vertheidigern. Diese Würde aber stieg immer mehr em-

vor, der Patriarch Georg Xiphilinus setzte sie in die Classe der hohen Würden. Simeon von Thessalonich bestimmt daher den Umkreyß der Verpflichtung eines Protecdicus ganz anders. Er muß, sagt er, für die Sorge tragen, welche abgefallen waren, und sich wieder zur Kirche wenden, er muß schwere Uebertretungen des Gesetzes, Todtschlag u. d. untersuchen, damit die Kirche zu ihrer Rettung die nöthige Hülfsmittel ergreifen könne. Der Protonotarius diente dem Patriarchen in der Kirche, hielte das Dintenfaß, und war bereit, etwas niederzuschreiben, wenn es nöthig war. Er begab sich auch zu den Rechtsgelehrten, und brachte gewisse Verordnungen, Freylassungen u. d. zu Papier. Der Protochirios war eben so viel, als in der lateinischen Kirche ein Primicerius war. Der Protochsaltes stand mitten in der Kirche, und stimte die Psalmen an. Der Protocanonarcha stimmte die schwerere und lange Gesänge der Griechen in ihren Kirchen an.

Diese Würde eines Proti wurde endlich auch in kirchliche Ordensstufen eingeführt, von welchen der Verf. im dritten Capitel handelt. Man findet in der Kirchenchierarchie Protothronen, welche Benennung Thomas Metropolit von Tyrus zuerst geführt. Nach den Metropoliten führten auch Ehrenerzbischöffe, die von der Gerichtsbarkeit anderer ausgenommen wurden, den Namen von Protothronen (§. 2.). Einen Archie oder Protopresbyter hatten zwar die Lateiner, aber die Griechen bedienten sich dieses Titels niemals. Im Gegentheil verwarf die Afrikanische Kirche den Namen eines Erzbischoffes beständig, nahm aber doch den Titel eines Archipresbyters an. Ein Protopresbyter war

der-

derjenige, der von andern Presbytern eingeweyht worden war.

Nun geht er im vierten Capitel auf den Protopepas über. Papas nannte man gar frühe, die Bischöffe, und die Afrikanischen bekamen diesen Titel am häufigsten. Tertullian giebt ihn schon dem Bischof von Rom. Zuweilen bekamen ihn auch die Presbyteri, und gleichwie die jüngere Bischöffe den ältern oder würdigern Ehren halber Papa nannten, also nannten auch die jüngere Geistliche die ältern Presbyteros Papa. Der Römische Bischof allein nannte sich selbst Papa, und in den Acten ist Siricius der erste, der sich diesen Namen giebt, wenn anders nach Constants Vermuthung derjenige ihn nicht beygesetzt hat, der seinen Brief an die übrige Bischöffe abgeschickt hat. In spätern Zeiten erst machte man einen Unterscheid zwischen πάπας, und so nannte man den Pabst, und zwischen παπᾶς, welche Benennung die Presbyteri hatten. Gewiß ist es, daß die Bischöffe noch im 9ten Jahrhundert diesen Namen hatten, und der Verfasser ist nicht ungeneigt, die ausschliessende Benennung Papa unter die Dictate Gregorius VII. zu rechnen. Daß die Presbyteri diesen Namen führten, wird aus vielen Calabresischen Urkunden diplomatisch erwiesen.

Nach und nach wurde nach dem 5ten Capitel das Protopapat in der Kirche von Constantinopel und in andern eine der ansehnlichsten Würden. Ein Protopapas diente blos in geistlichen Dingen, und war nach dem Patriarchen oder dem Bischof der nächste nach ihm im Dienste des Altars. Weil aber die Diakonen sich

M 5 mit

mit den äussern und zeitlichen Geschäften der Kirche beschäftigten, so erhoben sie sich so sehr, daß einige der ältesten Concilien ihren Hochmuth dämpfen mußten. Sie wußten sich aber bald wieder zu erheben, und in Rom wurden viel mehrere aus ihrem Stand, als aus dem Stande des Presbyterats auf den päbstlichen Stul erhoben, weil sie allen Ständen der Stadt bekannter waren, und mehrere Gelegenheit hatten, sich die Zuneigung anderer zu erwerben. Ein Archidiakonus schwang sich auf diese Weise über einen Archipresbyter, daher man ihnen im 11ten Jahrhundert befehlen mußte, das Presbyterat zu übernehmen. Hier fällt der Verf. wieder in eine gelehrte Ausschweifung von der alten Bauart der Griechischen Kirchen, von den unterdrückten Rechten der Bischöffe, vom Hochmuth der Diakonen, vom Amt eines Cartophylax, vornemlich aber von den Exococatacölis, welche ebenfalls aus der Classe der Diakonen waren. Ihre Anzahl bestand anfangs aus fünf, hernach wurden ihrer sechs, welche erhabener sassen als die andern und mit den Cardinälen der Römischen Kirche vieles gemein haben. Weit unter denselben kam der Protopapas und saß im zweyten Chor.

Im 6ten Capitel wird das Amt eines Protopapas beschrieben. Er gieng, wann der Patriarch die Messe hielt, allen vor, welche unter die ἄρχοντας τῆς ἐκκλησίας gehören, und reichte dem Patriarchen die Communion. Dann in der Kirche von Constantinopel war die Gewohnheit, daß die Bischöffe, die zugegen waren, mit dem Patriarchen, von den Presbyteris aber nur der Protopapas und sein Vikarius der Deutereus am Altare dienten. Und gleichwie man in

der

der alten griechischen Kirche die Communion stehend empfieng, und die Hostie dem andern in die Hände gab, also hatte der Protopapas die Ehre, dieselbe dem Patriarchen zu reichen, gleichwie er sie auch von ihm empfieng. Sein ganzes Amt war also ein geistliches Amt. Er hatte gewisse aber ganz geringe gerichtliche Rechte, genoß aber in Ansehung der Sporteln das Gedoppelte von dem, was die Diakoni zogen. Bey dieser Gelegenheit bringt der Verf. einige Beobachtungen von den Arabischen Canonen der Nicänischen Kirchenversammlung bey, welche die Uebersetzung, die wir davon haben, auch vorzüglich die Melchitische, welche Richard Simon so sehr lobt, sehr verdächtig machen. Er setzt jedoch ihr Alter auf das 6te Jahrhundert, und macht es aus der Geschichte der Liturgien sehr wahrscheinlich.

Hernach waren die Protopapades auch unter den Griechen (nach dem 7ten Capitel) eben so viel, als bey uns unsere Pfarrer, und in diesem Verstand ist Papatus, das in den Briefen Innocentius III. und in vielen Italiänischen Urkunden häufig vorkommt, eben so viel als eine Pfarre, welche mehrere Priester hat, über welche der Protopapas das Haupt ist. Man führte die Protopapaden hauptsächlich deswegen ein, weil man des Stolzes der Chorepiscoporum überdrüßig war. Der Krieg mit diesen Landbischöffen fieng im Occident im 8ten Jahrhundert an, und währte so lang, bis man in der Mitte des 10ten Jahrhunderts sie ganz aufhob, und dafür die Rural Erzpriester setzte. In der Morgenländischen Kirche hatten sie gleiche Schicksale. Die letzte Meldung derselben geschicht zur Zeit

des

des 2ten Nicänischen Concilii. Die Periodeuten in der Griechischen Kirche waren fast eben das, was in unserer Kirche die Superintendenten sind, und an deren Stelle setzte man hernach die Exarchen. Ueber die Dorfkirchen aber setzten die Griechen ihre Protopapaden. Die Maroniten aber haben noch auf den heutigen Tag ihre Landbischöffe beybehalten, unter welchen die Periodeuten stehen.

Einen andern Protopapas gab es am kaiserlichen Hoflager, welcher das Haupt über die Hofclerisey und so zu sagen kaiserlicher Grandaumonier war. Er heißt sonst der Großprotopapas (Cap. 8.) oder Protopapas des grossen Pallastes. So viel man nämlich mit historischer Gewißheit sagen kann, so hatten die Griechische Kaiser seit den Zeiten Theodosii des Jüngern ihre Hofcapellen, über welche sie rechtschaffene Männer setzten. Die Geistlichen von der Hofcapelle wohnten bis auf die Zeiten des K. Leo des Armeniers in ihren eigenen Häusern, versammleten sich aber um die dritte Nachtwache bey dem elfenbeinern Thor des Pallastes, giengen hierauf zur Kirche und hielten Gottesdienst. Weil aber im J. 820 mit den Geistlichen sich auch die Mörder des K. Leo mit verborgenen Waffen in den Pallast einschlichen, so fand man für nöthig, daß die Hofgeistlichkeit hinfüro für beständig ihre Wohnung im kaiserlichen Pallast haben sollte. Der Hofprotopapas kommt in der Griechischen Geschichte das erste mal bey dem J. 963 vor. Der Hofprotopapas segnete am Osterfest die Tafel des Kaisers, trug dem Kaiser bey seinem Zug in die Kirche das Evangelienbuch vor, und wurde vom Kaiser geküßt. Demselben diente er auch bey

dem

dem Fußwaschen der Armen. Wann der Kaiser den Patriarchen einsetzte, und ihm den Hirtenstab übergab, so sprach der Hofprotopapas die Segensformel über denselben aus, so wie er auch die Reliquien aus der Hofcapelle zum Heere brachte und sie beschwor, die Religion und das Reich zu vertheidigen.

Das 9te Capitel untersucht den Ursprung und das Amt der Deuteren. Er vereifert sich sehr wider einige Italiäner, welche die Deutereos von den Diptychis oder von den Diphtheris herleiten, und in der That verrathen die Italiäner, welche er anführt, eine grosse Unwissenheit in der Griechischen Sprache. Ein Deutereus ist der Vikarius des Protopapas, secundus sacerdotum in der Kirche von Constantinopel. Er ist unterschieden vom Deuterarius, welcher ein Mönch, secundus ab Abbate, ist, da hingegen ein Deutereus unter die Weltpriester gehört. Im kaiserlichen Pallast gab es keine Deutereus. Hingegen findet man diese Würde in den Cathedralkirchen und auf den Flecken, wovon Calabrien noch jeßo viele Beyspiele darbietet. Nachdem der Verf. seine Leser durch ein weites Feld von Kirchenalterthümern durchgeführt hat, so kommt er auf Calabrien (Cap. 10.) und bestimmt die alten Gränzen von Calabrien. Anfangs hieß das Calabrien, was zwischen Brindisi und Taranto auf der Hydruntinischen Halbinsel liegt, und das Land der Brutier hatte auf einer Seite den Fluß Sybaris, auf der andern den Laub zu Gränzen. Nachdem die Griechen Apulien verloren, so gaben sie diesen Namen dem Lande der Brutier, und nannten alles Calabrien, was sie in der untersten Spiße von Italien

lien besassen. Als sie auch das alte Calabrien verloren, so verlegten sie den Siz ihrer Statthalter in das Land der Brutier, und gaben diesem Lande den Namen Calabrien. Die Longobarden dehnten den Namen Apulien auch auf das alte Calabrien aus, welches deswegen zusamt dem alten Apulien Langobardia genannt wurde. Brutien ward schon am Ende des 7ten Jahrhunderts unter dem Namen von Calabrien begriffen. Die Griechen hatten hernach in diesen Provinzien abwechslende Schicksale, nach welchen sie auch verschiedliche obrigkeitliche Aemter eingesezt haben. Auf dieser Seite gewinnt die Erdbeschreibung der mittlern Zeiten unter den Händen unsers Verfassers vieles, wobey er zugleich den Constantinus Porphyrogeneta mit dem berühmten Assaman der gröbsten Fehler überführt.

Da diese Provinzien vor dem 8ten Jahrhundert keinen andern als den Metropolitan von Rom über sich erkannten, so feyerten sie auch ihren Gottesdienst bis auf diese Zeit nach den lateinischen Kirchengebräuchen. Hernach aber entzogen die Griechen besagtem Metropolitan einige Kirchen, der lateinische Gottesdienst aber blieb der herrschende, einige Hauptstädte ausgenommen, wo Griechische Statthalter ihren Siz hatten, und Kirchen für ihren Gottesdienst einführten. Mit Anfang des achten Jahrhunderts wurden die Kirchen von Calabrien dem Pabste entzogen, und dem Patriarchen von Constantinopel unterworfen. Um aber diese Bischöffe bey ihrer Entfernung desto mehr an den Stul von Constantinopel zu binden, errichtete dieser Patriarch zween Metropolitan-Size, den von Syrakus in Sicilien und den von Reggio in Calabrien. Leo der

Isau-

Isaurier plagte also den Römischen Pabst auch auf dieser Seite, man behandelte die Bischöffe von Calabrien mit aller Gelindigkeit, man zwang sie nicht, wegen ihrer Einweihung sich nach Constantinopel zu begeben, sondern ließ ihnen die Freyheit in der Nähe diese Cerimonie verrichten zu lassen. Von diesen Zeiten an trifft man die Calabrische Bischöffe nicht mehr auf römischen Concilien, sondern sehr häufig auf Constantinopolitanischen an. Sie erkannten daher auch den Patriarchen des neuen Roms als den allgemeinen Bischof. Diese Trennung geschahe also nicht erst unter dem Photius, sondern sie war schon zuvor gegründet, und währte so lang, bis die Normannen Calabrien dem Pabste wieder in geistlichen Dingen unterwarfen.

Das 11te Capitel beschäftigt sich meistens mit der Diatyposi, welche man dem K. Leo beym Weisen zuschreibt. Es wird mit vieler kritischer Gelehrsamkeit gezeigt, daß dieses Werk verfälscht und an unendlich vielen Stellen *interpolirt* ist, welches er aus der Vergleichung so vieler Codicum erweist, die bisher von den Gelehrten dem Druck übergeben worden, und alle von einander abweichen. Er trägt also kein Bedenken, es einen elenden Cento zu nennen. In seiner übrigen Ausführung gewinnt die mittlere Geschichte von Reggio vieles.

Eine glückliche Epoche für die Päbste war die Epoche der Normannen. Am meisten aber war sie es unter Gregorius VII. Kaum hatte Robert Wiscard im J. 1060. den Griechen Reggio entrissen, und den Titel eines Herzogs von Apulien und Calabrien angenommen, so unterwarf er wieder alle Kirchen von Ca-

labrien

labrien dem Pabste, und dieser bestätigte aus Staatsklugheit dem Bischof von Reggio seine Metropolitanrechte nach eben der Ausdehnung, wie sie dieser bischöfliche Sitz zuvor unter den Griechen gehabt hatte. Er bringt hievon eine Archicalurkunde von Alexanders III. Zeiten an, welche man bisher vergebens gesucht hatte, wie sie denn Vghelli würklich für verlohren schätzte. Dieß giebt dem Verf. Gelegenheit, in Berichtigung dieser Urkunde viele diplomatische Gelehrsamkeit zu zeigen. Unter seinen Beobachtungen ist wohl seine Anmerkung von dem Gebrauch der Constantinopolitanischen Indictionen auch noch unter den Päbsten die nöthigste, ohne welche man die Zeitrechnung von beeden Sicilien nicht bestimmen kann. Reggio hatte unter den Griechen 13 Suffraganten, unter Gregorius VII. waren ihrer nur achte. Denn zween bischöfliche Sitze wurden Erzbisthümer, zween andere wurden durch die Saracenen verheert und mit dem Miletensischen vereinigt, einer mit Reggio und ein anderer mit Tropea verbunden, ein Sitz wurde exemt. Auch in dieser Ausführung zeigt der Verf. eine ziemliche Stärke in der Diplomatik und öfnet seinem Leser neue und brauchbare Aussichten für die Geschichte von Calabrien.

Nachdem Calabrien durch die normännische Fürsten wieder unter dem Gehorsam der Päbste zurückgeführt worden war, so blieben noch immer viele Griechische Gewohnheiten zurück, welche diese Nation in ihrer Kirche noch bis auf den heutigen Tag beybehalten hat. Vornemlich aber sind die Kirchen, welche im äussersten Winkel von Calabrien gegen Süden liegen, am meisten Griechisch. Reggio selbst trat gar bald

zur

zur lateinischen Kirche über: der größte Theil aber dieses Kirchsprengels ließ sich nicht von seinen griechischen Gewohnheiten abbringen. Jedoch nährten die Lateiner einen beständigen Haß wider die Griechen, und sie liessen nicht nach, bis sie in einigen Kirchen den griechischen Dienst gänzlich verdrangen. In solchen blieb fast nichts mehr übrig, als die Würde eines Protopapas. So bald in Reggio ein lateinischer Erzbischof eingeführt war, so wurde, weil viele Griechen überhaupt und besonders viele griechische Priester vorhanden waren, davor gesorgt, daß alle griechische Priester zusammen zu einer Kirche gezogen wurden. Hier fanden also alle Griechen, die in der Stadt angesessen waren, oder die allda ankamen, ihre Seelsorger, und der Gottesdienst und die Nachfolge der Priester blieb unverletzt. Ueber das Collegium solcher griechischer Priester war ein Protopapas gesetzt, der seinen Deutereus hatte. In dem Theil des Kirchsprengels aber, der an Bova gränzt, blieb der griechische Gottesdienst beständig. In volkreichen Flecken und Dörfern setzte man als den Hauptseelsorger den Protopapas, sein Deutereus that geringere Dienste: Beede aber machten mit den andern Papaden das Collegium der grossern Hauptkirche aus, welches in Calabrien die Comonia heißt. Daher hat man noch immer nicht nur in Reggio in der Kirche der H. Maria de Catholica einen Protopapas mit seinem Deutereus, sondern die nämliche Einrichtung ist auch in S. Agata, in S. Lorenzo, in Motta S. Giovanni, in Montebello und Pentidattilo. In Bova hörte der griechische Gottes-

dienst ganz auf, nicht als ob jemand denselben abgeschafft hätte, sondern aus Trägheit der Priester. Dann sie waren in der griechischen Sprache so unwissend, daß die Erzbischöffe lateinische Priester hinsetzen mußten. Und dieses geschah viel balder in Reggio, wo man doch mehr Studien hätte vermuthen sollen, als auf den Dörfern. Als im J. 1594. der Erzbischof Hannibal de Afflictis die catholische Kirche der Griechen in Reggio visitirte, fand er schon einen lateinischen Protopapas. Und als er die griechischen Priester examiniren lassen wollte, so mußte er den Protopapas von S. Agata, Nikolaus Panzera, und einen Layen, den Dominikus Cyriacus, beeder Rechte Doctor, der gut Griechisch verstand, darzu gebrauchen. Es bliebe also noch im vorigen Jahrhundert die Würde eines Protopapas und Deutereus, aber der Gottesdienst war lateinisch, und der Pöbel behielt die verdorbene griechische Sprache, ad confusionem ingnaviae Clericorum, sagt der Verf. ziemlich freymüthig S. 247.

Noch betrübter sieht es mit den Protopapaden in Bova aus. So heissen die Seelsorger in Amendolia, Polizzi, Brancaleon, Motta Rochudi, Africo, aber sie verstehen kein Wort Griechisch, sondern müssen es erst vom Pöbel lernen, der noch hartnäckig bey dieser Sprache bleibt, nur damit sie catechisiren oder ihnen die Sacramente reichen können. In Gerace ist diese Würde noch in der Hauptkirche von Castrovetere, wo ehemals Caulonia gelegen seyn soll: Ein gewisser Calceopylus aber hat sich alle Mühe gegeben, den griechischen Gottesdienst auszurotten.

rotten. Im Kirchsprengel von Oppido findet man die Griechen noch in S. Cristina.

Von diesen ältern Griechen muß eine neue Colonie Griechen, welche zu Zangarona im Kirchsprengel von Nicastro und an andern Orten sich angebaut hat, wohl unterschieden werden. Dann diese kamen erst zu den Zeiten des Scanderbeg hieher, und sind meistens brave Albaneser. Clemens XII. gab ihnen einen griechischen Bischof, der seinen Sitz in pago S. Benedicti, qui est in Dioecesi Besidiarum (S. 250.) hat, allwo er auch im J. 1733. ein Collegium für die Griechische Jugend anlegen ließ. Im Kirchsprengel von Rossano sind ebenfalls noch viele Epiroten, die auf den Dörfern ihre Protopapas haben.

In Sicilien verdrangen die Saracenen den griechischen Gottesdienst auf dem Lande. In Palermo behielten die handlenden Griechen ihren Protopapas. Ein wahrer Protopapas, wenn man das Wort in einer ausnehmenden Bedeutung als einen Prälaten versteht, ist noch in Meßina, der ein Camanro trägt und bey dem Gottesdienste die höchsten Ehrenzeichen genießt, welche die griechische Hierarchie gewähren kann. Er hatte vormals 27. Kirchen unter sich, welche aber jetzo meistens den Lateinern abgetreten worden. Doch hat der Protopas noch das Recht, mit seiner Clerisey Messe allda zu lesen, und zieht einige Gefälle von Beerdigungen. Am Pfingstfest wird er in die Metropolitankirche geführt, allwo er mit seinen Geistlichen eine griechische Vesper hält, und hierauf wird er wieder zu seiner Catholischen Kirche zurückgeführt.

Hierdurch soll er die Einigkeit seiner Kirche mit der Catholischen in der Lehre vom Ausgang des Geistes von Vater und Sohn anzeigen. Die griechische Geistlichkeit hat das Recht, diesen Prälaten zu wählen, die Bestätigung aber hängt vom Erzbischof ab. Die Stadt Meßina hat immer sich des griechischen Gottesdienstes in der Catholischen Kirchen der H. Maria de Grapheo ernstlich angenommen, und den Protopapas auf alle Art unterstützt, dessen meiste Beschäftigung gemeiniglich war, die Unwissenheit der Priester zu überwinden. Der zeitige Protopapas ist Herr Joseph Vinci, ein gelehrter Griech, der die Statuten seiner Kirche herausgegeben, durch sein Etymologicum Siculum aber sich am meisten Ehre erworben hat. Meßina und Corfu können sich allein rühmen, wahre Prälatenmäßige Protopapaden zu haben. Ob sie aber alle die griechische Litteratur so gründlich verstehen, als Vinci, ist eine andere Frage.

Im vierzehenten Capitel untersucht der Verfasser die Ursache, warum einige Cathedral- und Dorfkirchen die Benennung la Cattolica bekommen. Er beruft sich auf den du Cange, und sagt hier nichts neues. Im 15ten Cap. aber schränkt er sich blos auf die Geschichte der catholischen Kirche von Reggio ein, welche unter dem Protopapas steht. Diese Kirche wurde vom Grafen Rogerius den Griechen bestimmt. Es ist hievon noch ein griechisches Diplom aus der Canzley dieses Grafen vorhanden, welches der ehemalige Protopapas Nicolaus Spano, durch den berühmten Constantinus Lascaris ins lateinische übersetzen ließ. Die Urkunde

hat

hat aber ihre grosse Schwierigkeiten, da man das griechische Original verloren hat. Sie giebt dem Verfasser Gelegenheit, den Zustand von Reggio unter den Saracenen zu untersuchen. Unter ihnen ward die Hauptkirche der Stadt in eine Moschee verwandelt. Rogerius gab sich also viele Mühe, nach Austreibung der Saracenen nicht nur einen lateinischen Bischof zu setzen, sondern auch die noch übrige Griechen in die griechische Kirche, die Catholische genannt zu sammlen. Der griechische Gottesdienst dauerte allda einige Zeit, gieng aber endlich auch zu Grunde. Die erste Ursache des Untergangs war, daß man die Protopapen aus den Lateinern wählte, welche das Griechische nach und nach abgehen liessen. Hierzu kam hernach der Haß einiger Einwohner wider die Griechen, unter welchen der Verf. einen gewissen Deutereus, Johann Baptista Catanzaritus nennt. Er war zwar ein Epirot, verfolgte aber die Griechen, besonders den Arcadius auf alle Weise, und schrieb mit solcher Heftigkeit, daß sein Buch in Rom selbst muste verboten werden. Sonst kann ihm der Ruhm einer gründlichen Gelehrsamkeit nicht abgesprochen werden. Bald nach ihm hatte man gar keine griechische Priester mehr. Der griechische Gottesdienst hörte also von sich selbst auf, doch behält die Gemeinde noch das Präsentations- und Wahlrecht in Ansehung des jedesmaligen Protopapas.

9.

Confutazione della Storia del governo Veneto d'Amelot de la Houssaje divisa in tre parti. Parte prima.

– – Quibus
Pepercit aris?

Jn Octavo, Seite 213. Amsterdam. 1769.

Parte seconda. Hält 280. Seiten.

Der dritte Theil hat folgende Aufschrift:

Supplimento all'opera intitolata Confutazione della storia del gouerno Veneto d'Amelot de la Houssaje.

Nimirum insanus paucis videtur, eo quod
Maxima pars hominum morbo jactatur eodem.

Amsterdam presso Pietro Mortier 1769.

Ehe wir unsern Lesern den Jnhalt dieses Buchs vorlegen, müssen wir sie zuvor von dem Verfasser und den Schicksalen desselben belehren. Der Verfasser ist Herr Casanuova, der in Jtalien Angelo della Luce genannt wird, der aber mit andern nicht verwechselt werden muß, die seinen Namen führen. Unser Casanuova hat Robinsons Schicksale gehabt, fast ganz Europa durchreist, nirgends sein Glück gefunden,

und

und ist endlich wieder nach Venedig zurückgekommen, wo er durch sein Betragen sich ein Verhaft sotto i piombi zugezogen hat. Nach erlangter Freyheit wanderte er wieder, und diesem wandernden Geist sieht sein Buch vollkommen ähnlich. Man kann sich vorstellen, was ein solcher Mann von Venedig sagen und schreiben wird. Sein Buch hatte daher das Glück, gleich nach seiner Geburt confiscirt zu werden, ob es wohl nicht so wohl von der venetianischen Republik, als vielmehr von andern Mächten sehr frey schreibt. Betrachtet man es unpartheiisch, so ist es ein Mischmasch von Dingen, welche Venedig nichts angehen. Unendliche und lange Noten ermüden den Leser, viele unter denselben sind sehr trivial, andere sind anzüglich, und alle Augenblicke kommt Voltaire zum Vorschein, mit dem Casanuova als mit einem Gespenste streitet.

Wir kommen nun auf das Buch selbst. Im ersten Theil finden wir einen Vorbericht an den Leser. Hier fängt er gleich mit einer gelehrten Windmacherey an: Diceuo vn giorno ad vn Principe letterato, il quale gode, che gli si parli, perchè è sicuro di brillar rispondendo. Wen er meyne, ist leicht zu verstehen. Was sprach er denn mit diesem Prinzen? Von der Unvollkommenheit der Staatskunst. Die Geschichten sind fast alle, sagt Casanuova, bös, und die Geschichtschreiber verheelen entweder aus Bosheit oder aus Schwachheit die Wahrheit. Also keine andere Geschichtschreiber giebt es nicht? Er tadelt den Comines, daß er nicht alle geheime Verhandlungen während des Kriegs du bien public entdeckt. Und hier thut er gleich einen Ausfall auf den

Voltaire, der den Comines einen fameux traitre nennt. Was liegt dann der Welt daran, zu wissen, ob Voltaire seine obere oder untere Lippe anzieht: Poi attraendo il labro inferiore, che ha sempre piegato. Hierdurch will C. nur zeigen, daß er den V. kennt. Der Fürst, mit dem C. gesprochen, fand in dem Buch des Amelot eine feine Staatskunst, und das gab dem C. Anlaß, das Buch erst zu lesen.

Hierauf folgt eine Vorrede von 44 Seiten. Er hat Recht, wenn er sagt, Amelot sey in die Nothwendigkeit gesetzt worden, solche Bücher zu schreiben, welche den Buchführern gefielen, er habe die Venetianer gehaßt, und vieles gesagt, das er als Gesandter nicht einmal habe wissen können. Er versichert, daß er sich der Sarcasmen enthalten wolle. Aber so bald er Sarcasmus sagt, so muß der Leser wissen, daß Hr. C. mit dem Cavalier Lorenzo Tron, einem der angesehensten Senatoren von Venedig in Padua die öffentliche Vorlesungen des Abts Giacometti angehört habe, welcher gesagt, man mache sich durch Sarcasmen Feinde. Darzu braucht man keinen Giacometti und keinen Cavalier Tron. Viel geringere Leute können uns das sagen, und ein jeder Vernünftiger weiß es von sich selbst. Und wie kann ein Venetianer sagen, Fra-Paolo habe auf das Buch, quittinio della libertà di Venezia mit der Geschichte des Tridentiner Concilii geantwortet (S. 18.). Da doch Fra-Paolo schon vorhero die Helfte dieser Geschichte ausgearbeitet hatte, ehe jenes Buch zum Vorschein kam? Wahr ist es, daß die Amelotische Uebersetzungen, besonders jene von der sarpischen Geschichte des Concilii von Trient voller

Fehler

Fehler sind. Aber was soll man gedenken, wenn C. seinen verstorbenen Gegner dadurch verächtlich zu machen sucht, wenn er sagt: Il Lettore poi sappia, che quest' Amelot è l'istesso Abbate di S. Marco, che languì alla Bastiglia? Erstlich ist dieses kein Beweis, daß ein Geschichtschreiber keinen Glauben verdiene, weil er in die Bastille gesetzt worden. Hernach wie wäre es, wenn nach dem Tode des G. C. ein Schriftsteller ihm seine Gefangenschaft sotto i piombi vorwürfe? Wäre dieses ein Beweis eines guten Herzens?

Kaum kann man sich des Lachens enthalten, wenn C. von seinem Fürsten spricht: „Die Maxime meines Vaterlandes, sagt er, ist es nicht Unterthanen zu belohnen, welche ohne dessen Befehl von demselben schreiben oder reden, wenn sie sich auch gleich nicht von der Wahrheit entfernen. Mein ernsthafter Fürst lobt nur das Stillschweigen, und er zeigte bey vielen Gelegenheiten, daß er es billigt, weil er es entweder belohnte oder doch niemals bestrafte. In unserm Lande ist derjenige der klügste, der den Rath des Salomo beobachtet: Coram rege tuo noli videri sapiens.„ Aber C. wurde einmal durch eine unwiderstehliche Gewalt (S. 38.) gezwungen, vor seinem Fürsten doch weise scheinen zu wollen. Und dieser Trieb muß so heftig gewesen seyn, daß Casanuova auch durch die Vorstellung eines venetianischen Edelmanns sich von seinem Vorhaben nicht abbringen ließ. Er ist aber so aufrichtig, den ganzen Brief, der voll von edlen Gesinnungen ist, abdrucken zu lassen, ohngeachtet er starke Gründe wider den Casanuova enthält.

Nun fängt er den ersten Theil damit an, daß er den Nani wider den Amelot vertheidigt. Nani kann in gewissem Betracht auch in der französischen Geschichte um die Zeit 1644. als Quelle angesehen werden, weil er damals venetianischer Gesandter in Paris war. Wenn er nun meldet, daß Richelieu durch den Bruder des Königs selbst hätte sollen umgebracht werden, so wirft Amelot ziemlich pöbelhaft den Venetianern für, ob sie denn glauben, daß die Franzosen eben solche Meuchelmörder seyen, wie die Venetianer. Casanuova mahnt die Franzosen an die Chatels, Ravaillacs und Clements, und sagt vom letzten, man habe ihm so gar Hoffnung zum Cardinalshut gemacht. In diesem Geschmack streitet und schreibt Herr Casanuova. Wann Nani die Gerechtigkeitsliebe Ludwig des XIII. verdächtig macht, so beruft sich C. auf den Voltaire, der ebenfalls über einen solchen Beynamen lacht. Aber hiebey muß Voltaire wieder in einer Note anhören, daß er eitel, ehrgeizig, rachgierig, händelsüchtig, und sehr furchtsam sey, wann er gefährlich krank wird.

Wenn Amelot die Monarchie einer Republik vorzieht, so ist C. ganz von Republikanischen Begriffen eingenommen, hat aber einen Ausdruck, den fast alle venetianische Geschichtschreiber in wahrem Ernst behaupten, daß Venedig solche Edle habe, welche in Ansehung des Alters ihres Adels und im Ruhm ihrer Voreltern, auch den größten Monarchen nichts nachgeben, und daß keine Familie in Europa ist, der sich solche Familien nachsetzten. Sollte dieses nicht den Stolz dieser Edlen nähren?

S. 12. finden wir eine Stelle, welche uns sehr zweydeutig scheint. Sie ist folgende: **Wenn die Dekrete der ewigen Fürsehung es nicht anders verordnet hätten**, so würden wir an dem venetianischen Senat auch die höchste Macht haben, wie man an demselben die Majestät, die Weisheit und die Standhaftigkeit der Römer glänzen sieht, und an jedem seiner Mitglieder den nämlichen oder noch grössern Adel des Geblüts, und Liebe des Vaterlandes, und Achtung für die Gesetze seines Landes, wenigstens eine viel grössere, als die Fatale des Marius Sylla und Cäsars, hatten, welche, um groß zu werden, als üble Bürger verdammt wurden. Das begreift der Recensent wohl, daß Hr. E. sagen will, es habe der ewigen Fürsehung nicht gefallen, den venetianischen Senat so groß und mächtig zu machen, als den römischen. Jedoch hätte er auch hier bestimmter sprechen sollen, weil der Senat allemal gedenken kan, der Verfasser wolle ihn den Verlust seiner **innern** Macht vorwerfen. Aber wann er das letzte mit der verneinenden Bedingung verbindet, so kommt ja offenbar dieser Verstand heraus: Wann es der Fürsehung Gottes nicht anders gefallen hätte, so hätten wir noch gehorsame Bürger. Also, es hat der Fürsehung nicht gefallen, daß wir sie haben. Und in diesem verschraubten Verstand sagt er etwas Beleidigendes. Solche unvorsichtige Wendungen kommen häufig vor.

Die Vertheidigung des Nani, der von Frankreich freymüthig spricht, bringt den Verf. auf Frankreich, und er zeigt seinen Lesern, daß er allda gewesen. Hauptsächlich beschwert er sich über die ausserordentliche Macht, welche

welche die Minister von Frankreich ausüben. Mazarin nannte den König hundertmal, Le roi le veut absolument, und neun und neunzig mal log er. (S. 20.) Ein König von Frankreich weiß das wenigste, was vorgeht, und wann er es weiß, so stellt er sich, als ob er es nicht wisse. Bey dieser Gelegenheit erzählt der Verf. in der Note eine Anecdote. Herr Banhek, Minister von Bayern, Cölln und Lüttich am französischen Hofe, wurde bey der Brücke von Seve, halb Wegs zwischen Paris und Versailles, zu eben der Zeit aufgehalten, als er die größte Eile hatte, bey Hof zu erscheinen, wo er dem König sehr wichtige Sachen mitzutheilen hatte. Dieser Verzug kam bloß daher, weil weder er noch seine Bediente klein Geld bey sich führten, um zwölf Sous zu zahlen, die man wegen des Ueberganges über die Brücke zu zahlen hatte. Er mußte also hin und her schicken, bis er kleine Münze bekam. Er kam also zu spät nach Versailles, sagte aber dem König unmittelbar die Ursache seiner Verzögerung. Der König stellte sich, als ob er sich darüber wundere, daß die Reise an seinen Hof durch solche schlechte Einforderungen sollte gehemmt werden, ließ sich hievon gleich durch seine Minister berichten, und gab mit einem majestätischen Unwillen einen unwiederruflichen Befehl, die Hütte der Zollbedienten niederzureissen. Der Befehl wurde befolgt, und seit dieser Zeit darf man nichts mehr bezahlen, wenn man von Paris nach Versailles reisen will.

Ueberhaupt greift er die Franzosen an, wo er kann. So spottet er über den Ausdruck faire raison. Das Parlement macht Recht, es giebt es aber nicht. Recht geben, heißt es denjenigen gestatten, denen es gebührt.

gebührt. Aber Recht machen hängt von der Willkühr des Richters ab. Die Personen, welche zu Betreibung der Rechtssachen gebraucht werden, sind (so sagt der Verf. S. 20.) die schönste Weibspersonen des Reichs, und ein Urtheil der grossen Kammer dient oft nur dazu, daß man errathen kann, welche Parthey die schönste Betreiberinnen gehabt. Dem Amelot wirft er seine Armuth für, und welch ein Vorwurf ist dieses? Gesittete Gelehrte schämen sich sonst, ihr Herz hierdurch zu verrathen. Ein anderer Vorwurf ist dieser, daß Amelot seine Anmerkungen über den Tacitus dem Nani abgeborgt, den er so oft verächtlich macht.

S. 33. spricht der Verf. wieder in einer langen Anmerkung von Pohlen, nur um seine Leser zu überzeugen, daß er auch da gewesen, er spricht aber auf eine solche Wise, welche Venedig bey jeßigem Krieg nicht wohl ertragen kann. Er sprach zuvor von dem starken Gedächtniß des Barbaro, und von diesem kommt er auf den Herrn Bischof von Zaluski von Kiow, der im J. 1767. von den Russen festgesetzt worden ist. Wir wollen hier seine eigene Worte gebrauchen, aus welchen ein jeder selbst schliessen kann, warum man sein Buch confiscirt habe. „Herr Zaluski hat ein ausserordentli„ches Gedächtniß, nach welchem er Nahmen, Jahre, „Monathe, Tage, genealogische Nachrichten ganz ge„nau anführen kann. Dieser würdige Prälat ist mein „Beschützer, er würdigt mich seines Wohlwollens, und „hievon gab er mir deutliche Beweise, als ich in War„schau war, und ich kann nicht an seine Gefangenschaft „gedenken, ohne sie eine wahre Fatalität für mich zu „nennen. Dieser fromme catholische Herr, dieser „eifrige

„eifrige Patriot, dieser standhafte Vertheidiger der ein-
„förmigen und allgemeinen Uneinigkeit des Landes, sahe
„sie als die einige Quelle aller besondern Vereinigungen,
„und als die einige Seule und Stütze der alten Gesetze
„von Pohlen an, (wie dieses mit einander bestehen
„könne, überlassen wir dem H. C.) weil er seine Na-
„tion wohl kannte, und wohl einsahe, daß wenn man
„Neuerungen machen wollte, hiedurch alles in Feuer
„gesetzt würde. Der wahrhaftig natürliche und einig
„glückselige Zustand für Pohlen ist dieser, daß es seine
„innere Uneinigkeiten in der systematischen Uneinigkeit
„dieses Reichs nährt. Denn hier ist wahre Discordia
„concors. Der Prälat war ganz ruhig in einer Ge-
„sellschaft von 100 Büchern, die er sich selbst gesamm-
„let hatte, und als der grosse Reichstag kam, so glaubte
„er sein Gewissen und Vaterland zu verrathen, wenn
„er in Neuerungen einwilligte, welche dem besondern
„Interesse der catholischen Religion nachtheilig sind,
„welche er als Bischof vertheidigen mußte. Er votirte
„also wider Rußland, und widersetzte sich öffentlich al-
„len Neuerungen. Noch in der nämlichen Nacht
„kommen Russen in sein Hauß, und führen ihn als
„Staatsgefangenen in eine liefländische Vestung. Die-
„ser Bischof wird sich die Augen hundertmal gerieben
„haben, um zu wissen, ob er schlafe oder wache, in-
„dem es unerhört ist, daß ein Volk, das als Freund
„sich in einem Lande aufhält, feindlich wider diejenigen
„handelt, welche klar sprechen. Dann er sahe sich als
„einen freyen Senator an, der an einem freyen Ort
„wohnte, und in keiner Gefahr wäre, in seinem eige-
„nen Hausse gestraft zu werden, weil er seine Pflicht
„gethan.

„gethan. Aber so gieng es, und der Befehl kam nicht
„vom König, der sich nicht würde unterstanden haben,
„eine solche Handlung zu thun, sondern von der rußi-
„schen Kayserin, und wurde durch Dero Gesandten,
„d. i. den Friedensminister am Warschauer Hof, den
„Fürsten Repnin, vollstreckt. Die Ursache war, weil
„der Bischof in seinen Reden den Respect aus den Au-
„gen gesetzt, den er Seiner kayserl. Majestät schuldig
„wäre. Also führte sich diese Prinzeßin als Regentin
„von Pohlen auf, und jedermann sagte: lebe wohl,
„Freyheit. Der apostolische Nuncius am Warschauer
„Hof schrieb an den Pabst, wenn S. Heiligkeit sich
„nicht widersetzten, so würde die catholische Religion
„nicht mehr die privilegirte in Pohlen seyn. Der Pabst
„schrieb an Spanien, Frankreich, Oesterreich, und
„mit einem Wort, an alle catholische Mächte, und er-
„mahnte sie, alle ihre Macht anzuwenden, um diese
„heilige Mutter, die Kirche, zu vertheidigen, welche
„in Gefahr sey. Diese Mächte zuckten die Achsel, und
„bezeugten, daß die Umstände, in welchen sie sich be-
„fänden, allzu kritisch wären, als daß sie sich nach den
„Absichten des Pabstes gebrauchen liessen. Die unge-
„duldige Polacken schickten also Gesandten an den Sul-
„tan, und liessen ihm melden, daß die rußische Kayse-
„rin sich von ganz Pohlen Meister gemacht, unter dem
„Vorwand, einem Volk Theil an dem Regiment zu
„geben, daß man Dißidenten nenne, welche Gewalt-
„thätigkeit sich die pohlnische Nation widersetzt hätte,
„weil diese Dißidenten geschworne Feinde des catholi-
„schen Nahmens wären. Der Sultan gab den Ca-
„tholiken Recht, und ließ der Kayserin Catharina II.
„sagen,

„sagen, ihre Truppen in Pohlen gefielen ihm nicht, und
„die Pforte wollte nicht, daß die, so man Dißidenten
„nennt, Staatswürden bekommen sollten, weil die
„alte Polacken als Bundsgenossen von der Pforte nie-
„mals nichts anders als Catholicken gewesen. Der
„rußische Minister in Constantinopel sagte zwar, diese
„Dißidenten seyen Christen, aber der Großvezier ant-
„wortete, der Divan verstünde diese Spitzfindigkeiten
„nicht, sie hätten auch nicht Zeit, die Geschichte des
„Christenthums zu lernen: Die Bundsverwandten des
„Großherrn seyen Catholicken, man wolle nichts von
„den Dißidenten wissen, sondern die rußische Truppen
„sollten sich zurück ziehen, (Rußland achtete diesen Be-
„fehl nicht, sondern gieng in Pohlen immer weiter,) und
„kündigte der Kayserin einen heiligen Krieg an. Nach-
„dem er den sophistischen Minister in die sieben Thürme
„hatte einschliessen lassen, so schickte er seine unzählbare
„Heere ab, und wollte den König von Pohlen vom
„Throne stossen, weil er kein ausschliessender Catholik,
„noch ein Zweig des sächsischen Hauses wäre. „

Sollte man auch gedenken, daß ein Schriftstel-
ler, der vom Gedächtniß spricht, durch die ganze Welt
kommen sollte? Aber das ist noch nicht genug. Seine
Leser müssen auch wissen, daß er in S. Petersburg ge-
wesen, und von diesem Hofe spricht er mit solcher Frey-
müthigkeit, die offenbahr zu weit geht. Um unsere Le-
ser von der Wahrheit unsers Urtheils zu überzeugen,
zeichnen wir folgende Stelle aus: „In S. Petersburg
„spricht man verschieden vom Kriege. Der Geist, der
„aus dem wahren Staatsinteresse fließt, ist der näm-
„liche: was aber die Wahl der Generale und die Ein-
„richtung

„richtung der politischen und Kriegssachen betrift, so „sind zwo Partheyen vorhanden. An der Spitze einer „dieser Partheyen ist der grosse Günstling, Graf Gre„gorius Gregoryewitsch Orlow,„ (von diesem steht am Rande folgendes Urtheil: Ein schöner und sehr reicher Herr, ein so grosser Günstling, daß Rußland, das doch gewohnt ist, Günstlinge zu sehen, noch nie keinen grössern erlebt hat. Er läßt seine Reichthümer müßig, er thut niemanden nichts Gutes und nichts Böses, und geht auf die Jagd). „Das Haupt von der andern ist der „erste Staatssekretarius Graf Panin. Die Kayserin ist „ganz ruhig, und scheint diese Zwistigkeiten zu nähren, „und die lebhaftigkeit zwischen beeden Partheyen zu un„terhalten. Um sie zu erhalten, setzte sie mit Anfang „des Jahrs 1769. einen grossen Staatsrath nieder, wo„von sie das Haupt ist, und der aus sechs Gliedern be„steht, wovon drey Feinde der andern drey sind, und „dieses sind die angesehenste Männer des Reichs.„ Man begreift es wohl, daß die erste die obbemeldete Panin und Orlow sind. (Vom Panin urtheilt er am Rande so: Uomo, che hà una fisonomia angelica, che vuol essere virtuoso ad ogni costo, che lavora giorno e notte, che ha troppo adottato in via di ministero il sistema Sueco, che e affabile e cortese, et che vuol farsi amare da tutti. E' inimico del favorito con le leggi della Corte.) „Wehe dem Panin, wenn zween Generale, „die jetzo commandiren, geschlagen werden! Sein Un„glück wäre in diesem Fall sicher, indem er es gewesen, „der seiner Kayserin Zeugniß von ihrer Tüchtigkeit ge„geben hat. Indessen setzte die Kayserin die zween

„Mitleiferer zusammen. Die Klugheit dieser Dame
„scheint mir die Frucht von vielem Nachsinnen in der
„Staatskunst zu seyn. Es ist eine Dame, die vieles
„gelesen hat: man muß sich aber nicht vorstellen, daß
„ihre Regierungsklugheit von ihrem Studiren her-
„kommt. Sie kann sagen, daß sie zur Regierung ge-
„bohren ist: denn sie ist von Natur durchdringend,
„scharfsinnig, klug im Verstellen, und hat die Gabe
„voraus zu sehen. Sie sahe zehen Jahre ehe sie re-
„gierte, voraus, daß sie allein regieren würde. Das
„ist so gewiß, daß sie in S. Petersburg dem Stanis-
„laus Poniatowski acht oder zehn Jahre vor dem Tod
„August des III. und vor dem fatalen Ende ihres Ge-
„mahls gesagt hat, daß er König von Pohlen werden
„würde. Es ist unglaublich, mit welcher Standhaf-
„tigkeit sie vom verstorbenen Zaar, ihrem Gemahl, tau-
„send unanständige Beleidigungen ausgestanden, wie
„oft sie ihre Thränen erstickt, wie viel es sie gekostet
„hat, bis sie sich an die Spitze der rußischen Nation
„gesetzt hat. Als sie auf dem Thron war, so belohnte
„sie ohne Stolz die, so ihr geholfen hatten, sie machte
„sich von den Fremden los, sie strafte ihre Feinde nicht
„streng, sondern machte sie nur unmächtig, und fieng
„an, alle Stände ihrer Nation zu überzeugen, daß sie
„zu regieren wüßte. Jedoch machte sie allemal einen
„grossen Fehler, so oft sie Manifeste machte. Ich will
„glauben, daß sie hierinnen übel berathen worden ist,
„denn ich müßte sie für zu schwach halten, wenn ich die-
„sen Fehler ihr allein zuschriebe. Was hatte sie nöthig,
„der Welt Rechenschaft von ihren Handlungen zu ge-
„ben? Ein Manifest ist immer eine Entschuldigung,

„und

„und eine nicht begehrte Entschuldigung erregt eher
„Verdacht, desto mehr, da die Unordnungen in diesen
„lieben Manifesten sehr schlecht gerechtfertigt werden.
„Sie schenkt nicht gern, aber sie belohnt gern. Das
„kommt daher, weil sie allzuhäuslich ist. Jedoch dem
„grossen Liebling hat sie schon Schätze geschenkt, und
„fährt noch fort, sie ihm mit freygebiger Hand zu schen-
„ken. Sie glaubt aber nicht, daß sie ihm Geschenke
„mache, sondern daß sie ihn belohne, weil er sein Leben
„für sie gewagt hat. Ich glaube auch, daß sie ihn
„liebt. Ich habe es aber selbst gesehen, daß sie sich
„von ihm nicht beherrschen läßt, und sein Credit hat
„keinen Einfluß auf die Staatsgeschichte. Wegen die-
„ser ihrer Oekonomie glaube ich, daß sie nicht allzu sehr
„beliebt seye, sie sieht es aber wohl ein, und beküm-
„mert sich nicht viel darum, weil sie ihre Oekonomie auf-
„opfern müßte, um sich beliebt zu machen.„

Auf diese Weise schreibt er ganz ohne Scheu alles hin, was er erfahren hat. Wann er so kühn ist, zu behaupten, Condoidi seye vergiftet worden, so gesteht er auch eben so freymüthig ein, daß er sein Glück in Petersburg nicht gefunden, daß hingegen ein anderer Venetianer, Maruzzi, sein Glück viel besser gemacht habe.

S. 52. bringt er wirklich eine Verbesserung des Amelots an, in der Materie von der königlichen Ernennung zu den Kirchenbeneficien, wo Amelot offenbar unrichtig ist.

Der Grosmeister von Malta machte im J. 1636. eine Verordnung wegen der Ordensproben, welche sehr eingeschränkt wurden. Die Venetianer nahmen auch

nach diesem Dekret noch das Creuß an, weil sie das besondere Privilegium hatten, daß man sie zu dem Orden zu lassen muste, ohne daß sie Proben beybringen durften. Denn die Eigenschaft eines venetianischen Edelmanns war Probe genug. So bald man aber neue Familien in den grossen Rath von Venedig zog, so machte der Orden in Venedig die Vorstellung, daß sie nun nothwendig auf die Proben sehen müßten, weil sie nichts von dem Adel der beygefügten Familien wüßten, und also sie zuvor prüfen müßten, ehe sie dieselben mit dem Creuß beehrten, so wie man auch alle andere Familien vom vesten lande prüfte. Die Venetianer hielten diese Ursachen für billig, und erwiederten nichts. Endlich erschien ein Befehl, es sollte kein venetianischer Edelmann mehr suchen, Ritter vom H. Johannes von Jerusalem zu werden. Hierdurch machte Venedig, daß unter denen, welche sich mit dem Creuße ein Ansehen geben wollten, nun aller Keim zu Streitigkeiten erstickt wurde. Cornaro und Lippomano tragen jeßo allein das Creuß durch Erbrecht.

Aber mit welchem historischen Gewissen kan der Verf. S. 57. behaupten, der venetianische Adel seye niemals verkauft worden? S. 66. muß der Leser erfahren, daß der Verf. auch in der Schweiß sich aufgehalten hat. Dann er beruft sich auf den französischen Gesandten, Marquis de Chavigny, der ihm gesteht, daß er niemals bessere Kost gehabt, als in Venedig. Und doch muß der Verf. gestehen, daß der Wein und das Oel nicht gut sind. Er beruft sich zwar auf die Weine von Friaul, Vicenza, Verona, besonders aber Valpole Sella. Aber sie sind doch alle schwerer, als die

franzö

französische, und das Oel von Corfu ist zwar besser als das von Zara, aber jenes bekommen nur die Edle, und doch ist es in Vergleichung mit dem Calabreser viel geringer.

S. 70. findet man, daß der Verf. auch Secreisen gemacht, und in der Levante gewesen. Er lobt einen venetianischen Patrizier, Jacob da Riva, als einen vortreflichen Seemann, für den er sein Leben aufzuopfern bereit wäre, weil er ihn in seiner Jugend, als er in der Irre gieng, von seinem Irrthum zurück geführt. Und eben so gesteht er ein, daß er in seinem zehnjährigen Aufenthalt in Paris vieles Geld verzehrt, ob er wohl die französische Nation auf eine fast empfindliche Weise verachtet.

Amelot lügt offenbar, wenn er behauptet, daß die grossen Redner in Venedig dicendi artem apta trepidatione occultant. Sie haben grosse und freymüthige Redner, welche eben hierdurch ihr Glück machen. Ein grober Irrthum ist es, wann er sagt, der Senat werde alle Jahre geändert. Aber hier muß der Leser schon wieder hören, daß C. auch in Zürch gewesen, allwo er die reine Schreibart der teutschen Sprache bewundert. Ein Italiäner will hievon urtheilen. Wahr ist es, daß der Senat niemals aus 300. und der grosse Rath aus 2000. Köpfen besteht, wie Amelot angiebt. Bey einer der feyerlichsten Gelegenheiten kamen nur 1000. zusammen, und der ganze Adel sahe dieses im J. 1755. als etwas ausserordentliches an. Aber welch eine Vertheidigung für ein Volk S. 83. Ich sage kühn, daß wir uns gar nicht schämen, dem berühm-

ten Volk nachzuahmen, das nichts anders nöthig hatte, als Panem et Circenses.

S. 87. kommt der Verf. auf den Ducato d'Argento von Venedig, und behauptet, wann diese Münzen nicht von niedrigem Gehalt wären, so würde sie aus dem Lande gehen (wie vormals die Sisippi), und dieses sucht man zu verhüten, weil sie nur für die Republik geprägt wird, und die Republik mehr kostet, als das Gold. Dann vier hundert Zechine zu schlagen, kostet der Republik nur 1. Zechin, da es sie hingegen 5½ Zechine kosten würde, wenn sie den nämlichen Werth in Silber schlagen liesse. Sie hat also Ursache, darauf zu sehen, daß das Silber nicht ausser Landes geht.

S. 88. sagt uns der Verf., daß er auch in Holland gewesen, und wundert sich über den steigenden und fallenden Preiß der holländischen Golddukaten, da er sie ein Jahr zu 5 fl. 5 St. ein ander Jahr zu 5 fl. 1 St. circuliren sahe. S. 93. wird der Leser wieder in eine sehr lange Anmerkung verwickelt, in welcher der Verf. Engelland beurtheilt, wo er sich ebenfalls aufgehalten hat. Von diesem Reiche sagt er uns doch ziemlich bekannte Dinge. Von Engelland kommt er auf die schöne Potocki in Pohlen.

Die Rechte und Gewohnheiten der Dogen versteht Amelot offenbar nicht. Von den Gemahlinnen der Doge spricht er am unbestimmtesten. Die Gemahlin des jetzo regierenden Doge stammt vom Hause Cornaro ab, aus welchem die Königin von Cypern entsprossen war. Nach der Erhebung ihres Gemahls auf den Thron wurde sie durch einen Sekretarius des Senats

nats complimentirt, und eine Kleidung gestattet, welche von allen andern venetianischen Damen unterschieden ist. Sie erofnete allemal den Ball, und wann sie von einem Ort zum andern gieng, so wurde sie allemal von zween Prokuratoren von S. Marko bedient. Als sie sich das erste mal in den fürstlichen Pallast verfügte, wurde sie dahin durch funfzehn Damen aus ihrer Verwandtschaft in einem prächtigen Gefolge begleitet, worauf ihre zahlreiche Dienerschaft folgte. Sie begab sich in das Audienzzimmer im herzoglichen Pallast, allwo sie von den XLI. Wahlherren die Complimente empfieng. Den ersten Tag trug sie nur den Schleyer, welchen die Republik vormals den Gemahlinnen der Doge gestattete. Den folgenden Tag trug sie den Mantel von Gold von nämlichen Stoffe, wie ihr Gemahl. Ihre Kleidung ist eine mit Goldspitzen bedeckte Sottana, um das Leibstück ist ein Gürtel mit Brillanten u. d. gl. Ist das nicht Unterscheid genug für eine Fürstin in einem freyen Staat?

S. 116. giebt uns der Verf. folgende Beschreibung vom berühmten Evangeliencodex des h. Markus: Es ist ein Buch in 4. mit Perlen und andern kostbarn Steinen ausgeziert, und mit einer silbernen Blatte bedeckt. Man eröfnet es niemals, weil man befürchten muß, es zu verderben. Uebrigens aber weiß man, daß es mit lateinischen gevierten und übel gebildeten Buchstaben geschrieben ist, welche fast denjenigen ähnlich sind, die man in den Inschriften der ersten Jahrhunderte der Kirche sieht. Diese Handschrift sieht nicht so aus, daß man vermuthen könne, als ob sie von den gelehrtesten Schriftstellern Roms wäre gebraucht wor-

ben, dann an den Buchstaben und ihrer Form beobachtet man nicht die mindeste Schönheit. Wir haben nichts, das uns unsern Glauben unwahrscheinlich oder verdächtig machen könnte. Warum sollte es der h. Markus nicht auf Befehl des h. Peters haben schreiben können? Die Glaubige von Rom, die das Griechische nicht verstanden, waren dessen benöthigt. Wenn wir die Bibliothek ausnehmen, die im Herkulan gefunden worden, so ist dieses das älteste Manuscript, das die Welt hat. Es ist auf so fein ägyptisches Papier geschrieben, daß man die Blätter nicht anrühren kann, ohne sie zu zerreissen, welches eine traurige Wirkung von der Feuchtigkeit und der Zeit ist. Es gehörte Anfangs der Hauptkirche von Aquileja. Carl IV. bekam im J. 1355. vom damaligen Patriarchen die zween letzte Quinterne dieses Manuscripts, und ließ sie in die Hauptkirche nach Prag bringen, wo sie noch aufbehalten werden. Als die Venetianer Friaul eroberten, so gaben sie sich alle Mühe, um dieser Seltenheit habhaft zu werden, welche nach Cividal war gebracht worden. Sie erhielten sie auch durch den Patricius und Conservator der Stadt, Benedict Capo di Ferro, einen Römer. Der Pfarrer von S. Barnaba wurde abgeschickt, um es abzuholen, und brachte es nach Murano. Die venetianische Clerisey und viele Senatoren begaben sich dahin, und brachten es feyerlich in die Hauptkirche, allwo sie unter dem Schall aller Glocken in den Schatz gelegt wurde. Wer sagt dem Verf., daß die Buchstaben lateinisch seyn? Hat er es jemals gesehen? Kein Mensch kann es sehen, es ist so eingeschlossen, daß es nun ein andächtiges Nichts ist. Dieses giebt dem Verf.

Sele-

Gelegenheit zu sagen, daß er auch in Toledo gewesen, wo er die Beobachtungen des Herrn Plüz bestätigt. Zugleich gesteht er doch ein, daß die Venetianer eine Reliquie aus Constantinopel nach Venedig gebracht, welche sie für den Felsen gehalten, den Moses schlug, da es doch nichts als ein Stein ist, der dem griechischen Kayser Michael zu einem Springbrunnen gedient. Heilige Thorheiten der Franzosen kommen in Menge vor.

Was soll denn die Anecdote vom berühmten P. Concina S. 135. für einen Gedanken von Venedig erregen? Er predigte vor dreyßig Jahren in der Fasten von den Uebeln, welche aus dem freyen Umgang entstehen, und schloß seine Predigt damit: Le converſazioni promiſcue rendono ambigue le diſcenienze. Zwo Stunden hernach bekam er Befehl von der Regierung, die Canzel nicht mehr zu betreten, und in vier und zwanzig Stunden die Stadt zu räumen. Und wie kan der Verf. S. 136. es vertheidigen, daß zehen Männer Eine Concubine zusammen haben? Wie unbestimmt spricht er von der Jnschrift, aus welcher man beweisen will, daß Card. Bembo eine Concubine gehabt:

Qui giace Tomaſina Moroſina,
Che, fu di Pietro Bembo concubina.

Er gehe nur nach Padua, so wird er in der Kirche del Santo eine Jnschrift finden, wo diese Morosina auf ihrer Grabschrift eine wirkliche Gemahlin des Bembo genannt wird.

Die bekannte Pompadour wird sehr vertheidigt, und das im Druck erschienene Leben von ihr als eine Schmähschrift ausgegeben. Sie fang gut nach französischem und italiänischem Geschmack, sie spielte viele Instrumente meisterhaft. Ausser ihrer Sprache verstand sie die italiänische, englische, teutsche, spanische, sie hatte viel gelesen, sie war immer grosmüthig gegen Künstler und Gelehrte. Ein Mann, der sich so lang in Frankreich aufgehalten, als Herr C., könnte uns wohl die Geschichte dessen, was er gesehen, in einer Reisebeschreibung besser sagen, als in einer Widerlegung Amelots.

Den Minister von Frankreich lobt er ungemein, und bezeugt, daß ihn die Nation unbillig hasse. Aber wie wunderten wir uns, als wir S. 162. alle jetzo regierende Könige so frey beurtheilt lasen. Wir enthalten uns billig, sein Urtheil uns eigen zu machen. Wir wollen also nur einige Stellen so wie sie lauten, im Grundtext hersetzen. Vom ältesten König in Europa Ludwid XV. heißt es: Ama i suoi sudditi talmente che si *rende infelice per essi.* La nazione gli diede il sopranome di *prediletto.* Ella piansè alla sua malatia mortale, che ebbe a Mez. — Questi non sono segni di predilezione, ma bensi di dilezione, perchè diede a fatti gli altri suoi re gl' istessi segni di benivolenza. Ueber diesen Titel lacht der Verf. sehr, und wirft der Nation vor, daß man bey ihr keine Beweise finde, daß sie ihren König vorzüglich liebe. Kein König hat so viel Lits de justice gehalten, als Ludwig XV. Der Verf. kehrt es also gerade um, und nennt die Nation unter

dem

dem Zepter Ludwigs XV. Prediletta, weil kein König jemals so viel für sie gethan, als dieser. Egli non volle mai un primo ministro, perchè ebbe sempre timore, che gouernasse senz' essere condotto da tenerezza, e che sacrificasse tutto alla gloria. Questo monarca è padre affettuoso, e'l più polito e cortese di tutti Monarchi, buona a segno, che non c'è esempio, che a mortificare qualcheduno si sia lasciato uscire di bocca un senso amaro. — Lodouico può anche vantarsi d'auer un amico, et quest' è il Duca di Dueponti.

Vom K. von Sardinien sagt er: E un Principe, che hà tutte le virtù, e che non gli costa nulla l'auerle, perchè le portò seco nascendo. — Ebbe il dono di scegliere abilissimi ministri, la prima qualità de' quàli volle, che fosse sempre la probità. — *S. Germano* ebbe l'onore, che il mondo dicesse, che era l'amico del rè.

Vom Preußischen Monarchen sagt er: E quello de' Rè oggi viuenti, che fà il più cos' e ragion di stato, e quali sieno i modi più sicuri di farla valere. — E fatto ne' suoi impegni è il Padre de' sudditi suoi, che viuono sicuri e rispettati, *quantunque il sistema del Monarca impedisca, che non arrichiscano.*

Von der Kaiserin Königin rühmt er, daß sie in Wien das Laster verfolge, das sie ausrotten wolle. Se i troppo Zelanti ministri qual che volta oltrepassano, sonno mali inevitabili, e la colpa non

non è della ſourana, le di cui intenzioni ſono ſantiſſime. Saepe Dieſpiter neglectus in ceſto addidit integrum.

Joſeph von Braganza iſt (S. 170.) fromm, gerecht, mäßig, und nicht im Stande, einem Menſchen Verdruß zu machen. Er mußte die Sorge für ſein Reich einem Miniſter übertragen, der die Welt kennt, der ſich nicht täuſchen läßt, der gerecht, durchdringend, unermüdet und unerbittlich iſt.

Der König von Schweden convinſe l'Europa, che le virtù non baſtano a Principi per viuere tranquilli e ſicuri ſopra i loro troni. La Nazione di lui ſuddita, inimico del proprio bene, s'oppone ſempre al ſiſtema regio, e vorrebbe porre ſua Maeſtà in neceſſità di non poter adempir a gl' impegni, che la Nazione medeſima l'obliga à prendere pel ben ſuo.

Vom Großherrn ſagt er, è pio, credulo e buono. Man muß ihm verzeihen, wenn er ſich auf ſeine Miniſter verläßt, und wenn er geizig iſt, dann dieſes iſt die nothwendige Folge der Erziehung im Serrail. Der Krieg, den er jetzo führt, iſt ein Krieg des Staatsintereſſe, den er führen mußte, wenn auch die catholiſchen Polacken niemals ihre Klagen ihn vorgebracht hätten.

Carl III. von Spanien fù feliciſſimo Ré in Napoli, non può chiamarſi felice in Madrit. Ein Verdienſt wird ihm daraus gemacht, daß er ſeinen Wittwerſtand ſo heilig hält, und ſich noch durch keine Schönheit überwinden lieſſe. Ueber ſeine Höflinge macht er bittere Anmerkungen.

Vom

Vom K. von beyden Sicilien sagt er nichts, als daß er ihm wünscht, er möchte den Fußstapfen seines Herrn Vaters nachfolgen.

Vom K. von Großbritannien sagt er: E un Principe giusto, affabile, moderato e buono, amator della pace, e vero promotore e mantenitore de' dritti della sua Nazione. La nazione però insaziabile e mai di sangue freddo e ravvisando i proprj vantaggi pel verso opposto, si compiace d'inquietare il rè.

Von Catherina II. spricht er weitläuftig. Aber wann er mit seinem Anagramma auftritt, und sich so sehr beklagt, daß kein Mensch es habe loben wollen, wer kann sich des Lachens enthalten. Es beziehet sich auf die vorgehabte Enterbung des Großfürsten, welche Peter III. im Sinne gehabt haben solle:

Catherrine Allexciewna Imperatrice de toutes les Russies.

Tu as exaucé le cri des Sujets conservant l'heritier à l'Empire.

Vom König von Polen urtheilt er so: Sollen die Tugenden dieses Monarchen glänzen, so muß Polen Friede haben, und zum Unglück ließ er sich in Sachen ein, welche den Krieg nach sich ziehen mußten. —— Sein Vorgänger kannte diese Nation besser als er. Er regierte, wurde geliebt, ließ sie, wie er sie angetroffen hatte, machte Glückliche, hatte Günstlinge, hob weder Gesetze noch Gewohnheiten auf, vergoß kein Blut.

Vom Römischen Kaiser sagt er, tutte le regole fallano, se non è nato a render felici diretta-

rettamente tutti que stati, che dipendono e dipenderanno da lui, e indirettamente tutta l'Europa con quel saggio sistema politico, che le sue virtù promettono.

Von Clemens XIV. erwartet er viel. Wenigstens hofft er von seinen innern Anstalten, daß die gänzliche Banqueroute des Kirchenstaats durch ihn werde verhütet werden.

So weit geht der erste Theil, in welchem vieles gesagt wird, das nicht zur Sache gehört, die Hauptsache aber übel ausgeführt wird. Amelot ist wohl in vielen Kleinigkeiten widerlegt, aber in vielen andern nicht. Der Leser geht also von diesem ersten Theile noch immer mit dem Vorurtheile hinweg, Amelot habe doch in vielen Stücken die Wahrheit gesagt, wann er auch gleich in vielen gelogen oder verläumdet habe.

10.

Histoire des causes premieres, où Exposition sommaire des pensées des Philosophes sur les principes des êtres. Par M. l'Abbe Batteux. à Paris 1769.

Mit dem größten Vergnügen zeigen wir ein Werk an, dessen scharfsinniger Verfasser sich seit vielen Jahren mit der Geschichte der alten Philosophie beschäftiget. In einer Wissenschaft, wo fast kein Theil ohne einen interessirten Hypotheseneifer bearbeitet worden, ist es schon ein grosses Verdienst, von den Vorurtheilen seiner

seiner Vorgänger frey zu seyn: und dieses Verdienst können wir dem Hrn. B. mit der größten Ueberzeugung beylegen.

Weder Partheilichkeit, noch theologische Vorurtheile, verleiten ihn, die Lehrsätze der alten Philosophen aus einem verkehrten Gesichtspunkte zu betrachten, oder sie stets nach der einseitigen Verhältniß mit einer ihnen unbekannten Offenbarung zu beurtheilen. Gerecht auch gegen diejenigen, deren Grundsätze er misbilligt, läßt er die Alten niemals weniger denken, als sie gedacht haben. Und es ist gewiß keine blinde Bewunderung, sondern der jedem Genie so eigenthümliche Abscheu vor Finsterniß und dunkeln Ideen, wenn er den räthselhaften Geheimnissen einiger Alten helle Begriffe unterschiebt, oder verworrene und sich widersprechende Sätze in zusammenhängende oder doch so scheinende Ideen auflöst. Er verbindet mit einer edlen Schreibart die seltne Gabe, die Begriffe der Alten (die niemals mehr verstellt werden, als wenn man dieselben Ausdrücke beybehält) so in seine Sprache überzutragen, daß sie wenig oder gar nichts verlieren. Wenn der Verfasser auch mehr geirrt hätte, als er unsrer Meynung nach gethan hat; so würden wir ihn doch wegen des gleichgültigen, oder besser zu sagen, kaltblütigen Tons hochschätzen, womit er die paradoxesten Meynungen behandelt. Diese Ataraxie zeigt einen Mann an, der nach einer langen Reise durch die meisten Felder der menschlichen Erkenntniß nun nicht viel neues mehr zu sehen glaubt, und aus der unpartheiischen Erwägung der Gründe, womit man die sonderbaresten Sätze vertheidigen kann, sich diese Erfahrung abgezogen hat:

daß

daß keine Meynung so ungeheuer ist, welche nicht ihre Vertheidiger mit so wahrscheinlichen Gründen begleiten könnten, daß sie nicht bey ähnlich denkenden Leuten eine veste Ueberzeugung hervor brächten.

So vortheilhaft urtheilen wir aber nur von den Theilen seines Werkes, wo er nicht nur selbst gedacht, sondern auch die Materialien selbst untersucht und die Quellen zu Rathe gezogen hat. Daß dieß letztere nun bey einem so weitläuftigen Gegenstande auf eine gleiche Art geschehen sey, läßt sich eben nicht vermuthen: eine unvermeidliche Folge aber hierinn ist, daß man andern nur nachdenkt, wenn man selbst zu urtheilen glaubt, indem das Genie nicht mehr die lautern unverfälschten Gedanken der Alten, sondern vermäntelte und versteckte Hypothesen mit allen den Farben, und Complementen, die sie in dem Durchgange durch einen andern Kopf erhalten haben, bearbeitet, Gegen diesen Selbstbetrug wissen wir kein anders Hülfsmittel, als das Ohngefähr, das uns entweder auf Stellen führt, die derjenige, dem wir gefolgt sind, weggelassen hat, weil sie nicht in sein klein System gehörten, oder die Vergleichung mit einer andern Hypothese über dieselben Meynungen, bey welcher sich gemeiniglich die fremden Zusätze aufheben, und nichts als die nackten Gedanken der Alten übrig bleiben.

Der Verfasser hat sein Werk in drey Abschnitte getheilt. Der erste enthält die Lehren der alten Morgenländer, und der Griechen zur Zeit der Fabeldichter: der zweyte faßt die Meynungen der Philosophen, vom Thales bis auf den Epikur in sich: der dritte zeigt uns einen kurzen aber schönen Abriß der Gedanken der vor-

vornehmsten neuern Metaphysiker über die ersten Principia aller Dinge.

Bey dem ersten Artikel S. 1-182. werden wir uns nicht lange aufhalten, weil der Verfasser wenig eigenes hat, und fast durchgehends Bruckern oder andern folgt, deren Meynungen wir schon geprüft haben.

S. 16. findet man einige Gedanken über die Mosaische Cosmogonie, und über die Ableitung der wahren Lehre von Gott, vom Noah bis auf seine spätesten Nachkommen. Wir zweifeln sehr, ob der Lauf der Tradition, so wie er *ihn hier beschreibt*, von vielen angenommen werde. Unsere Meynung haben wir bey einer andern Gelegenheit geäussert.

Im dritten Artikel S. 25-35. hält er die Chaldäer für Philosophen, das Wort in der größten Strenge genommen, findet sehr viele Gleichheit zwischen ihrer und der Mosaischen Cosmogonie, und beruft sich dabey auf ein Orakel des Zoroasters, das der heilige Justin und Eusebius angeführt haben: soli Chaldaei sortiti sunt et Hebraei, pure colentes Deum regem per se genitum. In der Erklärung des Lichts und der Finsterniß folgt er Bruckern, und glaubt dabey, daß die Astrolatrie erst nach der Erfindung der Metaphysischen Spekulationen über den Ursprung des Bösen eingerissen sey.

S. 34-48. nimt er mit Hr. Brucker den Mithras für den höchsten Gott der Perser, und Oromasdes und Arihmanius für dessen Ausflüsse an. Wir finden diese Meynung mit keinem einzigen neuen Grunde verstärkt, und berufen uns daher auf die Schwierigkeiten, die wir dieser Erklärung in der Recension

über die Supplementa des Hrn. Bruckers entgegengesetzt haben.

S. 49-87. handelt er die Theologie der Aegyptier ab. Den Plutarch hält er für einen ganz glaubwürdigen Schriftsteller über diese Materie (de Iside et Osiride): doch kennt er auch das schöne Werk des Jablonski. Wir zweifeln gar nicht, daß Plutarch nicht viele Dinge vortrage, die aus den heiligen Annalen der Aegyptier geschöpft sind, oder wovon es wenigstens diejenigen Griechen, worauf er sich verlassen, vorgegeben haben. Ein einziger Umstand aber macht, daß wir wenigstens eine grosse Vorsichtigkeit empfehlen müssen. Plutarch hat nemlich auf die Zeitfolge der Aegyptischen Meynungen nicht genug Acht gegeben. Er hält nur eine einzige Hypothese über ihre Theologie für wahrscheinlich, und zwar just die feinste, die fast ganz aus Platonischen Ideen zusammengesetzt ist. Unser Verfasser hat diese Schwierigkeit gesehen: er glaubt sie aber heben zu können, wenn er den Plato zu einem Schüler der Aegyptischen Priester macht. — Dieß darf man nur läugnen, wenn man die Erklärung des Plutarchs nicht annehmen will: Beweise kann man schwerlich beybringen. Aber es sey so: waren denn die Lehren der Aegyptischen Priester, die sie dem Plato mitgetheilt haben sollen, die ersten und einzigen, die in Aegypten geherrscht haben. Die verschiedenen Auslegungen der Griechen zeigen, daß der Fond ihrer Theologie entweder ganz abgeändert, oder durch philosophische Zusätze so verwandelt worden, daß man ihnen Gewalt anthun muß, wenn man sie alle in eine einzige Form bringen will. Der geheimnißvolle Schleyer,

den

den sie über ihre Lehren herzogen, hat uns die Succession ihrer allegorischen Bilder, und die allmählige Näherung zur Philosophischen Denkungsart vielleicht undurchdringlich gemacht: wir haben an einem andern Orte in dieser Bibliothek einige Vermuthungen gewagt, ohne den Lesern ihre Recht zu zweifeln zu rauben.

Der größte Theil des Artikuls ist nur ein Auszug aus Plutarchs Abhandlung, die wir also nicht weiter ausziehen dürfen. Fast alle, die wir über diese Materie gelesen haben, vom Plutarch bis auf den Jablonski haben nicht selten blos deswegen geirret, weil sie sich nicht vorstellen konnten, daß die Aegyptier eine so weise Nation, zu einer gewissen Zeit so gar ungereimte Dinge hätten glauben können, als man ihnen nachsagt. Ist es denn so unbegreiflich, daß ein Volk erst durch den Stand der Kindheit durchgehen muß, ehe es das männliche Alter erlangt? Wir bedauren es, daß Hr. B. diese Reflexion nicht gemacht hat, und daher mit seinen Vorgängern in einerley Widerspruch gefallen ist. S. 56. 57. C'etoient les Dieux des Egyptiens, connus par l'esprit. Ils en eurent d'autres, qu'ils connurent par les sens, le soleil, la lune, les astres, les elemens, *qu'ils coonfndirent souvent auec les premiers.* On va les voir dans le recit de Plutarque pag. 335.

S. 88-96. handelt er von den theologischen Kenntnissen der Griechen bey der Ankunft der Colonien. Er fährt immer fort, die Lehre von der Einheit Gottes auch unter den rohesten Völkern zu suchen, und bedenkt nicht, daß die Pelasger auch nur bey einer kleinen Anzahl richtiger Begriffe von Gott und dem Ursprunge der

Welt die Verkündigung des fabelhaftesten Gottesdienstes von den Colonisten so begierig nicht angenommen hätten. Die Beschreibung, die Thucydides uns von den Einwohnern des alten Griechenlandes macht, zeigt, daß man sie mit den wildesten Amerikanischen Völkerschaften in eine Classe setzen müsse.

Hr. B. unterscheidet in diesen Zeiten, Theologen, Dichter, und Physiker. Die ersten handelten nur die durchgehends angenommenen Meynungen ab, so wie sie durch die Tradition ihnen waren überliefert worden. Die Dichter theilten diese Religionslehren in prächtige Bilder und Allegorien, ein, so wie die Physiker alle natürliche Begebenheiten aus den nächsten Ursachen zu erklären suchten, ohne bis auf das erste Principium aller Dinge hinaufzubringen.

Wir sehen nicht ein, warum er die Theologen und Dichter so sorgfältig von einander trennt, da er doch gleich in dem folgenden Artikel S. 97. vom Orpheus und Linus handelt, die alle beyde Dichter gewesen, und gewiß auch nicht in dem engen Kreise der gewöhnlichen und überlieferten Meynungen stehen geblieben sind. — Auch diese müssen ihm zum Beweise dienen, daß man in den allerältesten Zeiten einen einzigen Gott und eine gewisse unbestimmte Art von Schöpfung geglaubt habe. Ein solcher Ausspruch hätte wohl eine genauere Untersuchung aller Fragmente von Orpheus verdienet. Wir sind nicht so dreiste, alle Ueberbleibsel als ganz neue untergeschobene Stücke zu verwerfen. Viele darunter haben eine so ehrwürdige und der Homerischen so ähnliche Sprache, daß man

entwe-

entweder sagen muß: Homer habe aus ihnen geschöpft, oder sie sind wenigstens zu einer Zeit von Orphischen Sängern geschrieben worden, wo dieser grosse Dichter fast der einzige war, nach welchem man sich bilden konnte. — Andere hingegen sind offenbar von den Alexandrinern erdichtet worden; in diesen bemerkt man die mystische Sprache dieser Männer, die die Lehre der Christen in philosophische Hypothesen verwandelten, und ohne Christen zu seyn, doch ihre Sprache redeten. Die vielen Widersprüche, die man in den von Gesner gesammleten Fragmenten antrifft, beweisen ebenfalls, daß sie von verschiedenen Verfassern herrühren. Bald werden darinn die αδραςεια oder das Fatum, bald Ζευς, bald die Sonne als das Principium und die Quelle der Wesen besungen. Wir wollen nur eine einzige Anrede hersetzen, die S. 371. in der Gesnerschen Ausgabe steht. Κεκλυθι τηλεπορȣ δινης ἑλικαυγεα κυκλον Ουρανιαις ςροφαλιγξι περιδρομον αιεν ἑλισσων Αγλαε Ζευ, Διονυσε, πατερ ποντȣ, πατερ αιης ἡλιε, παγγενετυρ, πανιαιολε, χρυσεοφεγγες.

Aus dieser können die Vertheidiger von wenigstens drey verschiedenen Hypothesen Beweise ihrer Meynungen nehmen, und also beweist sie wie viele andere — gar nichts. Am wenigsten würden wir uns aber auf die Fragmente, die man in den Alexandrinern und Kirchenvätern findet, berufen. Und dergleichen sind es doch, die Hr. B. anführt. Wir glauben, daß das Orphische Zeitalter mit unter die unbekannten Länder der Geschichte gehöre, und daß wir uns kaum auf die Erzählungen von ihm, vielweniger auf seine zweydeutigen Gedichte verlassen könne, wenn man den

Grad der Cultur, den die Griechen vor ihm hatten, und durch ihn erlangt haben, genau angeben will.

Statt dieser Untersuchung hätten wir eine andere, nemlich die Beurtheilung der uns noch übrig gebliebenen νομων der alten Gesetzgeber gewünscht, wo wir noch mehr Gewißheit haben können, als selbst in der Geschichte der griechischen Weisen. Diese mußten für Hr. B. ein wichtiger Gegenstand seyn, da er nicht nur die Meynungen einzelner Männer in der Lehre von Gott, sondern auch den Glauben ganzer Völker zu entwickeln, sich vorgenommen hatte.

Er nennt sie nur im Vorbeygehen S. 104-106, so wie noch einige griechische Theologen, und die berühmten sieben Weisen.

S. 107-114. handelt er von den Eleusinischen Geheimnissen. Er hält sie für die Schule der weisesten des Volks, und glaubt, daß eine reine von dem Aberglauben des Pöbels unterschiedene Sittenlehre darinn vorgetragen sey. Er beruft sich hiebey auf den Clemens von Alexandrien, wir wissen nicht, warum? Denn dieser mahlt sie vielleicht viel schlimmer ab als sie waren, und kann also wohl nicht gut zur Bestätigung der Meynung des Hrn. B. dienen.

S. 114-154. macht er eine weitläuftige Digression, in welcher er zu beweisen sucht, 1) daß alle policirten Völker die Einheit eines obersten Gottes erkannt haben; 2) daß der Stand der Wildheit und der Barbarey eine blosse Schimäre sey.

Um das erstere zu bekräftigen geht er alle die Völker durch, die nach der Erzählung Moses mit den Patriarchen oder Juden Gemeinschaft gehabt haben. Diese erken-

erkennen alle ein gewisses Wesen, das in der Schrift Gott genannt wird. — Aber dieser Ausdruck ist so wohl von dem wahren Gott, als vom Aegyptischen Ochsen gebraucht worden? — Diesen Einwurf beantwortet er S. 124. so: Mais est-il question ici de metaphysiciens subtils, qui creusent leurs ideès, et qui les denaturent à force d'analyse? — Eben deswegen würden wir sagen, beweiset dieser Ausdruck nichts, weil er von Leuten ist gebraucht worden, die keine bestimmte Begriffe haben.

Den Stand der Wildheit oder das kindliche Alter des menschlichen Geschlechts, wovon alte Geschichtschreiber anfangen, verwirft er deswegen, weil einige alte Philosophen den Ursprung des menschlichen Geschlechts ohngefähr so wie die Entstehung der Schwämme erklärt haben. — Dieses Argument würde treffend seyn, wenn man nicht die erste Behauptung glauben könnte, ohne an der letzten Theil zu nehmen. Daß dieses geschehen könne, haben wir bey Gelegenheit der Seilerischen Geschichte der Sitten gezeigt. — „Allenthalben waren Könige, Opfer, Altäre, Gerichtsstüle, und Apotheosen. — Der Verfasser nimmt schon eine veste Gesellschaft an, indem er den Stand der Wildheit widerlegen will. Warum dachte er denn nicht an den Orpheus, und die Horazischen Verse Sylvestres homines etc. die er S. 100. selbst angeführt hatte. In einem Fragmente des Orpheus, das Sextus Empiricus uns aufbehalten hat, werden die Griechen, deren Sitten er gemeldet hatte, so beschrieben.

ἠν χρονος, ἡνικα φωτες απ᾽ ἀλληλων βιον ειχον σαρκοδακη. Κρεισσων δε τον ἡττονα φωτα δαϊξε. (Edit. Gesn. p. 378.)

Wußten nicht die Griechen alle die Helden zu nennen, denen sie ihre Cultur schuldig waren? — Der Verfasser beruft sich auf den Homer und Hesiod, um die allgemeine Meynung von der Gottheit zu erklären, und ihren Zeus zum wahren Gott zu machen. — 1) Sind diese Dichter für die Zeiten, wovon die Rede ist, noch viel zu jung, und 2) sind sie auch lange so rechtgläubig nicht, als er wohl glaubt. Leute, die bald die Macht, bald das Fatum, bald die Liebe, bald den Ocean, und Zeus, und das Chaos, (lauter unerklärte Namen) auf dem obersten Thron setzen, können hier unmöglich als gültige Zeugen gebraucht werden. — Man erinnere sich zugleich an die Cyclopen, und an die damals noch gewöhnliche Frage, die man an Fremde that: Ob sie auch Räuber wären? so wird man sehen, daß der Stand der Wildheit noch nicht ganz aufgehöret hatte, oder wenigstens noch in sehr frischem Andenken war. —

S. 138. hält er den artigen Vorschlag des Jupiters im Homer (Iliad. Θ.), eine goldene Kette an den Olymp zu bevestigen, an deren einem Ende alle Götter und Göttinnen ziehen sollten, um zu erfahren, ob sie den Jupiter auf die Erde herabbringen könnten — für einen offenbaren Beweis, daß Homer und seine Zeitgenossen Jupiter für den einzigen obersten Gott gehalten haben. — Plato dachte nicht so, und wir müssen gestehen, daß uns die meisten Stellen im Homer, wo er von seinen Göttern redet, mehr im

Ton

Ton der Batrachomaomachie als in der erhabnen orphischen Sprache geschrieben zu seyn scheinen.

Wir verlangen unsere Empfindung niemanden aufzubringen; unterdessen müssen wir bekennen, daß namentlich der oben angeführte Klopffechterische Vorschlag uns nicht mehr Würde zu haben scheint, als die lächerlichsten Erzählungen der Grönländer von ihrer Sonne und dem Monde. Wir nehmen es dem Homer so wenig als den Grönländern übel, wenn er nicht wie ein moderner Philosoph von den Göttern gedacht hat: aber eben so wenig kann man es uns verargen, wenn wir ein Gemählde komisch finden, das nur gar zu leicht durch lächerliche Nebenbilder travestirt werden kann. (von S. 155-182.)

Wenn wir den 5ten und 6ten Artikel, die von den Ideen der griechischen Dichter zu den fabelhaftesten Zeiten, und von der Theogonie des Hesiods handeln, übergehen; so geschieht es aus keiner Ursache, als weil wir hier nichts neues finden, und die Hauptsache schon geprüft haben. S. 180. spricht der Verf. sein eigen Urtheil in folgender schöner Stelle aus: Ces questions, et d'autres du meme genre, restoient dans le vaque de leur imagination, auec les ideès de sort, de destin, d'espace sans bornes, d'eternité, d'être en général, de néant etc, lesqu'elles n'ont pris à la fin quelque consistance, que par l'opiniatreté de la metaphysique à s'en occuper. Wir können uns nicht enthalten, folgende schöne Vergleichung des Aristoteles unsern Lesern vorzulegen, (Metaph. Ic. 4.) *αμοδρως μεν τοι και ουδεν σαφως, αλλ᾽οιον εν ταις μαχαις οι αγυμνασοι*

νασοι ποιουσιν. Και γαρ εκεινοι προφερομενοι τυπτουσι πολλακισ καλας πληγασ, αλλ' ουτε απο επιστημης ουδε όυτοι εοικασιν ειδοσι λεγειν ά λεγουσι.

S. 183-202. kommt der Verfasser zur zweyten Epoche, die die Philosophie der Griechen enthält. Er fängt diesen zweyten Theil gleich mit einem vortreflichen Raisonnement über die metaphysischen Systeme der Alten an, worinn er die vornehmsten Wörter, die bey uns eine andere Bedeutung haben, bestimmt, und zugleich die verschiedenen Wege anzeigt, die die alten Philosophen nehmen konnten. Wir wollen unsern Lesern das wichtigste ausziehen: wir müssen aber bekennen, daß manche einzelne Bemerkungen von Wichtigkeit verloren gehen werden.

Die alten Philosophen (S. 186.) konnten nur vier Wege nehmen. Sie konnten sagen: 1) Daß diese Welt durch ein beystehendes Wesen (puissance assistante) regieret werde, welches so viel Ordnung hineinbrächte als die Natur der Materie, die es bearbeitete, zuließ; 2) daß jeder Theil dieser Welt einzelnen Wesen anvertraut sey, die wieder von einem obersten Gotte abhiengen; 3) daß die Gottheit mit der Welt ohngefähr in einer solchen Verbindung stünde, wie die Seele mit dem Körper; 4) daß man alles Daseyn eines vernünftigen von der Welt, unterschiedenen Wesens aufhob, und die Natur der Dinge entweder einer blinden Nothwendigkeit oder einem noch blindern Ohngefähr überlieferte.

Wer die philosophische Geschichte kennt; sieht leicht, von welchen Systemen Hr. B. diese vier Fälle abgezogen hat. Wir setzen nur zwo kleine Bemerkungen

gen hinzu. 1) Ist es zweifelhaft, ob je ein alter Philosoph die Hypothese von der Aßistenz recht deutlich gedacht, und das schaffende, oder bildende Wesen von dem leidenden so abgesondert habe, daß keine andere Gemeinschaft oder Vermischung (ὁμουσια möchten wir es im Griechischen nennen) zwischen beyden Statt gefunden, als eine unbegreifliche geistige Einwürkung der Gottheit in die leidende Natur. Hr. B. hat entweder den Thales oder Anaxagoras im Sinne gehabt. Beyde brauchten aber das bekannte Gleichniß von der Vereinigung des Leibes und der Seelen. — Es möchten also wohl die erste und die dritte Hypothese nur eine einzige ausmachen. 2) Hat Hr. B. das Emanations-System, womit Hr. Brucker, und noch viele andere so viel Aufsehens gemacht haben, gänzlich übergangen. Wir sind weit davon entfernt, diese Meynung bey so vielen Völkern und Philosophen anzunehmen, als Hr. Brucker gethan hat: wir glauben aber doch auch nicht, daß es verschwiegen werden dürfe, da es einmal eine Hauptformel geworden ist, womit man bey Ermangelung deutlicher Ideen die dunkelsten Räthsel aufgelöset hat.

S. 190. sagt Hr. B.: Les anciens avoint sur ces substances un vocabulaire très-different du nôtre. Aus nichts entsteht nichts. Dieß Wesen (la substance) aller Dinge ist unerschaffen, und unzerstörbar. Sie theilten es in zwo Arten: eine war sehr fein: die andere sehr grob. Jene war weder Körper (denn dazu gehörten bestimmte Eigenschaften, ποιοτητες, ποσοτητες) noch Materie, ὑλη, weil sie keiner Veränderung unterworfen war. Die Alten

waren

waren also Materialisten nicht aus einem verdorbenen Herzen, oder einer unbegränzten Ausgelassenheit, sondern aus blossem Irthum.

Natur (φυσις) hieß bey ihnen bald Gott, bald ein von Gott abhangendes Principium, dem die Regierung der Welt anvertrauet war: gewöhnlich aber un certain principe spontanée, un ressort physique et machinal, inhérent aux differens êtres, par lequel ou supposoit, que les individus naissaint, croissaint, se portaint aux fins de leur espece.

(In der zwoten Bedeutung haben wir das Wort niemals angetroffen. In der letzten wird es nur beym Aristoteles gebraucht, der sich aber nicht gleich bleibt, und sich wie Alexander Aphrodisäus und seine übrigen Nachfolger in seine eigene Begriffe verwickelt. An die berühmte ιδια und κοινη φυσις der Stoiker, und an die der Hutchesonschen so nahe kommende Bedeutung der alten Akademie hat Hr. B. gar nicht gedacht.)

Nicht allgemeiner ist das, was der Verfasser S. 194. von den vier verschiedenen Principien der Bewegung und der Ruhe sagt. Einige Alten behaupteten eine Bewegung der Zeugung, des Wachsthums, der Veränderung, und der Fortschreitung, (translation). Diesen setzten sie vier Arten von Ruhe entgegen.

Weit richtiger ist das, was er S. 196-202. von dem Grundsatze der Alten: daß nichts aus nichts entstehe, von ihrem Begriffe, vom Wesen, Nichts, und dem Undinge sagte. Nicht wenige Philosophen behaupteten, daß der Urstoff der Dinge eine formlose

Mate-

Materie sey, keine Eigenschaften habe, und folglich den Titel des Wesens nicht verdiene. Andere hielten sie für den Grund alles dessen was ist, und nannten sie daher im strengsten Verstande Wesen. Diese letztern theilten sich wieder in zwo Klassen ab: die eine nahm schon eine ursprüngliche Verschiedenheit in dem Urstoffe und wesentliche ewige Elemente des Feuers, der Luft u. d. gl. an: die andern hielten diese Elemente nur für Resultate der Verbindungen des Urwesens. Nach diesen verschiedenen Grundsätzen nannten einige alle zusammengesetzte Substanzen der Körperwelt blosse Erscheinungen, und diese konnten sagen: es entstehe etwas aus nichts, nemlich aus veränderlichen und unbestimmten Elementen. (Hier wurde das το μη ον dem το ον entgegengesetzt). Andere hingegen sagten: nichts entstehe aus nichts; das heißt, alles was da ist, muß aus wesentlichen und unzerstörbaren Elementen entstehen. Bey diesen war das Nichts das griechische μηδεν, bey jenen das το μη ον, die wir durch die Wörter Unding und Nichts unterscheiden könnten.

In dem Artikel von Thales S. 203-210. treffen wir viele Unrichtigkeiten an, die wir kurz bemerken wollen. 1) Beruft er sich auf den Cicero, der dem Thales nicht nur ein Principium das Wasser, sondern auch einen Gott, qui ex aqua cuncta fingeret, behaupten läßt, und kurz darauf dem Anaxagoras die Ehre, ein verständiges Wesen zur ersten Ursache angenommen zu haben, zuschreibt. In diesen Widerspruch fällt Hr. B. ebenfalls, indem er S. 209. sagt: C'est Anaxagore, à qui en appartient la gloire. In eben diesem Stücke hat es Laerz auch versehen.

2) Daß

2) Daß er die Ursachen, warum das Wasser das Principium aller Wesen sey, für die Gründe des Thales selbst ausgiebt, da es doch nur Vermuthungen des Aristoteles sind, Arist. Metaph. L. I. c. III. λαβων ΙΣΩΣ την υποληψιν ταυτην κ. τ. λ. Dies hat Heumann schon bemerkt, der aber zu weit gehet, und die ganze Lehre für angedichtet hält. 3) Sagt Aristoteles nirgends, daß alle ionische Philosophen bey ihrem materiellen Principio ein actives Wesen angenommen hätten. Er ist vielmehr wider die Vorgänger des Anaxagoras unwillig, und erklärt ihn ausdrücklich für den ersten Erfinder oder Vertheidiger des νυς. Meth. Lib. I. c. III.) Er bemerkt in eben diesem Kapitel, daß viele Alte unter den verschiedenen Elementen eins auswählten, das die übrigen alle formte, und also ganz wohl ein anderes lebendiges actives Principium entbehrlich machen konnte. Χρωνται γαρ ὡς κινητικην εχοντι τῳ πυρι την φυσιν, ὑδατι δε και γη και τοις τοιετοις τεναντιον. Man darf hier nur die Nahmen versetzen, um die ionischen Grundsätze vor dem Anaxagoras ohne Widerspruch erklären zu können.

S. 211-226. handelt Hr. B. vom Pythagoras. In der Lehre von Gott legt er die Stelle aus dem Cicero (De Nat. Deor. Lib. I. c. 11.) und eine andere aus dem Justin zum Grunde: in den Geheimnissen von den Zahlen nimmt er den Aristoteles (Met. Lib. I. c. 5.) zum Führer. Das Bekannte trägt er auf eine ihm eigene Art vor, und S. 216. 217. finden wir einige Gedanken, die bemerkt zu werden verdienen. Was ist der animus per naturam rerum intentus et commeans, ex quo animi nostri carpuntur.

Der Text scheint eine gewisse ausgedehnte Substanz anzuzeigen. Aber, sagt der V., ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Griechen, und insonderheit Pythagoras, der so viele Nationen gesehen hatte, nirgends den Begrif eines reinen unkörperlichen Geistes angetroffen habe? (Wir würden noch zugleich auf die Erfindung und Ergründung so vieler abstracten Nationen bringen, die so nahe an den Begrif des unkörperlichen gränzten, oder darauf führen konnten,) woher sonst die anstrengende Bemühung keine Ausdrücke zu brauchen, die von körperlichen Dingen hergenommen waren? Er nannte Gott weder Luft, noch Feuer, noch Ether, (dies ist nicht ganz ausgemacht,) sondern eine Zahl, eine intellectuale Einheit. Ueberdem war der Hauptendzweck seiner Philosophie, die Seele von den Fesseln der Sinne los zu machen. — Ces ideés approchent bien de l'immaterialité. — Er sagt zwar: Gott durchdringt alles; aber das sagen wir auch, ohne Gott zum Körper zu machen. — Von ihm kommen alle Seelen her. — Aber sind sie denn er selbst, wirkliche Ausflüsse oder Theile des göttlichen Wesens? Hier müste eine Auflösung seyn, die wir nicht wissen, oder die Pythagoräer widersprächen sich selbst. Am sichersten ist es, nicht zu entscheiden. — Eben diese Schwierigkeiten sind uns schon lange unauflöslich gewesen: wir haben sie deswegen in der Recension über den Hr. Brucker unsern gelehrten Lesern vorgelegt, und uns von ihnen Erläuterungen ausgebeten, wo wir bis jetzt noch nicht deutlich sehen.

Aus den Begriffen und Ausdrücken des Pythagoras (S. 221.) sind die sophistischen Ideen der Eleatiker,

ker, die Meynungen von allgemeinen und particulären Weltseelen, und die Atomen und Monaden des Leucipps und anderer hergeflossen. — Es ist noch eine Frage, ob diese Folge oder Ableitung von Ideen so wichtig sey, als Hr. B. glaubt. Aber wenn sie es auch wären: so kann uns doch ein so allgemeiner Ausspruch nichts bestimmtes lehren. Bisher ist es für uns noch eine der räthselhaftesten Theile der alten Geschichte, wie die sonderbaren Meynungen der eleatischen Denker aus der Masse von pythagorischen Begriffen, die sie vor sich fanden, entstanden sind? Was für Lücken und Unvollkommenheiten glaubten diese Männer an dem pythagoräischen System zu finden, die sie durch ihre Behauptungen ergänzen oder ausfüllen wollten? Wenn es bloß ihre Absicht war, etwas Unwandelbares zu haben, wobey sich die forschende Vernunft beruhigen könnte, warum blieben sie nicht bey der Einheit und den Zahlen des Pythagoras stehen? — Wir könnten noch mehr Fragen hersetzen: wir zweifeln aber schon, daß die obigen jemals werden beantwortet werden. Hr. B. äussert hier einige scharfsinnige Gedanken, die wir auszeichnen wollen. Zuvor müssen wir aber seine Eintheilung aller alten Philosophen in die Metaphysiker, Physiker und Mechaniker berühren. — Vom Sokrates sagte er weiter nichts, als daß er sich um diese Untersuchung wenig bekümmert habe.

S. 226-244 beschäftigt er sich mit den Eleatikern. Er scheint sie für leichtgläubige Schüler des Pythagoras oder für Nachdenker zu halten, weil er sagt, daß sie seine Monade oder Einheit auf guten Glauben und nach der wohl hergebrachten Formel αυτος εφα angenommen

men hätte. Aus blossem Irrthum verwechselten sie die Einheit eines obersten Wesens mit der absoluten Einheit des Wesens überhaupt, so daß sie alles für τα μιοντα erklärten, was nicht dieses Wesen war. — Diese Auflösung scheint uns, wir gestehen es aufrichtig, ein wenig gewaltsam. Sie waren, so viel wir sie kennen, keine so blinden Nachbeter des Pythagoras; und was die Verwechselung der oben angeführten Lehren betrift: so scheint sie uns zu handgreiflich zu seyn, als daß sie wäre übersehen, oder nicht von ihren Gegnern, deren sie sich mit allen Waffen der Dialektik kaum erwehren konnten, darauf aufmerksam gemacht worden.

S. 231-243 giebt er einen kurzen aber getreuen Abriß des eleatischen Systems. Er braucht die beyden wichtigsten Stellen aus dem Plutarch (S. 1114 adversus Colchum) und aus dem Aristoteles (Met. Lib. I. c. 5.) wo die Meynung des Parmenides, der am deutlichsten gedacht hat, (den Xenophanes und Melissus nennt Aristoteles αγροι κοτερες) erklärt wird. Die Lehre von der Schöpfung aus Nichts würde nach Hr. B. Meynung die Auflösung aller Schwierigkeiten ihres Systems gewesen seyn. (Baile hat dies auch bemerkt.) Und doch glaubt er nicht (S. 242.) daß sie in ihrer Terminologie nichts hätten ändern dürfen, weil sie ihre Einheit (το ἑν) in einer solchen Bedeutung nehmen konnten, daß sie die Wahrheit nicht ausschloß. Es ist daher Uebereilung, wenn man sie wegen der Uebereinstimmung der Ausdrücke für Vorläufer der Spinosisten hält. Vielleicht war ihre Einheit und die einzige Substanz des Spinoza eben so weit von einander entfernt, als die Meynung des letztern von dem Ge-

danken des Apostels, als er sagte: in ihm leben, weben, und sind wir. Man weiß, daß Spinoza sich auf diesen letzten Spruch berief, um seine Behauptung zu rechtfertigen. — Es bleibt immer ein grosser Unterschied zwischen den alten und neuen Unitarien (unitaires), weil jene ihre Moral nicht von der Metaphysik abhängig machten, sondern ihre Speculationen für hypothetische Muthmassungen ausgaben, die weder auf die Regierung des Staats, noch auf dies practische Leben einen Einfluß hatten. — Dergleichen schöne Gedanken trift man in diesem Abschnitt noch mehr an.

Der zweyte Artikel der zwoten Section enthält drey Abhandlungen S. 245 - 288. über die Weltseele, über das System des Timäus Locrus, und das ταυτον und ἑατερον, (αμεριςον, μεριςον, le même et l'autre,) des Plato. Wahre Meisterstücke, voll von neuen und hellen Ideen, die vielleicht demjenigen am meisten frappiren, dessen Geist schon eine zeitlang darüber gebrütet hat. Der Recensent verspricht sich, die wichtigsten Gedanken des Verfassers wo nicht in ihrer ganzen Stärke (denn das läßt kein Auszug zu) doch wenigstens in ihrer ächten Gestalt, den Lesern vorzulegen, weil seine Begriffe, so mit den Hr. B. seinen harmoniren, als wenn beyder Seelen sensibus et curis vacui sich mit einander unterredet, oder duce vi quadam sentiente atque divina auf dieselben geleitet worden wären.

S. 245 u. f. Eben die Meynung von der Weltseele, die fast alle alten Philosophen und Völker für die einzige vernünftige und rechtgläubige ansahen, wird von uns als die ungereimteste Schimäre, die nur je

von einer zerrütteten Einbildungskraft erzeugt worden, verlacht. Sonderbare Wirkung der Gewohnheit! Eine gewisse unsichtbare befruchtende Kraft, die die ganze unermeßliche Natur durchdrang, schien den Alten in eben dem Verhältniß vom Bewegen zum Empfinden, vom Empfinden zum Denken hinaufzusteigen oder in verkehrter Ordnung herabzusinken, je nachdem die Natur der Theile, und die Organisation der Körper, in welchen sie sich äusserte, mehr Receptivität und Fähigkeit hatte. Die Alten (fährt Hr. B. fort) konnten für ihre Hypothese verschiedene Gründe vorbringen. Wenn die Seele es ist, die durch den Menschen Handlungen verrichtet, und die zweye fähig macht, von jungen Kräutern oder zarten Gesträuchen angezogen zu werden: warum will man eine der letzten ähnlichen Erscheinung bey dem Magneten auf eine ganz unanalogische Art erklären? Es ist gar nicht nöthig, daß alle Seelen von gleichen Fähigkeiten und von einerley Art sind? — Welches ist wahrscheinlicher in dem glänzenden Sonnenkörper, dem Vater der vegetirenden Natur, eine Seele anzunehmen, die dem verworfensten Wurme nicht versagt ist, oder ihn auf einem Wagen um den Himmel fahren zu lassen? Sind denn unsere machinalischen Kräfte philosophischer und einleuchtender? Wir berechnen ihre Wirkungen, die wir wahrnehmen, ohne ihr inneres Wesen zu kennen: sollte das nicht ebenfalls bey den regelmäßigen Bewegungen einer eigenen Seele möglich seyn? Das Gefühl macht uns mit der Einwirkung einer Seele in einen Körper bekannt: Projection und Attraction lassen sich von der feurigsten Einbildungskraft nicht fassen. Konnte man es

also den alten Philosophen übel nehmen, wenn sie bey so ähnlichen Wirkungen ähnliche Ursachen vermutheten?

Aber welch eine Vergleichung zwischen einer menschlichen Seele und einem menschlichen Körper, und dem unermeßlichen Weltgebäude, und ihrem unbegreiflichen Baumeister? — Seele und Körper harmoniren doch mit einander: aber welcher Aufruhr von Meynungen, welcher Gegensatz von Wallungen und Handlungen in den Seelen, die man als Ausflüsse einer einzigen Substanz ansah? Entweder merkten die alten diese Schwierigkeit nicht, oder sie erklärten sie auch auf eine uns unbekannte Art. (Vielleicht aus dem Reste von eigenem Wesen oder Personalität, die sie jedem Individuo liessen.)

So dachten die Philosophen, oder konnten doch so schliessen. Mit diesen Betrachtungen fieng aber nicht gleich der Pöbel an. Dieser gab erst der Sonne und dem Monde, durch eine scheinbare Analogie verführt, eigene Seelen: bald darauf den Planeten und allen übrigen himmlischen Körpern. Die Dichter faßten eine so glänzende Idee, und bevölkerten alle Elemente mit Genien und Dämonen von verschiedenem Geschlechte. — Hernach traten erst die Denker hervor, und warfen den Fabeln ihrer Väter ein philosophisches Kleid um, indem sie eine allgemeine Weltseele annahmen. Ein so einfaches Principium kürzte (Hr. B. sagt es) alle Speculationen zu sehr ab, als daß man dabey hätte stehen bleiben sollen. Ferner von allerhand Art Sympathien und Antipathien, Abscheu vor dem leeren angeborne Gesetze, anziehende und wegstossende Kräfte, entstanden und zerstörten sich wechselsweise. Sind wir aber

auch

auch weiter gekommen? — Diese Frage mag sich ein jeder selbst beantworten.

§. 2. (S. 236-274.) enthält den deutlichsten Abriß des timäischen Systems, den wir jemals gelesen haben. Freylich immer etwas Hipothetisches mit untermischt, das mit andrer ihrer Auslegungen streitet: wer erwartet aber hier auch Demonstrationen, oder wer ist so unhöflich, über Vermuthungen zu zanken? —

Timäus nahm wie alle Alten zwey gleich ewige Wesen an, Gott und die Materie; diese regellos in ihren Bewegungen, jenen mit allen pythagoräischen Vollkommenheiten ausgeschmückt. Sollte also eine Welt (*κοσμος*) entstehen: so mußte Gott durch die Mittheilung seines Wesens die unbändige chaolische Materie zu überwinden, und so viel Ordnung als möglich, hineinzubringen suchen. Dies geschah nach dem Timäus durch die Vereinigung des Untheilbaren mit dem Theilbaren, des sich immer Gleichen mit dem Unbeständigen — und zwar nach den harmonischen Verhältnissen der pythagoräischen Tonleiter von Ideen, die damals noch in allen philosophischen Köpfen arbeitete, und auf alles in der Welt angewandt wurde.

Man muß sich daher den unendlichen Raum gleichsam in drey Absätze eintheilen. Die äusserste Fläche oder Circumferenz bewohnt der oberste Gott: die sublunarische Welt ist der dunkelste Theil der Materie: der Mittelpunct, der von der Gottheit am weitesten entfernt ist: den Raum zwischen dem Centro und dem Umkreise nehmen die himmlischen Sphären ein. Als sich nun der Vater der Wesen zur Mittheilung seines Wesens herabließ: so durchdrangen die göttlichen

Ausflüsse alle Himmel, und erfüllten sie mit unsterblichen unverweslichen Körpern, bis ihre Kraft sich allmählig in der Verhältniß der Entfernung von ihrer Urquelle verminderte, und sich endlich in unserer düstern sublunarischen Welt in die kleinsten gedenkbaren Theile verlohr. Daher sehen wir nichts als Verwandlung, Entstehen und Untergang: daher die verschiedenen Bewegungen und Geschwindigkeiten der Gestirne u. s. w. Ausser den Grundideen dieses Systems, die von den Pythagoräern hergenommen waren, ließ es sich vortreflich mit den alten dichterischen Bildern vereinigen. Man fand darin die neugestimmte Leyer der Welt, wovon die sieben Planeten die Sayten waren: Pan und der überirrdische Gesang der Musen, deren jede eine himmlische Sphäre bewohnte, und noch mehr glänzende Allegorien lagen in diesem Systeme versteckt, und wurden von jedem begierig hinein oder herausgewickelt, je nachdem die Einbildungskraft beschaffen war.

Zweifel lassen sich gegen diese Erfärung genug vorbringen. 1) Nennt Timäus sowol als Plato die ὕλη ἀμορφος, wie konnte sie also regellos und unbändig seyn? 2) Wie wollte man auf diese Art den Ursprung des Bösen erklären? Wie konnte die göttliche Substanz durch die Fortpflanzung verlieren, und warum endigte sich ihre Würkung jetzt mit der Atmosphäre des Mondes? Plutarch sucht diese Schwierigkeiten durch eine wüste unvernünftige Weltseele zu erklären, die er in der Materie vor der göttlichen Anordnung (διακοσμησις) annahm. Wir finden diese Meynung schon in einer andern Bibliothek weitläuftig ausgeführt, (Philologische Bibl. 1stes Stück) und tragen also Bedenken, an-

dere

dere auszuschreiben. Wir wundern, daß der Verf. diese unruhige Weltseele ganz übersehen hat.

3) Die Erklärung der Verhältnisse, nach welchen Gott sich mitgetheilt hat, ist bey Hr. B. einleuchtend. Ob sie aber richtig sey, ist schwer zu entscheiden. Wir haben uns in diese Geheimnisse niemals einlassen mögen: vermuthlich haben weder Plato noch Plutarch sich selbst verstanden. Die Zahlen des erstern waren schon zu Ciceros Zeiten das Symbolum undurchdringlicher Räthsel geworden; wir schämen uns also gar nicht, hier eine vorsetzliche Unwissenheit zu gestehen.

4) Hält der Verfasser die Schrift des Timäus für ächt, und für die Quelle, aus welchem Plato seine Ideen geschöpft hat. Wir haben viele Ursachen, sie für die Geburt eines viel spätern Griechen aus der alexandrinischen Schule zu halten, die wir hier aber nicht anzeigen können.

S. 289-323. beschäftigt sich der Verfasser mit den Lehren der Stoiker von Gott, dem Fato und der Welt. Er wiederholt die gewöhnlichen Beschuldigungen aber auf eine ihm eigene Art, und mit weniger Heftigkeit, als gemeiniglich zu geschehen pflegt. Man sieht es dieser Abhandlung an, daß der Verfasser die Stoiker mehr aus den Schriften ihrer Gegner, als aus ihren eigenen kennt, und daß er ihre Ideen nur durch den Nebel betrachtet hat, den eingewurzelte Vorurtheile um sie hergezogen haben. Es ist unsere Absicht nicht, ihre Apologie hier zu schreiben, sondern nur einige Proben zu geben, woraus erhellet, daß Hr. B. den rechten Gesichtspunct verfehlet hat.

1) Wiſſen wir nicht, warum er die ſtoiſchen Lehren von dem Heraklitus ableitet. Dieſer letztere nahm das Feuer als das erſte Principium an: die Stoiker nannten ihren höchſten Gott ein ätherisches oder wenn man will, ein feuriges Weſen. Dergleichen Symbolum hatte Pythagoras ebenfalls gebraucht. Was Hr. B. von der Uebereinſtimmung des heraklitiſchen und ſtoiſchen Fatums ſagt, iſt uns ganz unverſtändlich.

2) Die Stoiker ſollen nichts Neues geſagt, ſondern nur ein Gemiſche von cyniſchen und altakademiſchen Lehren durch eine ſich von andern unterſcheidende Terminologie den *Schein der Neuheit gegeben haben.* Er beruft ſich auf den Cicero, einen Mann, deſſen Zeugniſſe nichts gelten, wenn man ſie nicht alle zuſammenſtellt. wenn er als Akademiker gegen die Stoiker diſputirt: ſo führt er eine ganz andere Sprache, als wenn er als ein Freund der Stoa die epikuräiſchen Grundſätze beſtreitet. Man muß daher alle ſeine Urtheile zuſammen nehmen, und alsdenn möchten die den Stoikern vortheilhafte Zeugniſſe die entgegengeſetzten weit überwiegen. Er ſelbſt ſagt es, daß die Stoiker die ganze Lehre von den Pflichten erfunden, die Begriffe von Tugend, und die Theorie der Leidenſchaften in Ordnung gebracht, und die Seelenlehre durch gehörige Definitionen eine rechte Geſtalt gegeben haben. Man ſehe ihn de Fin. IV. c. 5. III. c. 1. Tuſc. IV. et Lipſ. Manud. I. Diſſ. 16. Wo er nicht Epikuräer redend einführt, oder die Luſt zu ſkeptiſiren ſich übernehmen läßt: da raiſonniret er durchgehends aus ſtoiſchen Grundſätzen und Erklärungen.

3) Wirft

3) Wirft der Verfasser dem Zeno einen Widerspruch zwischen seinen Lehren und seinem Leben vor. Er behauptete (wie Hr. B. glaubt) ein *unwiderstehliches* Verhängniß, das uns in seinem gewaltsamen Laufe wider unsern Willen mit fortreißt; diesem müsse man ohne Murren folgen; Zeno hätte sich also dem innern Zuge seiner Neigungen überlassen müssen, ohne durch anstrengende Bemühungen nach einer Tugend zu ringen, die das Fatum ihm versagt hatte. — Hätte nicht eine so unglaubliche Inconsequenz den Hr. B. auf die Bemerkung führen sollen, daß wir *vielleicht* in einige bildliche Ausdrücke einen strengern philosophischen Sinn hineinlegen, als sie selbst wollen, oder daß wir ihnen Bedeutungen der Wörter und Folgerungen aufbringen, die sie nicht für die ihrigen erkennen. — Hr. B. ist so unbillig, die Stellen, wo sie sich deutlicher erklären, nicht einmal anzuhören. Wenn sie sagen, daß Gott seine eigene Nothwendigkeit sey, und nur den Gesetzen folge, die er sich selbst vorgeschrieben hat: so erklärt er alle diese Aussprüche für Larven, die sie über ihre wahre Meynung hergezogen, um sie weniger abschreckend zu machen. — Er misbraucht die Ausdrücke ἑπεσθαι τῳ θεῳ, τῃ κοινῃ φυσει, τῃ εἱμαρμενῃ, die sie in vielerley Verstande nahmen, aber niemahls so wie Hr. B. es verlangt. — Sollte Hr. B. den Cicero de fato nicht gelesen haben, wo er c. 18 et sq. zeigt, wie Chrysipp das Fatum beybehalten habe, ohne die Freyheit aufzuheben? — Gründete sich nicht ihre ganze Sittenlehre auf den Unterschied der των εφ' ἡμιν und των ουκ εφ' ἡμιν? — Sagten sie nicht, daß alle Leidenschaften aus den Meynungen entstünden, die wir in unserer Gewalt hätten? —

Die pythagoräische Sekte hatte dieselben Ausdrücke und Gleichnisse, warum verfährt man denn just so gewaltsam mit den Stoikern?

4) Dringt Hr. B. auf die λογȢς σπερματικȢς, die keine Ideen waren, folglich nothwendige unwiderstehliche Gesetze seyn mußten, die jedes Theilchen der Materie fesselten. — Als wenn gar keine Mittelstrasse möglich wäre? Hier führt der Verf. keine einzige Beweisstelle an, sondern raisonniret aus lauter hypothetischen Sätzen, die man nur läugnen darf, um sie ungültig zu machen. — Allein die Dunkelheit dieser Materie sollte Hr. B. abgehalten haben, sie zur Entscheidung irgend einer Lehre zu brauchen.

5) Wie gewaltsam ist der Schluß, wodurch der Verfasser aus folgender prächtiger Vergleichung des dichterischen Seneka den Satz heraus zwingt: daß Gott der Sklave der Nothwendigkeit sey. Qualis est Iovis cum resoluto mundo, et Diis in unum confusis, paulisper cessante Natura, acquiescit sibi, cogitationibus suis traditur. — Jupiter ruhet, weil der Lauf der Natur und des Verhängnisses stille steht: er wird wieder lebendig, so bald diese sich aus den Weltruinen empor hebt. Ce repos est-il le repos d'un être, qui veille et qui pense sans agir, où la léthargie d'un Malade, dont toutes les facultès sont arretées et suspendues; où enfin une mort reelle, consistant dans la decomposition même de Iupiter regnant? Wir sind überzeugt, daß Seneka über so unzeitige Fragen unwillig geworden wäre. Seiner Meynung nach ist der Gott der Stoiker einer denkenden Uhr ähnlich, die die Stunden zählt, welche sie nothwendig anzeigt. — Hier können wir dies

nicht

nicht besser beantworten, als wenn wir unsere Leser auf die Bücher des Cicero de natura Deorum verweisen, wo man die Theologie der Stoiker in ihrer ächten Gestalt wieder finden wird.

Hr. B. denkt im übrigen von den Stoikern ganz anders, als alle Welt, und selbst ihre Gegner von ihnen gedacht haben. Ihr System, sagt er, ist mit dem epikuräischen im Grunde einerley. Dieses Paradoxon führt er in einer sonst vortreflichen Schrift (morale d'Epicure) die 1758. zu Paris herausgekommen, und uns erst jetzt in die Hände gefallen ist, weitläuftig aus.

S. 323-356. kommt er auf den Aristoteles, dessen Lehren von dem ersten Beweger der Sphären von der unzerstörbaren Natur der himmlischen Körper und den Veränderungen der sublunarischen Welt er von dem timäischen und platonischen System nicht weit entfernt hält. Wir werden auch wagen zu entscheiden, wenn man uns die unbestimmten Ausdrücke φυσις, τυχη, αυτοματον, εντελεχεια wird erklärt, und die Stellen angezeigt haben, wo er exoterische, und wo er esoterische Lehren vorträgt. Wenn der entgegengesetzte Gebrauch derselben Wörter auch durchgehends einen Streit oder Widerspruch in den Ideen voraus setzte: so würden wir deren im Aristoteles und seinen Commentatoren so viele finden, als man von so scharfdenkenden Männern gar nicht vermuthen kann.

S. 351-362. trägt er die Meynung des Strabo von Lanpsakus auf eine ganz neue Art vor, indem er sie dem System von den plastischen Kräften und Naturen nahe bringt. Die Stellen, die er anführt, scheinen uns dergleichen gar nicht zu sagen. Wir wollen die Hauptstelle aus dem Plutarch (adv. Colotem. p. 1116.) herse-

herſetzen. Τελευτων τον κοσμον αυτον ȣ ΖΩΟΝ ειναι φησι, το δε κατα φυσιν ἐπεσθαι τω κατα τυχην. Αρχην γαρ ενδιδοναι το αυτοματον, ειτα οὕτω περαινεσθαι των φυσικων παθῶν ἑκαστον. Dies heißt nichts anders als: das Ohngefähr ſpielt mit den unordentlichen chaotiſchen Elementen ſo lange, bis es ſo glücklich iſt, eine Zuſammenſetzung zu treffen, die fortdauernd iſt, und in ihrer eigenen Natur Geſetze findet, nach welchen es ſich richten kan. So lange die Theile des Menſchen noch zerſtreut waren, ließ ſich keine menſchliche Natur denken; als aber das αυτοματον einmal dergleichen hervorgebracht hatte, und dieſe werdende Subſtanz nach gewiſſen einförmigen Geſetzen handelte; da fieng ſowohl die Fortpflanzung als die Erhaltung des Geſchlechts an, von dem αυτοματω weniger abhängig zu werden. Φυσις iſt alſo nichts weiter als die Folge eines glücklichen Ohngefährs.

S. 363-371. Setzt er die Lehren des Leucipps und Epikurs, und S. 373-386. die Homoiomerien des Anaxagoras aus einander. Wir finden hier einzelne Beobachtungen ausgenommen nichts was eines Auszugs fähig wäre.

S. 387-409. wiederholt er kurz alle Syſteme der Philoſophen. Hieraus ſieht man wie natürlich und faſt nothwendig Hr. B. die Ordnung und Deutlichkeit iſt!

S. 404-452. enthält die dritte Epoche. So kurz dieſe Betrachtungen ſind, ſo haben ſie uns doch vorzüglich gefallen. Der Verf. wirft bisweilen ſcharfe Blicke, die das Innerſte der Syſtemen aufdecken. Deſcartes, Malebranche, Spinoza, Leibnitz, Cudworth und Newton ſind es, die er hier beurtheilt. Selbſt diejenigen, deren Lieblingsideen er hier nackt aufſtellt, werden ihm weder Scharfſinn noch Unpartheylichkeit abſprechen.

III. Hiſto-

III.

Historische Nachrichten und Fragen.



Fortsetzung der Denkwürdigkeiten von Constantinopel durch Herrn Grafen Dadich.

Im Monat October und nach dem Aufbruch der Minister von Congresse, schickte der Großvezier dem Gent-Ali-Bassa, Seraskier von Bender den Befehl zu, mit seinen Truppen zu den Befehlen des Kans bereit zu seyn, und mit den Tartarn auf Oczakow los zu marschiren, um es wieder zu erobern. Dieser Platz war durch die Russen gleich wieder hergestellt, und mit guten Verschanzungen versehen worden, so viel es die Kürze der Zeit erlaubte, weil man allemal vermuthen mußte, es würden die Türken die Gelegenheit nicht aus Handen lassen, neue Versuche zur Wiedereroberung zu machen. Man hatte auch eine gute Besatzung unter den Befehlen des General Stoffels, eines Teutschen und Lutheraners hineingelegt, der sich seit den Zeiten Peter des Grossen, dem er immer Proben seiner

ner Treue und Tapferkeit gegeben, in Rußischen Diensten befand. Der Tatarchan und der Seraskier unternahmen also die Belagerung dieses Platzes. Sie wagten die hitzigsten Stürme, sie fanden aber allemal einen mächtigen Widerstand und wurden mit beträchtlichem Verlust zurückgetrieben. Der Commendant General Stoffel that häufige Ausfälle, und unterließ nichts, was nach den Kriegsregeln zur Vertheidigung eines Platzes erfordert wird, den er auch rettete und die heftigen Wünsche der Türken vereitelte. Nachdem diese vergebliche Versuche fünf und zwanzig Tage gewährt, und der Kan, ausser den Flüchtigen und von den Ungemächlichkeiten Gestorbenen zwanzig tausend Mann bey dieser Belagerung verloren hatte, auch das Regenwetter und andere harte Witterung, welche in diesen Gegenden gemeiniglich zu herrschen pflegt, einbrach, so hob er die Belagerung auf, zog sich nach der Krimm zurück, und der Seraskier begab sich nach Bender. Dieser allein wurde wegen dieses unglücklichen Feldzugs gestraft und abgesetzt, hingegen an seine Stelle Chiuporli Numan-Bassa befördert.

Diesen Winter ließ sich der Seraskier von Budschak beygehen, seine Leute in den gewöhnlichen Streifereyen zu üben, indem er sich vorgesetzt hatte, die Länder der Russen auf der Seite des Dniepers anzufallen. Auch der Tartarchan rüstete sich, in gleicher Absicht auf der Seite der Linien einzufallen. Es sind diese Linien eine zusammenhangende vom Ufer des Donflusses an das Ufer des Dniepers gehende Kette von Verschanzungen, ausserhalb welcher das übrigens fast ganz öde Land liegt, welches bis an des Asofische Meer reicht.

reicht. In gewissen Entfernungen haben die Russen einige hölzerne Thürme oder Castelle angelegt, allwo Soldaten liegen, um solche Leute zurück zu treiben, welche die nahe gelegene Dörfer beunruhigen und ihnen ihr Vieh und geringes Vermögen wegschleppen. Die Russen, welche einen Monat vorher Wind von diesem Vorhaben bekommen hatten, machten auf allen Seiten Anstalten, um sich dem vorhabenden Einfall zu widersetzen. Sie hatten zu diesem Ende die Einwohner dieser Dörfer mit ihren Heerden und andern Habseeligkeiten weiter in das Land hineingeschickt, und stellten sich, als ob sie ihre Posten nicht sorgfältig genug bewachten, um den Tartarn desto mehr Muth zu machen, damit sie sicher in das Land der Cosaken einrückten. Diese glaubten es auch und drangen ganz lebhaft in die Linien ein. Die Russen aber verschlossen so gleich mit ihren Truppen die Pässe, und die Tartarn, welche merkten, daß sie in das Netz gefallen wären, wollten auf alle Weise versuchen, wieder zurückzukehren. Sie wurden aber so sehr verwickelt und geschlagen, daß viele tausend niedergehauen, andere gefangen wurden, und kaum konnte sich der Kan mit einer eilfertigen Flucht retten. Kein besseres Schicksal hatte der Seraskier auf der Seite des Dnieprs, sondern wurde mit solchem Verlust zurückgejagt, daß er beynahe selbst zum Sklaven der Russen gemacht wurde, wenn er langsamer gewesen wäre, sich auf ein anderes Pferd zu werfen, dessen Schnelligkeit er seine Freyheit zu danken hatte.

Die späte Jahreszeit, welche alle kriegerische Unternehmungen hinderte, und der Haß, den der

Großsultan gegen seinen Großvezier Abdula-Mussun-Oglu hatte, bestimmten ihn, den Großvezier, alle Ministers und den Sandschak, das ist die heilige Fahne des Propheten, welche man zu Kriegszeiten dem obersten Befehlshaber zu übergeben pflegt, nach Hofe zurück zu berufen. Hierauf kam der Befehl, daß an seiner Statt Afuats-Meemet-Passa als Seraskier wider die Oesterreicher, wider die Russen hingegen Chiuporli Numan-Passa Seraskier von Bender commandiren sollte.

Als der Großvezier in Constantinopel angekommen war, so wurde er sieben Tage hernach abgesetzt, und an seine Stelle Yejen-Passa befördert, der zuvor Groß-Zollaufseher gewesen und damals wirklicher Caimakam war. Diese Absetzung und Beförderung seines Nachfolgers war eine von den gewohnten Hofränken, welche durch den neuen Großvezier Yejen-Passa selbst veranlaßt wurden. Beyde waren zuvor in einer so innigen Freundschaft und Vertraulichkeit gestanden, daß sie einander die geheimste Bewegungen ihres Herzens entdeckten. Abdulla-Mussun-Oglu hatte seinen Freund versichert, daß, wenn er jemals Großvezier würde, er alles anwenden würde, um die Rechte dieser Würde wieder in ihrem vorigen Glanz herzustellen, und daß er alle Mittel versuchen würde, sein Unrecht zu rächen, und den Verschnittenen wo möglich zu stürzen, um das Werkzeug dieser Erniedrigung einer so angesehenen Staatswürde gänzlich aus dem Wege zu räumen. Yejen billigte das gerechte Vorhaben seines Freundes: der Ehrgeiz aber, der ihn antrieb, selbst nach diesem Posten zu streben, bewegte ihn, dieses

Geheim-

Geheimniß dem Mohren zu offenbaren, so bald er erfuhr, daß sein Freund zu dieser erhabenen Würde befördert worden. Dieses war genug, ihn zu stürzen, und dieses war auch für den, der es verrathen, das einige Verdienst ihm nachzufolgen. Der Geist seines verrathenen Freundes aber beherrschte auch ihn so stark, daß er den Mohren auf eine tragische Weise den Tod geschworen hatte. Aber auch er wurde verrathen, und mußte alsdenn die gewöhnliche Ungnade erdulden, welche allen denen bevorstand, die sich weigerten, die Reichsgeschäfte in den Händen des Mohren zu sehen.

Zu dieser Zeit wurde der Chiaja des Jaja-Passa, den man bey der Einnahme von Oczakow zum Sklaven gemacht, mit einem Rußischen Lieutenant von der angesehenen Familie Repnin von St. Petersburg nach Constantinopel geschickt. Sie paßirten durch Soroka in der Moldau und kamen nach Bender. Allda wurde der Officier angehalten, der Chiaja des Passa aber an den Ort seiner Bestimmung geschickt. Dieser Officier brachte Friedensvorschläge von Seiten Rußlands und nannte Holland und Engelland als Mittler. Man glaubt, daß hierzu die Bewegungen der Schweden Anlaß gegeben, welche die Russen ergründet hatten; denn diese merkten die französischen Verhandlungen wohl, welche die Absicht hatten, die Schweden aufzuhetzen, um den Krieg von den Türken abzuwenden. Die Russen wollten also zuvor einen Krieg endigen, damit sie alsdenn dem andern begegnen könnten, mit dem sie bedrohet wurden. Die Türken, welche aus der bisherigen Wendung der Umstände wohl empfunden hatten, was für einen schweren Krieg sie mit Rußland

führten, auf der andern Seite hingegen wider Oesterreich viel Glück gehabt hatten, zeigten zwar, daß sie diese Eröfnung gern hörten, beeilten sich aber nicht den Frieden zu suchen, sondern verwarfen vielmehr die Vermittlung von Engelland und Holland und schickten die nämliche Person wieder mit der Versicherung zurück, daß Frankreich allein in dieser Sache die Vermittlung übernehmen müßte. Als diese beyde wieder im Begriffe waren, nach Rußland zurückzukehren, so schickte die Pforte um ihre friedliche Gesinnung den Russen, welche ebenfalls zur Ruhe geneigt waren, zu erkennen zu geben, dem Fürsten Gicca in der Moldau Befehl zu, eine vertraute Person an den Grafen von Münich zu schicken, und ihn mündlich von der aufrichtigen Neigung der Pforte zum Frieden zu versichern, welchen sie niemals ausschlagen würde, wenn man Oczakow wieder abträte, Asoff schleifte und das Haus Oesterreich vom Frieden ausschlösse. Hierauf antwortete Münich, daß, was Oczakow beträfe, vielleicht seine kaiserliche Majestät sich dazu entschliessen würde, was aber Asoff und die Ausschliessung des Hauses Oesterreich vom Friedenstractat belange, so würde sie niemals darein willigen, wenn sie auch glaubte, daß sie alle ihre Reichthümer aufwenden und alle ihre Unterthanen aufopfern müßte, indem ihr so viel an ihrer eigenen Ehre als an der Ehre ihres Bundsgenossen gelegen sey.

Hierauf gieng Münich nach Petersburg ab, und überließ das Commando der Truppen dem General Romanzof, welcher in der Ukraine sein Winterquartier nahm. Die Oesterreicher begaben sich in ihre nahe gelegene Länder in Belgrad, Temeswar und Sieben-

bürgen

burgen in die Winterquartiere, und hiemit endigte sich der Feldzug und die Soldaten ruheten aus.

1738.

Im Monat März machte der Großvezier die Befehle kund, sich marschfertig zu halten, zu welchem Ende er in alle Provinzien die nöthige Firmane schickte, um die Zurüstungen zu beschleunigen. Adrianopel wurde zum Sammelplatz bestimmt. In Saxa ließ er alle Arbeiter an der Brücken über die Donau einstellen, wodurch man in der Vermuthung gestärkt wurde, daß man in diesem Feldzuge nichts wider die Russen im Sinne hätte, sondern wider die Oesterreicher allein mit allem Nachdruck Krieg führen wollte. Als die Zeit des Grases zum Besten der Pferde zu Ende war, so begab sich der Vezier am Ende des Maymonats auf den Marsch gegen Sophia. So bald er da angekommen war, so schickte er gleich den Beiler-Bei von Rumelien Ali-Passa einen Sohn des Abdi-Passa von Widin mit dem Vortrap gegen Orsova, welchen Ort Ajuats-Meemet-Passa Seraskier belagern sollte. Hierauf begab sich auch der Dschenitzer-Aga mit dem Vezier selbst und der übrigen Armee auf den Marsch. Es war schon auf dieser Seite des Donaustroms zu Tetislan einer kleinen Schanze in Servien, (wo vormals das alte Severinum eine vom K. Severus erbaute Stadt stand, und wo Trajan die berühmte Brücke von Steinen gemacht hatte, auf welcher er mit seinen Legionen in Dacien eindrang, wovon man auch noch heut zu Tag den Rest sieht,) eine Brücke gemacht worden. Die zahlreiche Türkische Armee konnte mit aller Bequemlichkeit und ohne Widerstand beyde entge-

gengesetzte Ufer des Flusses in Besitz nehmen, sich da lagern und der Seraskier die Belagerung von Orsova, das nicht weit vom ganzen Heere entfernt war, unternehmen. Der Beiler-Bei rückte mit einem starken Detaschement gegen Meadia, welches von den Oesterreichern verlassen wurde und ihm gleich in die Hände fiel. Dieses machte ihm Muth noch weiter vorzurücken. Nachdem er sein Corps verstärkt hatte, so begab er sich auf den Marsch und stieß auf das kaiserliche Heer unter dem Feldmarschall Grafen von Königseck, der den Herzog von Lothringen, jetzo regierenden Kaiser Carl des VI. Tochtermann bey sich hatte. Als der Marschall der Türken gewahr wurde, so suchte er sie in einen Hinterhalt zu ziehen, und dieses glückte ihm auch. Man umgab sie von allen Seiten, man trieb sie bald zurück, man schlug und nöthigte sie sich zur Hauptarmee zurück zu ziehen, welche auf der andern Seite Orsova belagerte. Das Türkische Heer kam bey Ansicht der Flüchtigen in solche Unordnung, daß es Artillerie, Zelten und die ganze Bagage verließ und eilends über die Brücke von Tetiolan zurückgieng um zu dem andern Corps zu stoßen, welches der Vezier selbst commandirte, der auf die Belagerung von Orsova aufmerksam war. Es ist zuverläßig und die Türken selbst haben es aufrichtig eingestanden, daß wenn die Oesterreicher von dieser glücklichen Verbindung Nutzen zu ziehen gewußt hätten, dieser Tag ihren ersten Fehler verbessert, ihnen den Ruhm eines vollkommenen Triumphs über ihre Feinde verschafft und endlich einen rühmlichen Weg zu einem vortheilhaften Frieden würde gebahnt haben. So viel liegt daran, gewisse Augen-

genblicke des Glücks, welche sich gemeiniglich auch bey den zweifelhaftesten Kriegen ereignen können, wohl zu benutzen, und es gereicht allemal zum grossen Nachtheil, wenn man in solchen Fällen dem Feinde Zeit läßt, sich zu erkennen, um sich zu rächen. Ohne die Belagerung von Orsova aufzuheben, that der Bezier alles um seinen Leuten wieder Muth zu machen, und den Platz in seine Gewalt zu bekommen, während daß die Oesterreicher auf der andern Seite mit dem sich begnügten, was sie gethan hatten und sich nach Meadia begaben, welches sie von neuem eroberten, und wo sie müßige Zuschauer vom Schicksale jenes Platzes waren. Dieser hielte sich indessen noch immer, weil die Oesterreichische Armee die Besatzung durch ihre Gegenwart belebte, und den Türken viele Beschwerlichkeit verursachte. Man mußte aber doch einmal mit dieser Unternehmung zu Ende kommen. Kaum waren die Türken von einigen Ueberläufern aus dem Platz versichert worden, wie übel es in demselben stehe, als sie den Vorsatz entwarfen und ausführten, den Königseck aus Meadia zu verjagen, und hernach den Platz zur Uebergabe zu zwingen. Der Seraskier selbst, der bey der unordentlichen Flucht des Beiler-Bei von der Belagerung sich entfernt hatte, bekam Befehl, die Oesterreicher in Meadia anzugreifen, um den erlittenen Verlust wieder zu ersetzen, und seine vorige Ehre wieder herzustellen. Er marschirte dahin vor Rache brennend, er grif Meadia an, verjagte die Oesterreicher aus diesem Posten und trieb sie bis nach Temiswar zurück. Nach diesem glücklichen Erfolg übergab der Bezier einem Sklaven, den er aus dem Platze gemacht, einen

Brief und versprach ihm die Freyheit, wenn er ihn dem Commendanten von Orsova übergäbe. Dieser befolgte den Befehl, und so sehr auch der Commendant bezeugte, daß er sich bis auf den letzten Blutstropfen wehren wollte, so fehlte es ihm doch an allem Benöthigten, die Oesterreichische Armee, von welcher er allen Succurs erwartete, war geschlagen, er mußte also endlich auf wiederholte Vorstellungen und Drohungen von Seiten der Türken sich endlich auf gute Kriegsbedingungen ergeben und mit seiner Besatzung sich nach Belgrad zurückziehen. Auf diese Weise wurden die Türken Meister von Orsova.

Mit Anfang des Junius hatte sich auch die Russische Armee von Periaslowo gegen dem Niester auf den Marsch begeben. Sie durchkreutzte die verlassene Gegenden von der Polnischen Ukraine, und kam nach einem abwechslenden und sehr mühsamen Marsche von zwey Monathen mit grosser Mühe endlich mit Anfang des Augusts auf dem Ufer des Niesters an, zwischen Roscow einem Polnischen Ort und Siloz einem kleinen Fluß, der sich in den Niester ergießt, vielleicht in der Absicht nichts anders zu thun, als den Türken eine kleine Diversion zu machen, indem dies kein Ort ist, weder auf dem Fluß eine Brücke zu schlagen, noch ihn durchzuwaten. So bald die Türken Nachricht hievon erhalten hatten, so schickten sie gleich den Sultan Seraskier von Budschak mit seinen Tartarn und den Welli einen Passa von zwey Roßschweifen ihnen entgegen um sie in dem Uebergang über den Fluß, wenn sie es ja versuchen sollten, zu beunruhigen. Als sie aber sahen, daß die Russen gegen Siloz marschirten, so gaben

sie

sie hievon dem Numan-Passa-Seraskier von Bender Nachricht, welcher mit vier Passa zu drey Roßschweifen und mit einer Armee von achtzig tausend Mann gegen sie marschirte. Niemand hatte weniger im Sinne, als Numan-Passa-Seraskier, den Russen diesen Uebergang mit Gewalt zu verwehren. Seine ganze Absicht war, sich vertheidigend zu halten, wenn er jemals von den Russen sollte angegriffen werden. Der Seraskier hatte nicht nur Befehl, nicht über den Niester zu gehen, sondern es hatte ihm auch der Verschnittene selbst einen Brief geschrieben, in welchem er ihm den Befehl ertheilt, sich blos zu vertheidigen, wenn er jemals sollte angegriffen werden, er könnte ihn aber mit einigem Grund versichern, daß die Russen dieses Jahr nichts unternehmen, ja daß sie nicht einmal über den Niester setzen würden. Es ist leicht zu begreifen, aus was für einem Grund dieses sichere Verständniß entstanden, und wie weit man in den allerfeinsten Unterhandlungen gekommen, daß man auch die beyderseitigen Absichten gewußt, noch ehe die Figur des Französischen Ministers in Constantinopel sichtbar in der Sache gehandelt, welcher einen ununterbrochenen Briefwechsel mit dem Residenten seines Hofs in St. Petersburgs unterhielte. Als das Rußische Heer gerad von den Türken über angekommen war, so lagerten sich beyde Armeen an den entgegengesetzten Ufern, zwischen welchen das helle Wasser des Niesters floß, dessen gemeinschaftlicher Gebrauch auch ein gleiches Verständniß in dem Betragen versprach. Die Türken dehnten sich von Roscow bis nach Solunzan, zwey Dörfer in der Moldau, und die Russen von Roscow in Polen

bis an den kleinen Fluß Siloz aus. Von der Rußischen Armee wurde der schon mehrmal benannte Officier Repnin, auf Befehl des Hofs an den ebenfalls schon gemeldten Paja-Passa geschickt. Sie giengen wieder über Soroka nach Jaßi. Der Fürst von der Moldau hatte schon vorläufige Nachricht von ihrer Ankunft von Seiten der Pforte erhalten, welche ihm befohlen hatte, den Officier bey sich zu behalten und ihm alle Ehre zu erweisen. Seinen Reisegefährten den Türken schickte er gleich an den Vezier. Der Fürst befolgte den empfangenen Befehl aufs pünktlichste. Als aber Paja-Passa bey dem Vezier angekommen war, so schickte ihn dieser mit eben so grosser Eilfertigkeit nach Constantinopel. Hier wurde er bald abgefertigt und mit der Antwort wieder abgeschickt. Mit ihm gieng ein gewisser Tott Andreats ein Ungarischer Officier des Fürsten Ragozzi, der einen Auftrag vom französischen Gesandten, Herrn von Villeneuf mit Einverständniß der Pforte hatte. Als sie in der Moldau angekommen waren, so übergab Herr Tott dem Rußischen Officier ein Paquet, welches an den Herrn von Allion französischen Bottschafter in Petersburg gerichtet war. Er und der Türk paßirten über Moilow, und der Fürst ließ sie durch seine Leute begleiten, worauf sie wieder an den Petersburger Hof zurückkehrten. Nach ihrer Abreise gieng Herr Tott über den Niester, und wartete dem Feldmarschall von Münch auf, mit welchem er, wie man nicht ohne Grund vermuthet, einige andere Aufträge in Richtigkeit zu bringen hatte, deren Gegenstand noch geheimnißvoller war.

Mit den Vorfallenheiten in Ungarn, während daß die Russen sich sehr unthätig betrugen, endigte sich der Feldzug. Als diese leztern in die Winterquartiere nach der Ukraine zurückzogen, so schleiften sie vor ihrem Rückzug Oczakow, welches ihre einige Unternehmung in diesem Jahre war. Die Oesterreicher zogen sich ebenfalls in ihre Winterquartiere bey Temeswar, Belgrad und andern nahe gelegenen Orten zurück. Der Vezier besezte Orsow und die andere kleinere Oerter in der Nähe zusammt dem Posten von Meadia, verlegte sein Heer in der Bulgarey, und begab sich nach Constantinopel. Bey seiner Ankunft sahe er sich genöthigt, die Passa abzusezen, welche über die Armee am Niester commandirt hatten, damit er das Volk befriedigte, welches wider ihre Aufführung misvergnügt war, weil sie nicht über den Niester gesezt, noch die Russen angegriffen hatten. Der Vezier wußte ihre Commissionen sehr wohl, er wußte auch, daß sie denselben genau nachgekommen. Da man aber das Volk befriedigen mußte, welches blos das was geschicht erfährt, und über die innere Triebfedern der Begebenheiten nicht nachdenken darf, dem man auch von den innern Stats-ursachen keine Rechenschaft zu geben hat; so sahe er sich genöthigt, auch wider seinen Willen diesen Schritt zu thun, um einmal dem beständigen Murren ein Ende zu machen, von welchem er befürchten mußte, daß es noch weitere Folgen haben könnte. Er sezte also den Numan-Passa-Seraskier ab, welcher die Hauptfigur war, und übertrug diese Stelle dem Welli-Passa, worauf sich die Unzufriedenheit des Volks legte.

Dem Fürsten von Moldau wurde neuerdings Befehl zugeschickt, eine vertraute Person an den Grafen von Münch abzusenden, und ihm vorzutragen, daß da er Oczakow demolirt habe, er nun auch das nämliche mit Assow thäte, und, wenn er den Frieden verlangte, dem Bündniß mit Oesterreich entsagte. Dieser Schein diente zu nichts anders, als die Welt zu unterhalten. Denn die Hauptsache war durch den französischen Minister Villeneuf und durch den Verschnittenen schon in gute Wege eingeleitet. Indessen bezog sich die Antwort des Münch auf seine erste Antwort, vielleicht war sie auch noch stärker und zuversichtlicher, eben als ob die Entscheidung des Projekts von ihm abhienge.

Während daß diese kleine Auftritte gespielt werden, so erscheint Repnin von neuem mit Briefen vom Rußischen Reichsvicekanzler Ostermann und vom französischen Minister in Petersburg an den französischen Minister Herrn von Villeneuf in Constantinopel. In seiner Gesellschaft kam Mulla-Mustafa, ein Türk von Astrakan, ein Unterthan und Dragoman vom Rußischen Hofe, als der junge Repnin in Adrianopel angekommen war, so starb er an der Pest, der Dragoman sein Gefährte überbrachte also die Briefe an den französischen Minister allein. Die Tartarn aber, welche sich nicht dem Müßiggange überlassen wollten, brangen von ihrer natürlichen Gewohnheit diesen Winter von neuem in die Ukraine ein, fanden aber die Gränzen wohl besetzt, wurden auf allen Seiten zurückgetrieben, und zogen sich ohne weiter vorzurücken nicht ohne grossen Verlust zurück.

Mit

Mit dem Anfang des neuen Jahrs 1739. wurde der Vezier Jeyen-Passa abgesetzt, und auf die Insel Scio verwiesen. Es wäre sehr schwer von den häufigen Veränderungen der Staatsämter bey den Türken allemal die Ursache anzugeben. Von dieser aber kann man sagen, daß der nämliche Beweggrund, welcher ihn zu diesem hohen Posten erhob, ihn auch wieder von demselben herabstürzte. Er hatte dem Mohren den Untergang geschworen, so bald er die Thore von Constantinopel würde verlassen, und sich an die Spitze des Heers gesetzt haben: denn bey dieser wollte er einen Aufruhr wider ihn stiften und hierauf seinen Tod fordern. Es war keine geringere Triebfeder nöthig, um das Ende des vorhabenden Trauerspiels zu sehen. Der Mohr aber bekam noch zu rechter Zeit Nachricht davon und kam ihm durch seine Absetzung zuvor. Hierauf wurde zu diesem Posten erhoben, Ajuats-Meemet-Passa, welcher das vorhergehende Jahr Seraskier bey der Einnahme von Orsova gewesen war. Als er sich dem Sultan das erstemal in dieser Figur darstellte, so sagte er ihm, er habe ihn deswegen zu diesem Posten erhoben, weil er schlechterdings mit Ausgangs des nächsten Feldzugs Belgrad in seiner Macht haben wollte, er möchte also darauf bedacht seyn, ihm durch Vollstreckung dieser seiner ausdrücklichen Willensmeynung Gelegenheit zu geben, seine Geschicklichkeit und Tapferkeit zu loben. In dieser Absicht machte er alle nöthige Zurüstungen, und erwählte Sophia zum Waffenplatz, weil ihm diese Stadt am bequemsten lag.

Hatte die Pforte ihre wichtige Ursachen, häufige Veränderungen bey den Veziren und andern Passa vorzu-

vorzunehmen, so hatte auch der Wiener Hof noch viel wichtigere Beweggründe, das nämliche zu thun, je mehr er sahe, daß man in diesem Krieg kein Glück hatte. Wer konte es aber beschreiben, wie weit die Bestechungen damals gegangen sind? Man hat leider hievon Denkwürdigkeiten, worüber man sich entsetzen muß. Der Kayser, als Feldmarschall bey seinem Heere, den alten Grafen Wallis in der That eine Person von Treue und Tapferkeit, dessen Aufführung aber desto weniger kann gelobt werden, je mehr er bey gewissen Gelegenheiten widrige und unzeitige Maaßregeln ergriffen hat, wenn man ihn anders nicht wegen einer Ursache schadlos halten will, in welche er unschuldiger Weise gewilligt, und die schlimme Folgen davon hat ertragen müssen. Ihm wurde als zweyter Marschall der Graf von Neuperg zugegeben, mit der Vollmacht, wegen des Friedens Unterhandlung zu pflegen, ein Auftrag, wovon der ganze Plan des Feldzugs abhängen mußte. Man hatte also anstatt eines zween Commandanten, beyde hatten entgegengesetzte Absichten, welches folglich die ganze Anordnung und Leitung des Heers sehr änderte.

So bald die gute Jahrszeit anbrach, welche die kriegführende Herren ins Feld berief, so wurden alle Zurüstungen gemacht, um den Feldzug zu eröfnen, und der Vezier marschierte also nach Sophia. Herr von Villeneuf, französischer Abgesandter an der ottomanischen Pforte, der als Friedensmittler erklärt und vom Großherrn mit einem prächtigen Zobelpelz beschenkt worden war, folgte dem Vezier nach, um seinen Auftrag desto leichter befolgen zu können. Die Oesterreicher versammleten sich unter Belgrad, und verschanzten sich

in

in den gut angelegten Transcheen, deren sich der seel. Prinz Eugenius im letzten Krieg bedient hatte, als er Belgrad im J. 1718. eroberte. Die Russen versammleten sich zu Walsicow auf den Pohlnischen Gränzen.

So bald man Nachricht vom Marsche des Veziers mit dem Friedensmittler bekommen hatte, so wurden die Correspondentien zwischen beyden streitenden Partheyen gleich erofnet. Die Oesterreicher hatten dieses Geschäft dem Grafen von Neuperg übertragen, und die Russen schickten einen Major mit Briefen an den vermittlenden Botschafter, welcher meldete, daß ihm bald Herr Cagnoni, *ein Mitglied* vom Collegio auswärtiger Geschäfte, Seiner Czarischen Majestät mit Briefen nachfolgen würde, welche seiner Person und seinem Geschäfte als Beglaubigungsbriefe dienen sollten, so daß, wenn der Friede auf die von Rußland vorgeschlagene Bedingungen geschlossen würde, Cagnoni Vollmacht hätte, ihn zu unterzeichnen.

Der Vezier brach mit seiner ganzen Macht von Sophia gegen Belgrad auf, mehr in der Absicht, es zu blokiren, als eine förmliche Belagerung zu unternehmen, weil er wohl wußte, wie stark dieser Ort nicht nur durch seine ausserordentliche Bevestigungswerker verschanzt, sondern auch durch die ausgesuchteste und tapferste Leute besetzt war. Er hatte auch im Sinne, um eine starke Diversion zu machen, dem Ali-Passa-Echim-Zaade anzubefehlen, daß er mit seinen zwanzig tausend Bosniaken und andern Truppen zu Pferd einen Einfall in Ungarn thun sollte. Seine Absicht war, die Oesterreicher zu theilen, damit er sie desto leichter angreifen und schlagen könnte, und in der Belagerung von Belgrad

grad, welche er hernach vornehmen wollte, desto freyere Hände hätte. Hiedurch hofte er seinen Zweck zu erreichen, und den Befehl seines Herrn zu erfüllen.

In der That behauptet man, daß die Türken ihre Sachen niemals besser angeordnet, ja daß niemals ihr Heer in besserer Ordnung marschirt sey. Voraus marschirte der Beiler-Bej von Rumelien Ali-Passa, ein Sohn des Abdi-Bassa, mit einem starken Detaschement meistens Spahi, und mit zehen tausend Albanesern. Auf ihn folgte Ali-Passa-Cchim-Zaade von Bosnien mit zwanzig tausend Bosniaken, meistens Fußvolk. Nach ihm kam der Janitscharen Aga mit dem ganzen Kern dieser zahlreichen Miliz, und in einer Entfernung von zwey Stunden folgte der Vezier mit einem starken Corps de reserve, und alle nahmen ihr lager, so wie sie anmarschirten, ein. Der Beiler-Bei von Rumelien, der zuerst ankam, besetzte den geraumigen Hügel von Grozka, der seinen Namen von einem kleinen Flüßchen hat, das sich in die Donau ergießt. Der Ort ist auf der Seite von Belgrad sehr hoch und von einem schweren Zugang, er hat auf einer Seite grosse Präcipize, welche sich bis an das Ufer der Donau erstrecken, auf der andern dichte und grosse Waldungen, so daß man um den Hügel zu besteigen, durch enge und wichtige Defiles paßiren muß. Dem Grafen Wallis lag dieser Posten allzusehr am Herzen, als daß er sich nicht hätte Mühe geben sollen, ihn zu besetzen. So bald er vom Marsche des türkischen Heers Nachricht bekommen, so hielte er für rathsam, ihn zuvor zu kommen, er ließ daher die ganze Infanterie in ihren starken Verschanzungen, und zwar, wie man sagt, auf Anrathen

rathen des Grafen von Neuperg, er nahm Cuiraßiere und die andere Reuterey mit sich, und marschirte gegen Grozka. Er war nicht mehr weit von der Anhöhe, als er merkte, daß der Posten durch den Beiler-Bei besetzt wäre, er entschloß sich also, ihn lieber mit aller Macht anzugreifen und zu vertreiben, als daß er sich hätte zurückziehen sollen. Er wußte den ausdrücklichen Befehl, den der Beiler-Bei vom Vezier hatte, ihn, es koste was es wolle, anzugreifen. In dieser nicht genug überlegten Hitze wollte er lieber sein Glück dem Ungefähr aussetzen, als ihn in seinen starken Verschanzungen erwarten, allwo er ihn nach der allgemeinen Meynung ohne Zweifel würde überwunden, und den Platz von der bedrohten Gefahr befreyt haben. Das Treffen war hitzig, und die Türken des Beiler-Bei fiengen schon an zu weichen, als Ali Passa von Bosnien mit frischen Truppen ankam, und dem ersten Glück der Oesterreicher eine ganz andere Gestalt gab. Denn diese wurden hernach noch durch den Janitscharen Aga, und endlich durch den Vezier überfallen, beyde Theile fochten wie Verzweifelte, das höchst blutige Gefecht währte acht Stunden lang, und am Ende sahe Wallis zu seinem äussersten Verdruß den gänzlichen Ruin seiner Cuiraßiere und Officiere, er machte sich also die Nacht zu Nutz, und zog sich zu seiner Infanterie zurück. Die Anzahl von todten Christen und Türken war ausserordentlich groß, welche der Vezier den folgenden Tag in die Donau werfen ließ. Man kann sagen, daß dieser beträchtliche Vortheil die Türken überaus viel Blut gekostet. Einige glauben, daß wenn sich die christliche Infanterie in dem Treffen befunden hätte, der Ausgang ganz verschieden

gewesen wäre. Die Folgen aber, welche dieses Unglück der Oesterreicher nach sich zog, waren höchst fatal, und die Wunden von diesem unglücklichen Tag sind noch offen. Der Vezier, der von den Oesterreichern nichts zu befürchten hatte, entsagte nun seinem ersten Plan einer Diversion um desto mehr, weil der Zufall von Grozka für ihn glücklich genug ausgefallen, und rückte gleich mit seinem ganzen Heer vor Belgrad.

Während daß dißseits der Donau die Türken das Kriegsglück versuchten, so schickten sie auch jenseits dieses Stroms den Passa Tos mit einem starken Detaschement ab, damit er bis in das Bannat von Temeswar und in Siebenbürgen eindränge. Er stieß auf den Fürsten von Lobkowitz, welcher zwölf tausend Oesterreicher commandirte, wurde von ihm angegriffen, geschlagen, und sein ganzes Lager erobert. Dieser geringe Vortheil aber konnte der österreichischen Sache nicht wieder aufhelfen, welche nach dem fatalen Treffen von Grozka je länger je mehr zerfiel. Der Verlust jenes Treffens schlug den Muth dieser Truppen so sehr darnieder, daß auch ihr Marschall selbst in der äussersten Verzweiflung war, und sich nicht einmal mehr in den verschanzten Linien von Belgrad für sicher hielt. Weil der Verlust der Cuirassiere und der Reuterey das Heer gar sehr entkräftet hatte, so glaubte er ausser Stand zu seyn, die Angriffe der Türken auszuhalten, welche durch den Sieg neuen Muth bekommen, und ihm an Mannschaft weit überlegen waren. Er warf einige Bataillone zur Verstärkung in den Platz, der von den Türken sehr bedroht war, und kaum sahe er sie abgehen, als er gleich sich auf die andere Seite der Donau zog.

So viele für die Türken äusserst vortheilhafte Umstände benahmen den Türken, ihrer guten Stellung ohnerachtet, doch noch nicht alle Furcht vor den österreichischen Waffen. Die hohe Meynung von ihrer Tapferkeit konnte ihnen nicht aus dem Sinne gebracht werden, sie hatten also nicht so viel Zutrauen in sich selbst, daß sie nicht mit aller Vorsicht auf Belgrad anmarschirten. Der Anblick der starken Vestung, ihre bekannte Besatzung, die gemachte Zurüstungen zur Vertheidigung, das Vorhaben des Commandanten sich zu vertheidigen, machten, daß sie Belgrad für eine unüberwindliche Vestung hielten, wobey sie viele Mannschaft und Zeit verlieren würden, sie befürchteten auch, es möchte, während daß sie sich durch eine so wichtige Belagerung schwächten, das Corps des Grafen Wallis, das jeßo vor Furcht flohe, sich erholen, und ihnen, wenn sie durch die Strapazen ermüdet wären, auf den Hals fallen, wodurch sie könnten genöthigt werden, ihr Unternehmen mit Schimpf zu verlassen. Dieser Bedenklichkeiten ohnerachtet, zeigten sie sich unter dem Plaß, zogen ihre Circumvallationslinien, ordneten den Angrif, und fiengen an Bresche zu schiessen. Nachdem sie auf diese Weise drey Tage hindurch ihre Angriffe vergeblich gethan, so sahen sie einen Trompeter mit einem Brief vom Grafen von Neuperg an den Oberdragoman der Pforte, in welchem er schrieb, daß, wenn ihn der Vezier annehmen wollte, er gleich erscheinen würde, um wegen des Friedens mit ihm zu handlen, wozu er vom Kayser, seinem Herrn, alle Vollmacht hätte, indem bey dem Heere der Mittler, der französische Minister, selbst zugegen wäre. Als der Vezier und alle seine Mi-

nister wider alles Vermuthen einen so unerwarteten Antrag hörten, und nichts mehr als den Frieden wünschten, zu dessen Erleichterung sie auch Rußland die Hände bieten sahen, so nahmen sie ihn auf, hörten ihn an, und nachdem er verschiedene geheime Unterredungen mit dem französischen Gesandten gehabt, und oft von Belgrad in das türkische Lager hin und her gieng, so zeigte er einen solchen Eifer den Krieg zu endigen, daß die Türken, der General Schmettau, welcher die Vestung vertheidigen und erhalten wollte, mochte sagen was er wollte, ihren Endzweck durch Abtretung dieses Hauptplatzes vollkommen erhielten. Die Uebergabe von Belgrad ist also ausgemacht, aber die Türken erstaunen selbst darüber, weil sie sehen, daß sie die Vestung zu einer solchen Zeit erhalten, da sie alles befürchten.

Die Russen rückten durch die pohlnische Ukräne und Podolien fast in Pekutien ein. Auf dem entgegen gesetzten Ufer folgte ihnen der Seraskier Welli Passa, der sich stellte, als ob er ihnen entgegen gienge, und ihren Uebergang über den Niester hindern wollte. So langsam auch der Marsch der Russen war, so wollte der Seraskier doch den seinigen nicht übereilen, noch zu rechter Zeit kommen, um ihnen den Uebergang über den Niester streitig zu machen. Diejenigen, so die Aufführung des Passa nicht verstanden, schrieben das seiner Nachläßigkeit zu, worzu er doch Befehl gehabt, indem er nichts anders als ein blosser Zuschauer von den Wendungen eines andern seyn sollte. Indessen kamen die Russen nach einem langen und mühsamen Weg am Niester ohnfern von einem pohlnischen Ort Horodinka an, und setzten allda über den Fluß, die Reuterey ritte durch, das Fuß-

volk wurde auf Schifbrücken herüber gebracht. So bald sie über den Fluß gegangen waren, so drangen sie in die benachbarte Moldau ein. Der Fürst Cantimir, ein Sohn des Fürsten, der bereits im J. 1711. sich in die Dienste des Czaars Peter des Grossen begeben, wurde von den Russen als Fürst von der Moldau erklärt, wenn er sie erobern würde. So bald er also seinen Fuß in das Land gesetzt, das er schon als das seinige ansahe, so schrieb er einen Brief in einem ganz gebieterischen und fürstlichen Ton an die Moldauer, daß sie sich empören, ihren Fürsten Gicca festsetzen, und ihn gefangen zu den Russen führen sollten. Die Moldauer aber erinnerten sich dessen allzu wohl, was ihre Voreltern erlitten, sie hatten die traurige Erfahrung, daß sie allemal den größten Schaden davon gehabt, so oft sie sich für die Kayserliche, oder Russen, oder Polaken erklärt. Die letzte Begebenheit am Pruth unter dem Czaar Peter war ihnen noch ganz neu, da sie zwar gehoft hatten, sich vom ottomanischen Joch zu befreyen, aber hernach nur in desto ärgere und engere Fesseln zurück fielen. Sie kannten auch ihren Fürsten nur allzuwohl, und wußten, daß er schlau genug war, so bald er Wind von ihrer Absicht bekäme, die Tartarn herbeyzurufen, und das ganze Land ihren Verheerungen Preiß zu geben. Sie konnten sich also nicht entschliessen, auf die Anmuthungen des Cantimirs schriftlich zu antworten, sondern stellten nur den Ueberbringern des Schreibens mündlich vor, wie sie es nicht wagen könnten, eine Handlung zu thun, wodurch sie als Rebellen gegen ihren Regenten, dem sie zu ihrer Strafe unterworfen wären, dargestellt würden, wenn es aber Gott gefiele, sie in diesen Augenblicken von

dem harten Joch, unter welchem sie seufzeten, zu befreyen, welche Gnade sie von Gott beständig erflehten, so würden sie sich eine wahre Ehre daraus machen, getreue Unterthanen vom rußischen Reiche zu seyn. Der Graf von Münch gerieth über diese Antwort in die gewöhnliche Anfälle eines ungemessenen Zorns, und gab gleich, ohne der Stimme der Leutseligkeit und Menschlichkeit Gehör zu geben, den harten Befehl, das Land zu verheeren. Die Cosaken, ein von Natur räuberisches Volk, über welche Cantimir und ein gewisser Griech Capnista, das Hauptcommando führten, plünderten unter dem Vorwand, daß die Moldauer ihre Effecten in die nahe gelegene Dörfer von Pohlen geflüchtet, alle diese Gegenden rein aus, fielen hernach in die Moldau ein, und opferten alles ihrer Raubbegierde auf, entheiligten die Kirchen, und raubten das Silber und andere reiche Kirchengeräthe, die sie fanden. Weder die Thränen armer Familien, noch die demüthigste Bitte der Priester vermochten, ihrer unmenschlichen Grausamkeit ein Ziel zu setzen, welche sie ohne Unterschied ausübten. Mit Beute beladen, und vom Weine berauscht, verfielen sie in die Ausschweifungen, welche den zügellosen Soldaten eigen sind, so daß das arme Land von denjenigen das grosse Ungemach litte, von welchen es seine Befreyung erwartete.

Die Polaken waren über die Verachtung und über die Herrschsucht der Russen sehr ungehalten, nicht nur, weil sie durch ihr Land gezogen, ohne vorher die Einwilligung der Republik begehrt zu haben, welches doch bey solchen Gelegenheiten zwischen Fürsten gewöhnlich ist, sondern auch weil sie sich unterstanden, ihr Land zu plündern. Sie gedachten also auf Rache. Der

größte

größte Theil der geplünderten Oerter stand dem Kron-general von Pohlen Potocki, einem alten Feinde der Russen, zu. Weil er sich nicht öffentlich zu erkennen geben wollte, so wußte er es dahin zu bringen, daß ein Edelmann von einem niedrigen Rang, Nahmens Gorowski, ein verschlagener Kopf, ein Mittel fand, den Russen einigermassen Schaden zuzufügen. Er sehte einige Manifeste auf, in welchen er die Russen als öffentliche Friedensstöhrer schilderte, weil sie sich die Freyheit genommen, mit einem so starken Heer durch die Länder eines freundschaftlichen Fürsten zu marschiren, die Achtung für einen Staat, die sie so wohl verdient, aus den Augen zu sehen, und wider alle Gesetze die Dörfer dieses Fürsten zu plündern, das Vermögen der Woywoden und Edelleute zu rauben, und die Einwohner dieser Länder unglücklich zu machen. Dieses Manifest fand bey vielen Beyfall. Daran aber genügte dem aufgebrachten Potoki und dem Verfasser Gorowski noch nicht. Sie liessen diese Manifeste in den Groden einiger Woywodenschaften übergeben und einregistriren, und ein solcher Schritt hätte ganz Pohlen wider Rußland aufgebracht, und das Interesse dieser Macht gänzlich vernichtet, wenn alle Woywodenschaften Antheil an dem Schritte des Potocki genommen hätten. Vier oder fünf allein nahmen es an, und registrirten es in ihre Acten, welches ein Zeichen einer sichern eidlichen Conföderation wider Rußland ist. Wenn alle diesem Beyspiele gefolgt wären, so hätte gewiß Rußland einen schweren Streit zu entwickeln gehabt. Denn es fassen auch gewisse Minister von andern Höfen nicht müßig, Gift auszustreun und das Interesse ihrer Herrn durch

gewisse Maaßregeln zu befördern. Der Rußische Hof aber machte gleich auf die erste hievon erhaltene Nachricht Gegenanstalten, theilte gewisse Geldsummen zur schicklichen Zeit aus, und unterdrückte hierdurch die Versuche seiner Feinde. Es wußte den Grafen Tarlow Woywoden von Sendomir zu gewinnen, und dieser nahm nicht nur das Manifest nicht an, sondern misbilligte auch das Betragen anderer öffentlich. Das Geld, das man hie und da austheilte, brachte auch die andern Woywoden auf seine Seite, welche sich alle weigerten, das Manifest anzunehmen. Der kühne Gorowski verlor hierdurch den Muth noch nicht, sondern ward in seinem Vorsatz immer vester, verschob aber andere Schritte, die er noch im Sinne hatte, auf den Ausgang des Kriegs, und hoffte immer, von einem Verlust der Russen Nutzen zu ziehen. Diese hingegen sahen eine solche Confoderation auch nicht mit gleichgültigen Augen an, weil sie wohl wußten, daß er Folgen von äusserster Wichtigkeit haben konnte, wenn alle Woywodschaften Antheil daran nähmen, und je unglücklicher die Oesterreicher bey Grozka gewesen waren, welches den Ruhm ihrer Waffen sehr minderte, desto mehr beeilten sich die Russen, ein Treffen wider die Türken zu liefern, um ihren Credit zu erhalten, und die Absichten der widriggesinnten Polacken hierdurch zu vereiteln. Die Türken waren allein vierzig tausend Mann stark, und konnten sich mit der weit überlegenern Macht der Russen nicht messen. Als aber die Türken sahen, daß ihre Feinde, um in die Moldau einzudringen, durch ein starkes und morastiges Gebüsch paßiren mußten, so besatzten sie die enge Pässe, wor-

durch sie marschiren mußten. Kaum sahe sich die Avantgarde auf diesem unbequemen Weg angegriffen, als sie durch das erschreckliche Feuer, das sie auf die Türken machte, sich überall den Weg öfnete. Die Türken gaben sich alle Mühe, um sie zurück zu treiben; die Russen aber standen wie eine Mauer, die verzweifelte Manier, womit man ihnen den Durchgang streitig machte, schreckte sie nicht ab, sie blieben standhaft, rückten in geschlossenen Gliedern an, und machten ein so erschreckliches und anhaltendes Feuer auf die Feinde, daß es die Türken nicht mehr ausstehen konnten, sondern endlich genöthigt wurden, zurückzuweichen, und dem Feind, der sie verfolgte und zerstreute, den Durchgang offen zu lassen. Der muthige Gegenstand dieser Avantgarde, welche durch den tapfern General Rumanzof commandirt wurde, eröfnete dem Heere den Durchgang, und das anhaltende Feuer, welches die Russen auf die Türken machten, hatte einen starken Eindruck auf sie gemacht. Das Gefecht fiel zwischen Cernauß und Hottin vor, ein einiger teutscher General fiel den Feinden in die Hände, und der Verlust an Verwundeten und Todten war gering. Nachdem die ganze Armee aus dem Walde sich herausgearbeitet hatte, so ließ der Graf von Münch seine abgemattete Leute einen Tag ausruhen, und lagerte sich an einem vortheilhaften Ort, sein linker Flügel stieß an das Ufer des Pruths, sein rechter Flügel war durch den Wald bedeckt. Die geschlagene Türken zogen sich nicht ohne Beschwerlichkeit zurück. Ihr Seraskier Welli-Passa, der zween andere Passa zu drey Roßschweifen Gent-Ali-Passa und Colzak-Passa von Hottin unter seinem Commando hatte, wollte sich unter diesem Platze ver-

 schan-

schanzen, damit er auch noch durch die Kanonen desselben geschützt würde. Seine Soldaten aber widersetzten sich, und sagten, sie wollten sich lieber auf offenem Felde verschanzen, als unter einem Platze stehen, der sich nicht halten konnte, dessen Fall also ihren gänzlichen Umsturz nach sich ziehen konnte. Der Passa mußte sich nach dem Willen seiner Truppen bequemen und sie dahin führen, wo sie wollten. Solchen Zufällen sind dergleichen Commandanten ausgesetzt, wenn sie von der unordentlichen Willkühr einer Nation abhangen, unter welcher ein jeder in gleichen Fällen seinen viel bedeutenden Willen zeigen will.

Nachdem die Türken die Anhöhe, welche sie sich vorsetzten, eingenommen und sich allda verschanzt hatten, so erschien bald hernach auch die Rußische Armee. Die Generals sahen wohl ein, wie schwer es war, die Türken auf der Anhöhe in ihren Verschanzungen anzugreifen, welche durch die Kanonen genugsam vertheidigt waren. Der Graf von Münch aber, welcher keine Schwierigkeiten achtete, gab, wie man sagte, aus Hasse dem General Rumanzof, den er in einem wichtigen Vorfall zu stürzen suchte, den Befehl, mit acht tausend Mann regulirter Miliz auf der rechten Seite die Anhöhe zu besteigen, und allda einen vortheilhaften Ort zu besetzen, welcher der übrigen Armee den Weg bahnte, und wo er, wie er sagte, die Türken gerad in ihrem Lager angreifen wollte. Kaum erschiene dieses Detaschement auf der Höhe gemeldten Postens, als die Türken selbst über die Frechheit dieser geringen Mannschaft erstaunten, welche sich ihnen darstellte, mehr um sich niedermetzeln zu lassen, als ihre Verschanzungen zu beunruhigen. Sie hatten also keinen Anstand sie anzugreifen,

greifen, zwanzig tausend Mann liefen mit dem Säbel in der Faust auf sie los, zu welchen hernach die Lizkische und andere Tartaren stiessen, und alle schryen, als ob sie zu einem gewissen Sieg giengen. Rumanzof stellte sein Corps in Ordnung, und nachdem er die kleine Artillerie der Regimenter in einem Augenblicke in den Zwischenräumen vertheilt hatte, so fieng er an, ordentlich auf den Feind, der ihn angrif, Feuer zu geben. Das unausgesetzte Feuer, welches den Türken sehr beschwerlich fiel, vereitelte ihre Stürme, und zwang sie zurückzuweichen, worauf sie nach einem anderthalb Stunden langen Gefecht in der Flucht ihrem Lager zueilten.

Während dieses Gefechts konnte die rußische Armee sich gänzlich der obgemeldten Anhöhe bemächtigen. Bey ihrer Ankunft und während daß sich die Türken zurückzogen, schryen die Russen so laut: Es lebe die Kaiserin, daß die Türken, welche dieses für eine Gewohnheit der Russen bey ihren Angriffen hielten, glaubten, sie wären nun von der ganzen Hauptarmee angegriffen. Es flohen also nicht nur die geschlagene Truppen eilends davon, sondern auch die übrige Armee brach in aller Schnelle auf, floh davon, verließ ihre Artillerie, Bagage und das ganze Lager und zog sich an die Donau zurück. Colhak-Passa von Hottin allein kehrte in diesen Platz zurück, um im Falle einer Belagerung bereit zu seyn, wo es die Noth erforderte. Der Graf v. Münch, welcher glaubte, daß die Flucht der Türken eine Kriegslist wäre, hielte seine Armee den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht in Schlachtordnung. Die Tartarn, welche nicht weit entfernt waren, merkten kaum, daß die Russen das Lager nicht geplündert hatten, als sie die Nacht darzu anwandten, dem Sieger das Recht der Beute zu entziehen. Als

der Tag anbrach und Münch sahe, daß die Türken wirklich flohen, so wandte er sich gegen Hottin, das nicht weit von dem Ort des Treffens entfernt war. So bald er dem Platz nahe kam, so sahe er auf dem Walle viele weisse Fahnen ausgesteckt, welche die Uebergabe der Stadt anzeigten. Er hielt in seinem Marsche inne, und es kam der Tefterdar oder Fiscal der Stadt samt dem Chiaja des Passa zu ihm, welche zu capituliren verlangten. Münch wollte sie blos als Kriegsgefangene annehmen, in welche harte Bedingung sie auch willigen mußten. Er behielte sie also im Lager bey sich, und schickte seinen Sekretär, Adrian Neugleuf und den Fürsten Cantimir in die Stadt, um dem Passa anzukündigen, sich als Gefangenen zu ergeben. Der Passa, der keine Hoffnung zu irgend einem Succurs, auch keine so starke Besatzung hatte, daß er sich auf den Widerstand derselben hätte verlassen können, und noch überdies in einem Platze lag, der an sich selbst nicht regelmäßig bevestigt war, ergab sich und bat sich nur die einige Gnade vom Marschall aus, seine Frau und seinen sehr jungen Sohn in Freyheit zu lassen. Münch nahm keinen Anstand, ihm diese Gnade zu erzeigen, und den folgenden Tag zog der Passa aus dem Platz aus, stellte sich vor dem Marschall, der eben damals in seinem Garten sein Quartier hatte, und überreichte ihm die Schlüssel der Stadt samt seinem Säbel. Kaum hatte der Passa den Platz verlassen, als Russen und Cosaken in die Stadt einzogen, und alles niederhieben und plünderten, wie sie sich denn nicht begnügten, nur Türken in die Sklaverey mit sich davon zu schleppen, sondern sie behandelten Chräer und Armenier und nicht wenige griechische Christen mit gleicher Härte.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)